

Provenienz

KULTUREN DES SAMMELNS
Akteure – Objekte – Medien

9

Herausgegeben von der
Herzog August Bibliothek

Editorial Board

Lucas Burkart (Basel), Thomas Döring (Braunschweig),
Robert Felfe (Hamburg), Ina Heumann (Berlin),
Randolph C. Head (Riverside, CA), Markus Hilgert (Berlin),
Christiane Holm (Halle), Henrike Lähnemann (Oxford),
Reinhard Laube (Weimar), Ulinka Rublack (Cambridge),
Marília dos Santos Lopes (Lissabon), William H. Sherman (London)

H E R Z O G
A U G U S T
B I B L I O
T H E K

PROVENIENZ

MATERIALGESCHICHTE(N) DER LITERATUR

Herausgegeben von
Sarah Gaber, Stefan Höppner
und Stefanie Hundehege



WALLSTEIN VERLAG

Dieser Band wurde im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1303C gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Herausgeber:innen und Autor:innen. Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOA026 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-SA 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber:innen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autor:innen 2024

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Roboto

Umschlaggestaltung: Wallstein Verlag

Umschlagabbildung: Zugangsbuch der Großherzoglichen Bibliothek Weimar, circa 1825

ISBN (Print) 978-3-8353-5775-4
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8083-7
DOI <https://doi.org/10.15499/kds-009>

INHALT

<i>Sarah Gaber</i> • <i>Stefan Höppner</i> • <i>Stefanie Hundebege</i> Provenienzen (be)schreiben. Eine Einleitung	9
---	---

I. Akteur:innen

<i>Caroline Jessen</i> Privates Sammeln	29
<i>Ulrich von Bülow</i> Sammelnde Kultureinrichtungen	42
<i>Emile Schrijver</i> Antiquarian Book Market	50
<i>Heike Gfrereis</i> Literaturmuseum und Provenienzerfahrung	59

II. Instrumente

<i>Martina Schönbächler</i> Buchobjekte	79
<i>Angelika Dworzak</i> Zugangsbücher	92
<i>Petra Feuerstein-Herz</i> Auktions- und Antiquariatskataloge	111
<i>Elizabeth Harding</i> Datenbanken zu Verkaufskatalogen	123
<i>Julia Schneidawind</i> Autobiographische Zeugnisse	132

<i>Anke Jaspers</i> Bibliotheksfotografien	143
---	-----

III. Edieren und Herausgeben von Texten

<i>Mirko Nottscheid</i> Textzeugenermittlung aus Auktionskatalogen	159
---	-----

<i>Andreas Dittrich</i> Editorische Praxis	175
---	-----

IV. Sprechen über Provenienz

<i>Stefan Höppner</i> Literarische Diskurse	189
--	-----

<i>Stefanie Hundehege</i> Literaturwissenschaftliche Diskurse	201
--	-----

<i>Sarah Gaber</i> Kennerschaft und Bibliophilie	215
---	-----

<i>Olivia Kaiser</i> Bibliothekarische Diskurse	229
--	-----

<i>Ian Ellison</i> Media and Press	237
---	-----

V. Fallstudien

<i>Caren Reimann • Joëlle Weis</i> Fürstinnenbibliotheken	251
--	-----

<i>Stefan Höppner</i> Johann Wolfgang Goethe	261
---	-----

<i>Mirko Nottscheid</i>	
Friedrich Schiller (Gegenständlicher Nachlass)	272
<i>Joanna Raisbeck</i>	
Karoline von Günderrode	285
<i>Yvonne Pietsch</i>	
Bettina von Arnim	294
<i>Anna Busch • Klaus-Peter Möller • Peer Trilcke</i>	
Theodor Fontane	305
<i>Stefanie Hundebege</i>	
Stefan Zweig	321
<i>Sarah Gaber</i>	
Gottfried Benn	335
<i>Susanna Brogi</i>	
Silvia Bovenschen	351
Register	361
Kurzbiographien	367

PROVENIENZEN (BE)SCHREIBEN

EINE EINLEITUNG

Provenienz ist präsent. Früher eher ein Nischenthema in Museen, Archiven, Galerien und Bibliotheken, ist sie heute ein zentraler Gegenstand für diese Gedächtnisinstitutionen. Die Diskussionen sind überall. Man denke an den Nachlass des Kunstsammlers Cornelius Gurlitt, der im Nationalsozialismus beschlagnahmte, äußerst prominente Kunstwerke enthielt; an das Berliner Humboldt-Forum im wiederaufgebauten Stadtschloss, das zahlreiche Objekte aus kolonialen Kontexten ausstellt; oder an den spektakulären Beschluss des französischen Präsidenten Emmanuel Macron (*1977), der sich 2017 zur Rückgabe geraubter Kunstwerke nach Afrika entschloss. Selbst in die Popkultur findet das Thema Eingang, etwa in Hollywood-Filmen wie *Monuments Men* (2014) und *Woman in Gold* (2015), die sich mit von den Nationalsozialisten geraubter Kunst beschäftigen.

All dies stößt in der Öffentlichkeit auf große Resonanz, auch, weil hier Unrecht thematisiert wird, das Staaten, Institutionen und private Akteur:innen in der Vergangenheit verübt haben. Den Startschuss für diese Entwicklung lieferte 1998 die *Washingtoner Erklärung*, auf Englisch *Washington Principles on Nazi-Confiscated Art*,¹ mit der sich 44 Staaten, jüdische Opferverbände und der Vatikan verpflichteten, von den Nationalsozialisten beziehungsweise der Wehrmacht entzogene Kunstwerke zu identifizieren und an die Besitzer:innen oder deren Erb:innen zu restituieren. Die Erklärung ist zwar völkerrechtlich nicht bindend. Dennoch verpflichtete sich die Bundesrepublik Deutschland 1999 mit einer eigenen Erklärung² sowie einer dazugehörigen ›Handreichung‹³ für Gedächtnisinstitutionen, die fortan nach ›NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut‹ in ihren Sammlungen suchen und diese zurückgeben sollten. Dafür wurde eine Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste in Magdeburg aufgebaut, deren Aufgaben seit 2015 vom Deutschen

1 <https://www.lootedartcommission.com/Washington-principles> (Zugriff: 12. Januar 2024).

2 https://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/1999/1999_12_09-Auffindung-Rueckgabe-Kulturgutes.pdf (Zugriff: 12. Januar 2024).

3 <https://www.kulturgutverluste.de/sites/default/files/2023-04/Handreichung.pdf> (Zugriff: 12. Januar 2024).

Zentrum Kulturgutverluste wahrgenommen werden. Rückgrat von deren Arbeit sind die so genannte *Lost Art*-Datenbank,⁴ in der sowohl geraubtes als auch bei Recherchen aufgefundenes Kulturgut gemeldet werden kann, sowie die Forschungsdatenbank *Proveana*,⁵ in der Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Provenienzforschung vorgestellt werden. Denn diese Forschungen existieren inzwischen in großer Zahl, einschließlich einschlägiger Tagungen und Publikationen, häufig auf Objekte aus der Bildenden Kunst bezogen.⁶ Dazu kommen Handreichungen, wie bei den Forschungen vorzugehen ist.⁷ Viele, besonders kleinere Institutionen unterhalten dazu allerdings nur zeitlich befristete Projekte, obwohl es gerade bei größeren Sammlungen natürlich eine Daueraufgabe wäre – betrifft die Frage der Herkunft ja nicht nur Objekte, die zwischen 1933 und 1945 oder früher erworben wurden, sondern auch die ›Biographien‹ von Dingen, die später in diese Sammlungen gekommen sind.

Zudem hat sich der Fokus der Provenienzforschung beträchtlich erweitert. Nicht nur NS-Verbrechen werden untersucht. Zunehmend richtet sich der Blick auch auf koloniale Kontexte – in Deutschland betrifft das vor allem die Epoche des Kaiserreichs – und Kulturgutentziehungen, die zwischen 1945 und 1990 in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR stattgefunden haben.

4 <https://www.lostart.de/de/start> (Zugriff: 12. Januar 2024).

5 <https://www.proveana.de/de/start> (Zugriff: 12. Januar 2024).

6 Vgl. zum Beispiel Franziska Bomski, Hellmut Th. Seemann und Thorsten Valk (Hg.): *Spuren suchen. Provenienzforschung in Weimar, Göttingen 2018*; Deutsches Zentrum Kulturgutverluste (Hg.): *Provenienzforschung in deutschen Sammlungen. Einblicke in zehn Jahre Projektförderung*, Berlin und Boston 2019; Andrea Baresel-Brand, Nadine Bahrmann und Gilbert Lupfer (Hg.): *Kunstfund Gurlitt. Wege der Forschung*, Berlin und Boston 2020; Lars Frühsorge, Sonja Riehn und Michael Schütte (Hg.): *Völkerschau-Objekte. Beiträge der Tagung vom 27. bis 20.10.2020 in Lübeck*, Lübeck 2021; Interessengemeinschaft Deutscher Kunsthandel (Hg.): *Fair und gerecht? Restitution und Provenienz im Kunstmarkt. Praxis – Probleme – Perspektiven*, Heidelberg 2021; Mathias Deinert, Uwe Hartmann und Gilbert Lupfer (Hg.): *Enteignet, entzogen, verkauft. Zur Aufarbeitung der Kulturgutverluste in SBZ und DDR*, Berlin und Boston 2022. Für eine kommentierte Quellensammlung zum Thema vgl. Isabelle Dolezalek, Bénédicte Savoy und Robert Skwirblies (Hg.): *Beute. Eine Anthologie zu Kunstraub und Kulturerbe*, Berlin 2021.

7 Vgl. zum Beispiel Stefan Alker, Bruno Bauer und Markus Stumpf: *NS-Provenienzforschung und Restitution an Bibliotheken*, Berlin 2017; Deutsches Zentrum Kulturgutverluste u. a. (Hg.): *Leitfaden Provenienzforschung. Zur Identifizierung von Kulturgut, das während der nationalsozialistischen Herrschaft verfolgungsbedingt entzogen wurde*, Berlin 2019; Christoph Zuschlag: *Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird*, München 2022.

Bei all diesen Unternehmungen und ihrem Echo in Medien und Forschung stehen juristische und ethische Aspekte im Vordergrund, also die Frage nach der damaligen und heutigen Rechtmäßigkeit und der Gewalt, dem moralischen Unrecht, die den Besitzer:innen zugefügt wurden. Viele Einrichtungen, etwa das LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster oder die Hamburger Kunsthalle, bemühen sich inzwischen die Herkunft ihrer gesammelten Objekte auch in den jeweiligen Beschriftungen zu dokumentieren.⁸ Bibliotheken und Archive stehen hier vor ähnlichen Herausforderungen wie Museen und Galerien, nämlich dass sie Provenienzen erst noch recherchieren müssen, dass man eine institutsübergreifende Form finden muss, wie man diese Provenienzen erfasst und nicht zuletzt, dass diese Aufgabe nun zusätzliche Ressourcen erfordert. Im deutschsprachigen Bibliotheksbereich existiert mittlerweile zumindest ein Standard zur Dokumentation von Provenienzmerkmalen, der unter maßgeblicher Mitwirkung der Weimarer Herzogin Anna Amalia Bibliothek entwickelte Thesaurus der Provenienzbegriffe (T-PRO),⁹ der zur Verzeichnung individueller Exemplarmerkmale dient.

Die Aufarbeitung der Provenienzen fraglicher Sammlungen trägt nicht nur dazu bei, der Forderung nach mehr Transparenz bezüglich der Herkunftsgeschichten von Archivs- und Bibliotheksbeständen zu begegnen, sondern auch dazu, das Zusammenspiel von privatem Sammlungsinteresse, institutioneller Sammlungspolitik und gewerblichem Buchhandel genauer zu beleuchten. Im Fokus des ersten Kapitels ›**Akteur:innen**‹ stehen daher vergangene und gegenwärtige Handelspraktiken und Materialaufmerksamkeiten der Verwalter:innen literarischer Sammlungsstätten und der Betreiber:innen von ›Umschlagplätzen‹ von Büchern, Buchsammlungen und Autographen. Dem Ursprung eines Textes wird schon seit Beginn bibliophilen Sammelns ein besonderer Stellenwert zugewiesen. Entstehungsmoment, -ort und -art eines Textes – Welche Hand hat den Brief geschrieben? Wer hat wann und wo dieses Typoskript getippt? Aus welchem Jahr, aus welcher Druckpresse stammt diese Edition? – sind Angaben, ohne die Sammler:innen und Forscher:innen einem Text kaum Beachtung schenken. Das Erlernen ihrer Bedeutung gehört zu den Grundlagen des philologischen Studiums. Die Herkunft eines

8 Exemplarisch anhand von Beständen der Deutschen Nationalbibliothek betreibt das auch: Stephanie Jacobs (Hg.): Tiefenbohrung. Eine andere Provenienzggeschichte, Berlin u. a. 2022.

9 https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (Zugriff: 2. Januar 2024).

Textes ist nicht nur wichtig, sie ist mitunter wesentlich für den Wert, der ihm beigemessen wird. Private Sammler:innen und Antiquar:innen müssen ihn evaluieren und in einen monetären Wert übersetzen, wenn ein Stück oder eine Sammlung in andere Hände wechseln soll, und auch sammelnde Institutionen müssen darüber verhandeln, wenn sie über die Aufnahme oder den Ankauf eines neuen Bestandes entscheiden.¹⁰ Die Aufmerksamkeit für den Überlieferungsweg eines Textes war hingegen lange dem Interesse an seinem Ursprung nachgeordnet. Weit zurückreichende Ketten von Besitzverhältnissen haben dann interessiert, wenn es darum ging, den Ursprung eines Briefs, Autographen oder eben ein spezifisches, lang zurückliegendes Besitzverhältnis zu verifizieren. Mit den Umständen, unter denen vorige Besitzer:innenwechsel und Translokationen eines Textes oder einer Sammlung gerade in Kolonial-, Exil- und Emigrationskontexten stattfanden, befassten sich sammelnde Institutionen, Handel und Forschung erst sehr viel später, nicht zuletzt da ihre Aufarbeitung eine – vielleicht missliebige – Reflexion des eigenen Vorgehens erfordert. So gelangten etwa vor allem im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert Privatsammlungen wertvoller Manuskripte aus dem Mittleren Osten und afrikanischen Ländern in europäische Städte, mitunter auch, wenn zwischen dem Herkunftsort einer Sammlung und ihrem neuen Aufenthaltsort keine direkte koloniale administrative Beziehung bestand. Ein prominentes Beispiel ist die aus etwa 2.000 seltenen Manuskripten und Büchern (unter anderem arabische und hindustanische Literatur, Persische Lyrik, Sanskrit-Übersetzungen, Wörterbücher) bestehende *Bibliotheca Sprengeriana* des österreichischen Orientalisten Aloys Sprenger (1813–1893), die von diesem auf dienstlichen und privaten Reisen angelegt (wobei Sprenger sich durchaus mit fragwürdigen Mitteln vorgehender Mittelsmänner bediente) und die 1857 von der Reichsbibliothek in Berlin erworben wurde.¹¹ Doch als problematisch erweisen sich hierbei nicht nur Praktiken aus der Zeit vor 1945. Bis weit in die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gelangten Sammlungen, die ihren Besitzer:innen geraubt, abgepresst oder auf andere Weise entzogen wurden, in öffentliche Institutionen, sei es durch antiquarischen Handel, durch die Vermengung mit ausgelagerten Beständen, die nach 1945

10 Vgl. Kevin Mac Donnell: The Bookseller's Perspective, in: *Collecting, Curating, and Researching Writers' Libraries. A Handbook*, hg. von Richard W. Oram und Joseph Nicholson, Lanham, MD u. a. 2014, S. 29–52.

11 Die genauen Erwerbsumstände der Werke in Sprengers Bibliothek wurden weder von seinen Vorgesetzten in Indien, wo Sprenger zwischen 1845 und 1856 als Direktor das Delhi College leitete, noch von der Berliner Reichsbibliothek hinterfragt. Vgl. Venkat B. Mani: *Recoding World Literature. Libraries, Print Culture, and Germany's Pact with Books*, New York 2017, S. 116–121.

zurückgeführt wurden, aber auch – gerade in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR – durch Übereignungen oder Übergaben von beschlagnahmtem Material aus NS-Einrichtungen und -gebäuden, wobei einzelne Bände oder Sammlungen durch die Zusammenlegung von Bibliotheksbeständen bis heute Provenienzspuren gleich mehrerer Einrichtungen aufweisen.¹² Während eine frühere Provenienz eine Aufnahme oder einen Erwerb vielleicht gerade reizvoll macht, ist sie durch spätere Überlieferungs- oder Besitzverhältnisse eventuell besonders problematisch. Gerade diese Mehrschichtigkeit der Provenienz aufzuschlüsseln, nach Möglichkeit der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und, im Falle von ausstehenden Sammel-, Erwerbs- oder Restitutionsentscheidungen, sich zu ihr zu positionieren, ist heute eine der großen Herausforderungen, mit denen sich private Sammler:innen, sammelnde Institutionen, aber auch Antiquariate konfrontiert sehen.

Der Vermittlung von mehrschichtigen Provenienzg Geschichten müssen sich zunehmend auch Literaturmuseen annehmen. Zwar ist die Frage nach Herkunft seit jeher in die Idee des Literaturmuseums eingeschrieben – die Besucher:innen kommen schließlich, um originale Handschriften, Briefe, Tagebücher, Buchmanuskripte, Arbeitsunterlagen direkt aus der Feder der Autor:innen zu betrachten, sich von ihnen inspirieren zu lassen und Provenienz als ästhetische Erfahrung zu machen – doch die Beantwortung der Frage danach, wie das ausgestellte Objekt überhaupt in das Museum gekommen ist, in die Ausstellungserfahrung zu integrieren, ist neu.¹³

Aufbauend darauf werden im zweiten Kapitel ›Instrumente‹ Hilfsmittel und Infrastrukturen, um die Herkunft eines Buchobjekts und seine Vorbesitzer:innen zu ermitteln, in den Blick genommen. Mit dem so genannten *material turn* der 1990er Jahre erfuhren Gebrauchs- und Lesespuren in Autor:innenbibliotheken, die verschiedene Besitzer:innen hinterlassen haben, eine bisher nicht dagewesene Aufmerksamkeit. Durch sie wird das ›Massenprodukt‹ Buch zum Unikat: Besitzvermerke und Widmungen zeigen an, wem ein Buch gehört hat und wann es möglicherweise den Besitz gewechselt hat. Einlagen, Knicke, Flecke und sonstige Abnutzungsspuren verweisen darauf, wie – möglicherweise von wem – ein Buch gebraucht wurde. Randnotizen,

12 Vgl. Regine Dehnel: Die Zentralstelle für wissenschaftliche Altbestände als Verteilerinstitution für NS-Raubgut nach 1945, in: Provenienz & Forschung 1, 2021, S. 6–12.

13 Vgl. beispielsweise die Beiträge von Elisabeth Geldmacher und Nadine Kulbe sowie von Ute Haug und Emilia Krellmann in: Madeleine Brook, Stefanie Hundehege und Caroline Jessen (Hg.): »Verschwinden«. Vom Umgang mit materialen und medialen Verlusten in Archiv und Bibliothek, Göttingen 2024.

An- und Unterstreichungen sind nicht nur Spuren, die Leser:innen im Buch hinterlassen haben, sondern zeugen auch von den Eindrücken, die der Text in ihnen, in ihren Gedanken und möglicherweise ihrem eigenen literarischen Schaffen hinterlassen hat.¹⁴ Dazu kommen verschiedene listenförmige Informationsquellen der Provenienzforschung – Zugangsbücher, antiquarische Verkaufskataloge, Datenbanken –, anhand derer sich Wege, die Bücher oder Autographen hinter sich haben, nachvollziehen lassen.¹⁵ In Zugangsbüchern wird vermerkt, wenn Buchobjekte von privatem in institutionellen Besitz übergehen. Antiquarische Verkaufskataloge betonen die Schlüsselposition, die Antiquar:innen bei der Bergung, Identifizierung und Bekanntmachung von Provenienzmerkmalen in zum Kauf angebotenen Büchern einnehmen. Längst nicht alles Archivmaterial erreicht sammelnde Institutionen direkt von seinen Urheber:innen oder deren Erb:innen; auch Archive und Bibliotheken erwerben Teile ihrer Bestände über Auktionshäuser und werden oftmals überhaupt erst über die von den Antiquar:innen in ihren Katalogen benannten Besitzspuren auf bestimmte Angebote aufmerksam. Im Zeitalter der Digitalisierung stellen auch Datenbanken ein wichtiges Instrument der Provenienzforschung dar; sie verlängern in gewisser Weise das gedruckte Medium des Auktionskatalogs. Gerade die Digitalisierung älterer Kataloge – die Geschichte des Antiquariatskatalogs reicht bis ins sechzehnte Jahrhun-

14 Vgl. etwa David Pearson: *Books as History: The Importance of Books Beyond Their Texts*, Newcastle, DE und London 2008; Martin Schubert (Hg.): *Materialität in der Editionswissenschaft*, Berlin und New York 2010; Stefan Höppner u.a. (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, Göttingen 2018; Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher (Hg.): *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2020; Manuel Bamert: *Stifte am Werk. Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns*, Göttingen 2021; Caroline Jessen, Stefan Höppner und Ulrike Trenkmann (Hg.): *Themenschwerpunkt: Der komplexe Faden der Herkunft – Provenienz*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 46/1, 2021, S. 109–321; Jacobs: *Tiefenbohrung* (Anm. 8); Dirk Van Hulle: *Genetic Criticism. Tracing Creativity in Literature*, Oxford 2022. Für den Bereich der bildenden Kunst vgl. exemplarisch Emily D. Bilski: *The Lives of Objects Beyond Ownership*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 46/1, 2021, S. 300–321.

15 Vgl. Friderike Dinkruth: *Die Auktionskataloge und ihr besonderer Wert für die Wissenschaft*. AKMB-News: Informationen zu Kunst, Museum und Bibliothek 11/1, 2005, S. 7–13; Jutta Bendt: »Antiquar Kataloge«, »Antiquariatsanzeiger«, »Büchersuchdienste«. *Betrachtungen beim Streifzug durch eine Marbacher Sammlung*, in: *Bücher, Kunst und Kataloge. Dokumentation zum 40jährigen Bestehen des Antiquariats Jürgen Holstein*, Berlin 2007, S. 305–312.

dert zurück – bedeutet, dass bislang nur schwer zugängliches Material einer größeren Öffentlichkeit verfügbar gemacht wird. Neue, digitale Methoden der Provenienzforschung durch maschinenlesbar gemachte Kataloge regen auch zur Reflexion der epistemischen Bedingungen dieses Medienwechsels an: Wo werden Sicht- und Strukturweisen der Katalogsautor:innen in Datenbanken übernommen und wo nicht? Welche Elemente der Kataloge werden eingelesen (welche nicht?) und wie werden sie maschinenlesbar gemacht?¹⁶

Ein literarisches Werk ebenso wie werkförmig zu verstehende Privatbibliotheken¹⁷ entstehen kaum, ohne dass ihre Genese sowie ihr Nachleben auch in anderen Dokumenten – autobiographischen Zeugnissen, Korrespondenzen oder etwa Photographien – belegt sind. Daher können auch diese Quellen dazu beitragen, Entstehungs-, Übertragungs-, und gegebenenfalls Zerstreungsprozesse nachzuvollziehen. In Briefen oder Tagebucheinträgen schreiben Büchersammler:innen über den Zustand ihrer Kollektionen, freuen sich über neuen Zuwachs, sorgen sich über Platzmangel oder beklagen Verluste. Auch Berichte anderer, mitunter abgedruckt in bibliophilen Zeitschriften, Nachrufen, Memoiren können wertvolle Hinweise auf den Zustand einer Sammlung zu einem bestimmten Zeitpunkt liefern. Photographien – inszenierte Aufnahmen ebenso wie spontane Schnappschüsse – von Autor:innenbibliotheken können dazu beitragen, virtuelle Bibliotheken¹⁸ zu rekonstruieren: Anhand ihrer lässt sich verfolgen, welche Bücher sich im Besitz von Autor:innen befanden und auch, welche Bücher ein:e Autor:in zeitweilig besaß, die heute nicht mehr in ihren Nachlässen überliefert sind.

Im dritten Kapitel ›**Edieren und Herausgeben von Texten**‹ soll es um die Editionswissenschaft als Teilbereich philologischer Arbeit gehen, der auf Kenntnissen von Überlieferungswegen, Herkunftszusammenhängen und Besitzer:innenwechseln aufbaut, wenngleich dieses bisher nicht unter dem Begriff ›Provenienz‹ oder gar als ›Provenienzforschung‹ explizit gemacht wurde (und wird). Das Zusammenstellen einer historisch-kritischen Werkausgabe erfordert umfangreiches, hochspezialisiertes, zumeist sehr autor:in-

16 Vgl. Anke Jaspers: Digitalisierung als epistemische Praxis. Vom Nutzen und Nachteil der digitalen Katalogisierung und Erschließung von Autor:innenbibliotheken, in: Zeitschrift für Germanistik 32/1, 2022, S. 133–154.

17 Vgl. die Ausführungen von Dirk Werle über das epistemische Potential von Autor:innenbibliotheken als Werke zweiter Ordnung. Dirk Werle: Autorschaft und Bibliothek. Literaturtheoretische Perspektiven, in: Höppner u.a.: Autorschaft und Bibliothek (Anm. 14), S. 23–34, hier S. 30–34.

18 Zum Begriff der »virtuellen« Bibliothek vgl. Daniel Ferrer: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31 (2010), S. 15–18.

nenspezifisches Wissen über die Überlieferungswege von Handschriften. Der Großteil dieses Wissens bleibt letztlich für Leser:innen wissenschaftlicher Editionen unsichtbar, da diese oft lediglich auf den aktuellen Aufbewahrungsort beziehungsweise die aktuellen Besitzer:innen verifizierter Handschriften verweisen, nicht jedoch sämtliche Vorbesitzer:innen angeben, auch dort, wo dies rekonstruierbar wäre. Am Anfang der Erarbeitung einer Werkausgabe steht die Suche nach Textzeugen – Autographen, handschriftliche oder gedruckte Abschriften nach den Originalen – in Archiven, Bibliotheken und in Privatbesitz. Aber auch Abbildungen oder Beschreibungen in Auktions- und Antiquariatskatalogen können beim Aufspüren und Dokumentieren insbesondere von literarischen Handschriften eine wesentliche Rolle spielen. Einmal ermittelt, stellt sich im nächsten Schritt die Frage, in welcher Granularität Daten zum materiellen Textträger, aber auch zur Provenienz- und Überlieferungsgeschichte eines Schriftstücks in den Kommentar neugermanistischer Editionen aufgenommen wurden. Gibt es hier unterschiedliche Traditionen und Entwicklungen? Verbindungen zwischen heute räumlich getrenntem, zum Beispiel in verschiedenen Archiven gelagertem aber intellektuell zusammengehörigem Material können so aufgezeigt werden, ebenso wie die editorische Dokumentation von Provenienzinformationen die Genese kollaborativer Texte nachvollziehbar macht.

Das Nachdenken, Sprechen über, auch das Verschweigen von Überlieferungszusammenhängen wird im vierten Kapitel **›Sprechen über Provenienz‹** thematisiert. Wo werden Herkunftswege offengelegt und diskutiert, wo vergessen oder verschwiegen? Wie haben Autor:innen, Philolog:innen, Bibliophile, wie wird in Museen über Provenienzen und Materials Spuren und die in ihnen konkretisierte Zeitlichkeit von Texten nachgedacht und welchen historischen Entwicklungen unterliegen diese Diskurse? Wie und wo wird die Öffentlichkeit in diesen Diskurs einbezogen? Denn wenn dies auch erst seit kurzem unter dem Begriff ›Provenienz‹ verhandelt wird – Fragen bezüglich der Herkunftswege und Überlieferung literarischer Dokumente sind seit langem Bestandteil verschiedener Diskurse. Dazu zählen beispielsweise literarische Herkunftserzählungen mit Bezug auf Bücher und Handschriften – etwa durch fiktive Herausgeber:innen –, aber auch narrative Verarbeitungen, wenn es etwa um die Herkunft oder das Verschwinden (häufig durch Raub, Zerstörung) alter, auch fiktiver Bücher oder Handschriften geht, um rätselhafte Marginalien mit magischen Kräften in der Fantasy- oder Horrorliteratur, oder wenn Hermann Hesse (1877–1962) in seiner frühen Erzählung *Der Novalis* (um 1900) die Objektbiographie eines alten Buches erzählt und mit der Lebensgeschichte seiner Figuren verknüpft. Oder wenn ein jüngerer Roman wie *S.* (2013) von J.J. Abrams (*1966) und Doug Dorst mit den

Praktiken der Annotation spielt und dabei ein nur schwer durchdringbares Textlabyrinth fabriziert.

In der Literaturwissenschaft haben sich diese Entwicklungen bisher nur begrenzt ausgewirkt. Tatsächlich lässt sich argumentieren, dass diese Disziplin ihr Untersuchungsobjekt – das literarische Werk – lange als weitestgehend unabhängig von seiner materialen Form betrachtet hat.¹⁹ Ob es in einem Buch mit Schweinsledereinband und Goldschnitt oder in einem halb zerfetzten Reclamheft steht und woher diese Bücher stammen, ist für eine rein textbasierte Analyse irrelevant. Das gilt erst recht, wenn man bedenkt, dass diese Texte, wenigstens in ihrer gedruckten oder als Datei publizierten Form, in beliebig vielen Exemplaren existieren können, so dass die Frage nach einem Original oder *dem* definitiven Exemplar als geradezu widersinnig erscheint. Doch diese Sichtweise greift zu kurz, wenn man den *material turn* der vergangenen Jahre berücksichtigt, demzufolge die materiale Erscheinungsform eines Textes durchaus einen Einfluss auf seine Rezeption ausüben kann.²⁰ Und natürlich gibt es ebenso Texte, die tatsächlich nur in einem einzigen Exemplar existieren.

Wie blicken Menschen, die selbst Bücher und andere Objekte sammeln, auf die Herkunft der Objekte, über die sie sich austauschen? Bibliothekar:innen, Archivar:innen und Händler:innen, aber auch bibliophile Sammler:innen wie Ida Schoeller (1863–1917), Karl Wolfskehl (1869–1948), Stefan Zweig (1881–1942) oder Salman Schocken (1877–1959) erarbeiteten sich im Rahmen ihrer beruflichen oder privaten Sammeltätigkeiten eine beachtliche Expertise, um die genaue Herkunft – den ›Pedigree‹ – eines Objektes, das sie erwerben wollten, bestimmen und verifizieren zu können. Der Austausch über Provenienz wird im kennerschaftlichen Diskurs nicht zuletzt auch als soziales Phänomen sichtbar. Wissen über Herkunft und Überlieferung dient als Mittel der Distinktion derjenigen, die sich austauschen. Als Privatpersonen können sie verglichen mit öffentlichen Institutionen dabei auch freier agieren, wenn es um Objekte mit problematischen Provenienzen geht.

Wieder anders schauen Bibliotheken, die ihre Aufmerksamkeit ohnehin eher auf das Buch als materialen Träger als auf den Inhalt lenken, auf Provenienzen

19 Vgl. weiterführend das Kapitel ›Verhandlungen des Literaturbegriffs in der deutschen Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts‹, in: Rainer Rosenberg: Verhandlungen des Literaturbegriffs. Studien zu Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft, Berlin 2003, S. 3–42.

20 Sebastian Böhmer: Was bedeutet die Materialität der Literatur für die Literatur(ausstellung)? Ein Versuch, in: Zwischen Materialität und Ereignis. Literaturvermittlung in Ausstellungen, Museen und Archiven, hg. von Britta Hochkirchen und Elke Kollar, Bielefeld 2015, S. 87–102.

nienzfragen. Dennoch stellt die vor allem seit der *Washingtoner Erklärung* intensiv geführte Diskussion Bibliotheken vor mannigfaltige Herausforderungen. Zu praktischen Überlegungen – wie lassen sich Provenienzspuren institutionsübergreifend, aber auch über unterschiedliche Arten von Gedächtnisinstitutionen hinweg einheitlich erfassen? – kommen rechtliche und moralische Herausforderungen hinzu, etwa was den Umgang mit Buchobjekten betrifft, bei denen es sich vermutlich oder erwiesenermaßen um entzogenes Kulturgut handelt. Immer mehr öffnen sich Institutionen in diesen Fragen auch dem öffentlich geführten Diskurs. Ein größeres mediales Echo im Fernsehen, auf Nachrichtenportalen, im Radio oder in Zeitungen finden bislang jedoch nur in jüngster Zeit und in der Regel nur sehr bekannte und umstrittene Fälle: Die Manuskripte Franz Kafkas (1883–1924) etwa, die sich heute auf Marbach, Oxford und Jerusalem verteilen. Ein komplexer Überlieferungsprozess, der sorgfältiger Rekonstruktion bedarf, verschränkt sich hier mit heiklen juristischen und ethischen Fragen – ein Minenfeld und doch, oder vielleicht gerade deshalb, Gegenstand zahlreicher, häufig sensationalisierender Berichterstattungen. Hingegen weniger bekannte Fälle: Ein Drittel von Schillers (1759–1805) Bibliothek, früher in Hamburg, befindet sich heute in Sankt Petersburg; die umfangreichen Exzerpte Johann Joachim Winckelmanns (1717–1768) in der Bibliothèque nationale de France in Paris.

Abschließend werden im fünften Kapitel ›**Fallstudien**‹ exemplarisch die Provenienzen individueller Schriftsteller:innennachlässe und privater Sammlungen – ihre Translokationen, Zerstreuungen, gegebenenfalls ihre Rückführungen – nachgezeichnet, das Verhältnis ihrer Besitzer:innen zum Sammeln und zu Eigentums- und Herkunftsfragen diskutiert, und inwiefern sich dieses möglicherweise in ihren literarischen Texten niederschlägt. Beispiele frühneuzeitlicher Fürst:innenbibliotheken – etwa der Bibelsammlung Elisabeth Sophie Maries von Braunschweig-Wolfenbüttel (1683–1767) – zeugen nicht nur von der wissenschaftlichen und politischen Teilhabe adeliger Frauen an Wissensnetzwerken und -diskursen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Sie geben darüber hinaus Aufschluss über die Sammlungspraxen von Bibliotheken. Die ihnen anvertrauten Bücherkollektionen weiblicher Sammlerinnen wurden von nachfolgenden, meist männlichen Bibliothekaren und Historikern eher vernachlässigt und nicht selten – und dies explizit gegen den Wunsch ihrer Spenderinnen – aufgelöst oder zerstreut. Sorgfältig kuratiert und vergleichsweise geschlossen überliefert ist hingegen die Arbeitsbibliothek Johann Wolfgang Goethes (1749–1832), die auch nach seinem Tod noch viele Jahre von anderen Familienmitgliedern genutzt wurde. Bis heute zeigt sich das Bestreben der Klassik Stiftung Weimar, verstreute Bücher und Handschriften aus dieser Bibliothek anzukaufen, die sich in

Privatsammlungen oder in anderen Institutionen befinden, wenn diese auf den Markt gelangen. Bei der Zuordnung von Büchern zu Goethes Bibliothek werden neben den überlieferten Listen seiner Sekretäre auch Widmungen, verschiedene Exlibris, selten auch Arbeitsspuren genutzt. Wieder anders ist die Überlieferungslage beim gegenständlichen Nachlass Friedrich Schillers. Die im neunzehnten Jahrhundert kultische Züge annehmende Verehrung des Schriftstellers führte dazu, dass eine Fülle von ›Schillerreliquien‹ kursierten und schließlich – teilweise mit scheinbar gesicherten Provenienzen ›ausgestattet‹ – in Museen landeten, die es nun zu überprüfen gilt. Der handschriftliche Nachlass einer der prominentesten Schriftsteller:innen der ›Goethezeit‹, Karoline von Günderrode (1780–1806), der beinahe ein Jahrhundert lang nach ihrem frühen Tod als verschollen galt, gelangte in den 1890er Jahren in den Besitz des jüdischen Gelehrten Ludwig Geiger (1848–1919). Die Verhandlungen zwischen Geigers Tochter und dem Frankfurter Literaturhistoriker Max Preitz (1885–1971), der sich in den späten 1930er Jahren zum Ziel gesetzt hatte, den Nachlass in der städtischen Bibliothek unterzubringen, führen erneut die Dringlichkeit der Aufarbeitung institutioneller Erwerbspraktiken der dreißiger und vierziger Jahre vor Augen. Wie frei waren jüdische Erb:innen oder Sammler:innen in dieser Zeit, sich Kaufangeboten zu verweigern?

Die Bibliothek Bettina von Arnims (1785–1859), die sich heute als Teilbestand der Familienbibliothek von Arnim in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB) in Weimar befindet, spiegelt nicht nur das private Lese- und Sammlungsinteresse Bettina von Arnims wider; nach dem Tod ihres Mannes Achim von Arnim (1781–1831) prägte ihr Schaffen als Verlegerin der Werke ihres Mannes und als Schriftstellerin maßgeblich die weitere Entwicklung der Sammlung. Finanzielle Bedrängnis führte schließlich dazu, dass die Erb:innen in den 1920er Jahren den Nachlass stückweise veräußerten; mit dem Einsetzen der Bodenreform 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone wurde die Familie schließlich entschädigungslos ihres Familienguts – inklusive des Gutarchivs – enteignet. Es folgten mehrere Umlagerungen und nach der Wiedervereinigung 1990 juristische Rückgabeforderungen der Familie. Wesentliche Etappen der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts – Nachkriegszeit, Sowjetische Besatzungszone, DDR, Wiedervereinigung – spiegeln sich somit in der Provenienzgeschichte der Bibliothek und des Nachlasses der Familie von Arnim wider.

Eine bewegte Sammlungsgeschichte hat das Theodor-Fontane-Archiv der Universität Potsdam, das 1935 auf der Grundlage eines Teilnachlasses Theodor Fontanes (1819–1898) gegründet wurde. Vorausgegangen waren bereits damals mehrere Etappen einer Zerstreungsgeschichte, die in einer Auktion 1933 kulminierte. Durch den Zweiten Weltkrieg und die deutsch-deutsche

Teilung hat das Archiv über die Jahrzehnte hinweg erheblich an diversen Translokationsbewegungen partizipiert, die sich auf unterschiedliche Weise – als Verluste, als Rückkehrer, als Kopien, als Leerstellen – in das Bestandsprofil eingeschrieben haben. Die Autographenkatalogsammlung Stefan Zweigs, die dieser 1934 nach seiner jähen Emigration in Salzburg zurückließ und die sich heute größtenteils im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befindet, bildete die Grundlage für Zweigs Expertise auf dem Gebiet des Autographensammelns. Der im Autograph sichtbar gemachte Moment kreativer Schöpfung faszinierte den bibliophilen Sammler und Kenner Zweig, der selbst die Provenienzen seiner Autographen – und Autographenkataloge – akribisch dokumentierte; eine Faszination, die sich nicht nur in seiner umfangreichen Privatsammlung äußerte, sondern als Gegenstand mehrerer seiner Essays und Novellen auch in sein literarisches Werk eingegangen ist.

Nicht zuletzt brechen Provenienzenspuren auch Vorstellungen von vermeintlich statischen Beständen auf, so beispielsweise im Fall der Autorenbibliothek von Gottfried Benn (1886–1956), die sich heute überwiegend in Marbach befindet, zum Teil auch in der Bibliothek der Akademie der Künste in Berlin verwahrt wird. Widmungsexemplare im Bestand verweisen beispielsweise auf fremde Vorbesitzer:innen und verraten gleichzeitig etwas über die sozialen Netzwerke Benns. Nachlassgeschichten, dies führt Benns Bibliothek darüber hinaus vor Augen, sind zumeist eng mit den Institutionsgeschichten der Sammlungseinrichtungen verbunden, in denen sie aufbewahrt werden, sie spiegeln deren Sammlungsprofile und -politiken, gerade (aber nicht nur) wenn sie sich erweitern, umbauen, neu definieren.

Die Gebrauchs- und Provenienzenspuren in der Nachlassbibliothek der zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Bandes erst vor wenigen Jahren verstorbenen Schriftstellerin Silvia Bovenschen (1946–2017) verweisen nicht nur auf wichtige Lebensstationen und Lektüren der Autorin. Die umfangreiche, bis an ihr Lebensende stetig wachsende Arbeits- und Privatbibliothek Bovenschens, die über viele Jahre wegen Krankheit ihre Wohnung nur selten verlassen konnte, verschmilzt stellenweise mit den Büchern ihrer Partnerin, hatte aber gerade die für ihre frühen Arbeiten zur feministischen Literaturwissenschaft wichtigen Bände an befreundete Schriftsteller:innen weitergereicht und weist so auch Überlieferungslücken auf.

Das so aufgemachte Panorama verdeutlicht das Spektrum und Spannungsfeld einer Auseinandersetzung mit dem Thema Provenienz in der Literatur und ihren Wissenschaften. Dieses ist notwendig interdisziplinär, überschreitet Fächer-, Theorie- und Methodengrenzen. Denn erzählt man die Geschichte der deutschsprachigen Literatur aus überlieferungssensibler Perspektive, so rücken naheliegend zunächst diejenigen Felder in den Blick, die

sich traditionell mit dem Objektstatus der Textträger sowie der Befragung ihrer Materialität beschäftigen – etwa die Editionsphilologie oder Buchwissenschaft.²¹ Affiziert wird das Projekt aber auch von jüngeren fachlichen Entwicklungen, etwa der Hinwendung zur Praxeologie.²² Verstanden als soziales, kulturelles und symbolisches »Handlungsangebot«,²³ »erzählen« Bücher mit Provenienzen nicht nur ihre eigene Objektgeschichte, sondern geben stets auch Einblick in die Interessen und Handlungsmotivationen derjenigen, die ihren Weg kreuzen. Seien es institutionalisierte und professionell agierende Händler:innen und Akteur:innen in Literaturarchiven oder seien es sammelnde, lesende und schreibende, beraubte oder beschenkte, vor- und nachlassende Autor:innen.

Dass Büchern, Manuskripten oder gar ganzen Privatbibliotheken neben ihrer überzeitlichen epistemischen Funktion als Wissensträgern auch eine spezifisch zeitliche Dimension innewohnt, eine in ihren Spuren sedimentierte Zeugenschaft, die zu »Identifikation und Involvierung«²⁴ einlädt, lässt uns demnach nicht indifferent. Das meinte vielleicht auch Walter Benjamin (1892–1940) mit seiner Neuauslegung des lateinischen *Habent sua fata libelli* zu Beginn der 1930er Jahre, dass nämlich »nicht sowohl Bücher als *Exemplare* ihre Schicksale [haben]«. Und dass »für den wahren Sammler [...] die Erwerbung eines alten Buches dessen Wiedergeburt [ist]«. ²⁵ Seine Prägung

21 Vgl. weiterführend die Überblicksdarstellung bei Böhmer: Materialität der Literatur (Anm. 20).

22 Vgl. exemplarisch und für die Literaturwissenschaft als besonders einschlägig die Arbeiten von Steffen Martus und Carlos Spoerhase: Praxeologie der Literaturwissenschaft, in: Geschichte der Germanistik 35/36, 2009, S. 89–96, sowie dies.: Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften, Frankfurt am Main 2022. Eine Konjunktur des *practical turn* zeichnet sich auch in der (für Provenienzaspekte anschlussfähigen) kulturwissenschaftlichen Buchnutzungsforschung ab. Vgl. dazu den jüngst erschienenen Sammelband von Ursula Rautenberg und Ute Schneider (Hg.): Das Buch als Handlungsangebot. Soziale, kulturelle und symbolische Praktiken jenseits des Lesens, Stuttgart 2023.

23 Ebd., Titel.

24 Einer Bemerkung wert sind in diesem Zusammenhang die von Andreas Reckwitz ins Spiel gebrachten Überlegungen zu medialen Artefakten als »Affektgeneratoren«. Vgl. Andreas Reckwitz: Praktiken und ihre Affekte, in: Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm, hg. von Hilma Schäfer, Bielefeld 2016, S. 163–180, hier S. 175–177. Der Begriff wird aufgegriffen und für literarische Formate weitergedacht bei Martus und Spoerhase: Geistesarbeit (Anm. 22), S. 242–243.

25 Walter Benjamin: Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln, in: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. IV, 1 [Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen], hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt am Main 1972, S. 388–396, hier S. 389.

des affektbesetzten Aura-Begriffs kurze Zeit später schließt mit Überlegungen zu Echtheit, Ursprung und Unikalität des Kunstwerks hieran an.²⁶

Für die Literatur- und Kulturwissenschaft – zumal in jenen Zweigen, die im verstärkten Ausmaß (wieder) in eine »Ära des Archivs«²⁷ eingetreten sind – bedeutet ein Problembewusstsein über Provenienz die Chance, enigmatisch bleibende Begriffe wie ›Aura‹ zu systematisieren; affektives und epistemisches Potential der Objekte gehen dann ineinander über. Als historisch variables Diskursphänomen sowie als Diskursphänomen *avant la lettre* finden Praktiken und Ideen rund um Buchherkünfte und Materialzirkulation wie oben ausgeführt indes auch Eingang in die Literatur selbst – und wirken hier auf Themenwahl (beispielsweise Nachlassujets), Erzählanlässe und narrative Strukturen zurück. Spätestens angesichts dieser »poetologischen Dimension«,²⁸ in der Überlieferungsgeschichte zu Überlieferungsgeschichten gerinnt, formuliert das Nachdenken über Provenienz auch einen Auftrag an die ›klassische‹, das heißt textbasiert operierende Literaturwissenschaft, die an der Autonomie der Werke gegenüber ihren materiellen und medialen Bedingtheiten festhält.

Ausgangspunkt für die so skizzierte Forschungsperspektive und ihre Potentiale ist ein integrativer Provenienzbegriff, wie er für die Geisteswissenschaften bereits wiederholt postuliert und exploriert worden ist.²⁹ Denn erst jenseits diskursgängiger Vorstellungen (die etwa Provenienzforschung mit Restitutionspraxis engführen) wird Provenienz als Wissenskategorie wirksam; ein – so Caroline Jessen – »Erkenntnisinstrument an der Grenze zwischen Philologie

26 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II, 1 [Aufsätze, Essays, Vorträge], hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1977, S. 477.

27 Kai Sina und Carlos Spoerhase: ›Gemachtwordenheit‹. Über diesen Band, in: Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000, Göttingen 2017, S. 7–17, hier S. 7.

28 Caroline Jessen: Editorial, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 46/1, 2021, S. 109–130, hier S. 128.

29 Ein integrativer, das bedeutet nicht auf einen erinnerungspolitischen oder juristischen Bezugsrahmen fixierter Provenienzbegriff bildet die Grundlage sowohl des oben zitierten Schwerpunkts im Internationalen Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (Anm. 14) als auch des textstarken Ausstellungskatalogs: Tiefenbohrung (Anm. 8). Auch in der Kunstgeschichte ist die Öffnung der diskursgängigen Begriffsverwendung weitestgehend Konsens. Vgl. hierzu exemplarisch Christoph Zuschlag: Vom Iconic Turn zum Provenancial Turn? Ein Beitrag zur Methodendiskussion in der Kunstwissenschaft, in: Von analogen und digitalen Zugängen zur Kunst. Festschrift für Hubertus Kohle zum 60. Geburtstag, hg. von Maria Effinger u. a., Heidelberg 2019, S. 409–417.

und Geschichte«.30 Wissen wird möglich, wo zunächst ergebnisoffen der Umgang von Menschen mit Dingen erforscht wird sowie die Spuren, die Erstere dabei auf Letzteren hinterlassen. Provenienzforschung aus der Perspektive literarischer Objekte wird damit zur basalen Interpretations- und Dokumentationsleistung. Dies geschieht analog zur Kunstgeschichte, für die Bénédicte Savoy Provenienzforschung als Rekonstruktion von »Ereignisketten zwischen dem Moment der Schöpfung und dem aktuellen Aufenthaltsort des Gegenstands«31 definiert. Die seit der *Washingtoner Erklärung* errungene Sensibilität für insbesondere gewaltsame Eingriffe und Zerstörungen innerhalb dieser Ereignisketten wird im Lichte dieser Minimaldefinition natürlich keinesfalls obsolet. Im Gegenteil: Verstanden als praxeologisch-epistemische Kategorie lädt eine für Herkunft und Überlieferung sensible Literaturgeschichte auch ihre wissenschaftlichen Akteur:innen dazu ein, die Materialgrundlagen ihrer Arbeit zu reflektieren und sich selbst als Teil vergangener wie gegenwärtiger gesellschaftlicher Prozesse mitzudenken.32 Adressiert wird dabei ein dezidiert engagiertes, wenn nicht gar aktivistisches Momentum, das Kanonisierungsmechanismen ebenso kritisch hinterfragt wie Sammlungs- und Erwerbungspraktiken. Die Fragen, *was* eigentlich *warum* in unseren Literaturarchiven und Bibliotheken liegt und *wie* es dorthin gelangt ist, richten sich also nicht allein an diejenigen, die die heuristischen Infrastrukturen (und damit Erschließungs- und Rekonstruktionsmöglichkeiten) für dieses Wissen organisieren, sondern auch an diejenigen, die die Literatur- und Kulturgeschichte in der hermeneutischen Praxis aktiv mitschreiben. Überraschungen und produktives Potential sind dabei durchaus zu erwarten, werden die Objekte doch aus der Perspektiverweiterung der Provenienzforschung heraus »noch ›reicher«, weil noch aussagekräftiger und zwar aus sich selbst heraus«.33 Oder, um es mit dem Kunsthistoriker Christoph Zuschlag noch pointierter auszudrücken: »Wer die Biografie eines Kulturguts kennt, sieht es mit anderen Augen. Vor allem aber sieht er *mehr*«.34

Wie das Wissen um gegebenenfalls prekäre Provenienzen dann Eingang in die historische und philologische Ergebnisaufbereitung findet, lässt sich

30 Jessen: Editorial (Anm. 28), S. 109.

31 Bénédicte Savoy: Emotionen, Schrift und Provenienz. Ein Interview mit Bénédicte Savoy, in: Jacobs (Hg.): Tiefenbohrung (Anm. 8), S. 393–399, hier S. 396.

32 Vgl. hierzu weiterführend Caroline Jessen: Provenienzforschung als aktivistisches Erkenntnisinteresse, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 66, 2022, S. 437–441, hier S. 439.

33 Christian Fuhrmeister: Provenienzforschung neu denken, in: Bomski, Seemann, Valk (Hg.): Spuren suchen (Anm. 14), S. 17–32, hier S. 27.

34 Zuschlag: Vom Iconic Turn zum Provenancial Turn? (Anm. 29), S. 414.

wiederum erst im historischen Einzelfall entscheiden. Dafür bietet das vorliegende Buch – das durchaus Handbuchcharakter tragen soll – einen Anfang. Es bringt verschiedene Sichtweisen und Disziplinen zusammen, stellt die wesentlichen Akteur:innen zum Thema Provenienz ebenso vor wie die entscheidenden Rechercheinstrumente, die Art und Weise, wie das Thema in unterschiedlichen Diskursen behandelt wird und die Geschichte exemplarischer Nachlässe von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.

Hervorgegangen ist das Buchprojekt aus der Forschungsgruppe *Provenienz* im Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW), in dem sich 2013 das Deutsche Literaturarchiv, die Klassik Stiftung Weimar und die Herzog August Bibliothek zusammenschlossen, um gemeinsam ihre Sammlungen zu erforschen und eine digitale Forschungsinfrastruktur aufzubauen. Caroline Jessen gründete die Forschungsgruppe 2019. Ein Jahr später kam Stefan Höppner als Co-Leiter hinzu. Nach Jessens Ausscheiden 2021 wurde Stefanie Hundehäge Co-Leiterin und wurde dabei zeitweise von Sarah Gaber vertreten.

Die Forschungsgruppe *Provenienz* veranstaltete seit 2020 eine Reihe unterschiedlicher Workshops und internationaler Tagungen zum Thema, während der Corona-Pandemie online, danach auch vor Ort im Deutschen Literaturarchiv. Aus diesen Veranstaltungen heraus entstand der Wunsch nach einer Publikation, die Erkenntnisse zum Thema Provenienz und Literatur(-wissenschaft) systematisch zusammenträgt und bündelt. Diesem Wunsch kommt der vorliegende Band nach. Zudem versteht er sich als Pendant zu entsprechenden Bänden der beiden anderen MWW-Forschungsgruppen zu den Themen *Raum* und *Ökonomie*, die ebenfalls in der Reihe Kulturen des Sammelns im Wallstein Verlag erscheinen.³⁵

Der Dank der Herausgeber:innen gilt vor allem Caroline Jessen, die die Konzeption und frühe Entstehungsphase des Bandes maßgeblich geprägt hat und ohne die das Buch heute nicht in dieser Form existieren würde. Für ihren stets sachkundigen und klugen Rat sowie ihre enorme Hilfsbereitschaft danken wir ihr und freuen uns sehr, dass sie das Projekt als Beitragende bis zuletzt begleitet hat. Ebenso danken wir den Mitgliedern der Forschungsgruppe *Provenienz* für den regen und informativen Austausch der vergangenen Jahre, der auch in vielerlei Form in die in diesem Band enthaltenen Beiträge geflossen ist. Ida Schneider gebührt großer Dank für ihr hellsichtiges

35 Für die Forschungsgruppe *Raum* vgl. Christoph Schmäzle und Manuel Schwarz (Hg.): *Wohnen – Sammeln – Erinnern – Visualisieren*, Göttingen 2024. Für die Forschungsgruppe *Ökonomie* vgl. Caren Reimann und Joëlle Weis (Hg.): *Unbezahlbar? Vormoderne Sammlungsökonomie*, Göttingen 2024.

Lektorieren der Beiträge; Moana Nittel sei gedankt für das Erstellen des Registers. Katharina Günther danken wir herzlich für ihre koordinatorische Begleitung des Projekts, für ihre stetigen Ermutigungen und gelegentlichen freundlichen Ermahnungen. Reinhard Laube, Jürgen Weber und Ulrike Trenkmann danken wir für die Unterstützung des Weimarer Teils der Arbeit und viele ertragreiche Gespräche zum Thema Provenienz. Torsten Kahlert sei gedankt für seine Geduld und Unterstützung bei der verlagsseitigen Administration; ebenso Marie Limbourg und Vinca Lochstampfer für die Organisation unzähliger Herausgeber:innenrunden und fleißige Übernahme koordinatorischer Aufgaben während der Arbeiten an diesem Buch. Ganz besonders bedanken wir uns für die großzügige Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, ohne die dieser Band nicht möglich gewesen wäre.

I. AKTEUR:INNEN

PRIVATES SAMMELN

Spezialsammlungen, in denen wissenschaftliche Vollständigkeit zu erlangen das Leitmotiv war, sollten zusammenbleiben, weil sie ein vom Erwerber abgelöstes selbststeigenes Ganzes bilden. Eine Bücherei aber, [...] aus dem lebendigen Willen, der lebendigen Sonderart, auch den Zufälligkeiten ihres Besitzers geboren und erwachsen, mag als solche mit ihm dahinschwinden.¹

Mit diesen Sätzen hat der Dichter, Sammler und promovierte Philologe Karl Wolfskehl (1869–1948) 1918 im Vorwort zu einem Versteigerungskatalog unterschiedliche Sammlungstypen, vor allem aber die zwei Möglichkeiten des Schicksals privater Sammlungen *in the long run*, nach der Herauslösung aus ihrem Entstehungs- und ersten Gebrauchszusammenhang, benannt. Im Folgenden soll es weniger um Theorien zu Motiven des Sammeln oder Sammlungstypologien gehen, sondern um das Private in der Spannung zum Öffentlichen und die Herausforderungen für öffentlich unterhaltene Archive und Bibliotheken, wenn das Private als ein zu pflegendes und bewahrendes »kulturelles Erbe«² in ihren Verantwortungsbereich gelangt. Welche Konsequenzen bringt dieser Statuswechsel aus der Perspektive der Provenienzforschung und einer ihr verbundenen Hermeneutik mit sich? Dabei interessieren im Sinne des Themas des vorliegenden Bandes sowohl Funktionen der »Spezialsammlungen« für Forschung und Forschungsinfrastruktureinrichtungen als auch rechtliche und epistemische Aspekte.

- 1 Karl Wolfskehl: Vorwort, in: Emil Hirsch Antiquariat (Hg.): Bibliothek Prof. Dr. Oscar Piloty. Mit Freundesvorwort [Auktionskatalog], München 1918, S. V–VIII, hier S. VIII.
- 2 Vgl. zu den Verwendungsweisen und Implikationen dieses für Sammlungseinrichtungen zentralen Begriffs: Stefan Willer: Kulturelles Erbe. Konservieren und Tradieren in der Moderne, in: Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur, hg. von dems., Sigrid Weigel und Bernhard Jussen, Berlin 2013, S. 160–201; Janet Blake: On Defining the Cultural Heritage, in: *International and Comparative Law Quarterly* 49/1, 2000, S. 6–85.

1 Funktionen privater Sammlungen für Forschungsbibliotheken

Wolfskehl befand es für »recht und füglich«, dass der »Bücherschatz«³ den er 1918 im Versteigerungskatalog des Antiquariats von Emil Hirsch (1866–1954) feierte und beschrieb, seinen Besitzer nicht überdauerte. Schließlich erweiterten Sammler:innen wie er ihre eigenen Bibliotheken immer wieder durch Drucke, die aus privaten Bücherschränken in die temporäre Öffentlichkeit einer Auktion oder Antiquariatsvitrine gebracht wurden und so die Möglichkeit erhielten, in neue Konstellationen, neue Material- und Wissenszusammenhänge einzutreten. Die wiederkehrenden Prozesse von Sammlung und Zerstreuung und die damit einhergehenden Akte der Neu-Aneignung von Büchern sind Teil der Herausbildung neuen Wissens. Sind Sammlung und Zerstreuung die Norm beziehungsweise ein *default case*, so bilden die privat entstandenen Literatur-Sammlungen, die erhalten werden, eine Ausnahme. Oft sind diese Sammlungen im Zuge von Forschungsprozessen entstanden und verfügen über eine »interpretative Flexibilität«⁴ die sie interessant für andere macht. Solche Sammlungen können mitunter »Grenzobjekte«⁵ werden, an denen sich literaturwissenschaftliche Praxis beobachten lässt. Sammlungen, die nicht »in engster Weise mit dem wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt zu tun haben«⁶ schaffen es kaum in eine Bibliothek, die ihnen Dauer sichert.⁷

3 Wolfskehl: Vorwort (Anm. 1), S. VIII.

4 Susan Leigh Star: Dies ist kein Grenzobjekt. Reflexionen über den Ursprung eines Konzepts (2010), in: dies.: Grenzobjekte und Medienforschung, hg. von Sebastian Gießmann und Nadine Taha, Bielefeld 2017, S. 213–228, hier S. 225.

5 Ebd.

6 Ulrich Johannes Schneider: Sammlungen, die Bibliothek, die Zukunft, in: Denkströme 8, 2012, S. 27–34, hier S. 28. Vgl. auch Paul Raabe: Sondersammlungen als kulturelle Aufgabe, in: Sondersammlungen im 21. Jahrhundert. Organisation, Dienstleistungen, Ressourcen, hg. von Graham Jefcoate und Jürgen Weber, Wiesbaden 2008, S. 1–9, hier S. 2.

7 Autor:innenbibliotheken stellen einen Sonderfall der Spezialsammlung dar. Anders als die Gegenüberstellung von objektivierbarem Gesamtzusammenhang und privatem Spleen vermuten lässt, bewahren öffentliche Bibliotheken hier hochindividuelle Bestände, die nicht (nur) aufgrund der in ihr sichtbaren Sachzusammenhänge, sondern auch aufgrund ihrer Aussagekraft in Bezug auf eine Person als forschungsrelevant betrachtet werden. Hier gehen Pertinenz und Provenienz ein Bündnis ein, auf das an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Vgl. zum Thema besonders: Stefan Höppner: Einleitung, in: ders.: Goethes Bibliothek. Eine Sammlung und ihre Geschichte, Frankfurt am Main 2022, S. 7–33; Caroline Jessen: Die Autorenbibliothek als Bestand, oder: Vom spielerischen Umgang mit einer heuristisch

Obwohl der Sammlungsbegriff durch digitale Forschungsinfrastrukturen⁸ flüchtig geworden ist und nun auch reduziert auf das Kernelement der Relationalität von Objekten Verwendung findet,⁹ lassen sich Bibliotheken kaum ohne eine ursprünglich implizierte Zeitlichkeit und Subjektivität denken: »Eine universale Bibliothek ohne Tiefgang und Struktur, ohne Cluster und Knoten wird es nicht geben, solange Wissen von und für Menschen wichtig ist.«¹⁰ Sammlungen sind ein Ergebnis von Denk- und Erkenntnisprozessen, sie besitzen als materiale Repräsentation von Wissen eine Orientierungsfunktion und sie können so im Idealfall Repositorien in einem neuen, anschließenden Forschungsprozess werden, der über sie hinausgeht, aber ohne sie nicht möglich gewesen wäre.

Der Wert oder die Funktion einer Sammlung kann unterschiedlich begründet sein: sie mag einen Arbeits- und Forschungsprozess oder ein materialisiertes intellektuelles Interesse dokumentieren (dann hat sie zunächst wissenschaftsgeschichtlichen Wert¹¹) oder sie bildet einen Sachzusammenhang (subjektiv) ab, erleichtert so als Materialgrundlage den Einstieg in das entsprechende Thema, selbst dann, wenn ihre Leerstellen sehr häufig deutlich sind, Vollständigkeit meist Desiderat bleibt. Sammlungen in der Bibliothek nehmen einem, kurz gesagt, zumindest teilweise die Arbeit ab, alles selbst zusammenzutragen. Im Zusammenhang literaturwissenschaftlicher Arbeit ist beides relevant. So dokumentiert etwa die so genannte »Kolportage-Sammlung«¹² aus dem Besitz des Bibliographen Günter Kosch im Deutschen

problematischen Kategorie, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 68/1, 2021, S. 10–19.

- 8 Vgl. besonders: Christoph Kümmel und Peter Strohschneider: Ende der Sammlung? Die Umstrukturierung der Sondersammelgebiete der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*, 61/3, 2014, S. 120–129, bes. S. 121. Digitale Infrastrukturen ermöglichen die Bildung von Sammlungen, denen in der analogen Welt nichts entspricht und für deren Aufbau andere Fähigkeiten und Mittel erforderlich sind als für die Sammlungen, die hier im Zentrum stehen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat diese Entwicklung – weg vom Aufbau (lokal gebundener) Sammlungen hin zu den ortsunabhängig verfügbaren, temporären Ressourcen innerhalb der Strukturen der Fachinformationsdienste – gefördert.
- 9 James Curral, Michael Moss und Susan Stuart: What is a Collection?, in: *Archivaria* 58, 2004, S. 131–146, hier S. 139. Online: <https://www.archivaria.ca/index.php/archivaria/article/view/12480> (Zugriff: 28. Januar 2024).
- 10 Schneider: Sammlungen (Anm. 6), S. 34.
- 11 Vgl. bes. Jochen Brüning und Ulrich Raulff: Die unsichtbare Sammlung. Eine Einleitung, in: *Die unsichtbare Sammlung*, hg. von dens., Berlin 2021, S. 7–16, hier S. 7.
- 12 DLA Marbach, G: Kolportage-Sammlung (Bibliothek Günter Kosch), 2.505 Bände (zzgl. 12.775 Hefte). Online: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/BF00019165/>

Literaturarchiv Marbach – eine »[u]mfangreiche und einzigartige Privatsammlung von Abenteuer-, Kriminal-, Liebes-, Geschichts- und Heimatromanen trivialer Prägung überwiegend aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« – einerseits eine Literatur, die häufig »wegen ihrer inhaltlichen Ausrichtung ignoriert und bibliographisch nicht verzeichnet« wurde, und ist damit eine ebenso rare wie wichtige Materialgrundlage für entsprechende Forschung. Sie verweist andererseits zurück auf Perspektiven, Interessen und blinde Flecken der Literaturwissenschaft, kann also zum Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher Fragestellungen werden.

Forschungsbibliotheken nehmen bis heute immer wieder entsprechende Privatsammlungen in sich auf, sofern diese dem weiteren Bestandsaufbau dienen,¹³ Vorhandenes sinnvoll erweitern, ergänzen und profilieren, als wertvolle Ressourcen für zukünftige Forschung erkannt werden.¹⁴ Den notwendigen Veränderungen ihrer Funktionsanforderungen zum Trotz bemühen sich Forschungsbibliotheken, beispielsweise bestimmte Wissensgebiete, Themen, Epochen oder Gattungen abzubilden. Oft gelingt ihnen dies nur mit Hilfe erworbener Sammlungen, denn selten verfügen sie über die personellen Kapazitäten, die wissenschaftliche Expertise und das spezialisierte (kennerchaftliche) Wissen, entsprechende Ressourcen im Alleingang aufzubauen.

2 Eine Sammlung zu Kafka und Prag

Die skizzierte Relevanz privater Sammlungen für Forschungsbibliotheken und Forschung lässt sich an einer 2022 erworbenen Sammlung im DLA beobachten. Ein Sammlungsdatensatz im OPAC gibt Auskunft über den circa 1.300 Bände umfassenden Bestand:

- (Zugriff: 28. Januar 2024). Die folgenden Zitate in diesem Satz ebd. Vgl. Günter Kosch und Manfred Nagl: *Der Kolportageroman. Bibliographie 1850 bis 1960*, Stuttgart und Weimar 1993; Jutta Bendt: *Kolportage-Sammlung-Kosch*, in: *Das bewegte Buch. Ein Katalog der gelesenen Bücher, mit 104 Beispielen aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach*, hg. von Heike Gfrereis u.a., Marbach am Neckar 2015, S. 96.
- 13 Für das 1955 gegründete Deutsche Literaturarchiv waren so etwa die Sammlung Wilhelm Badenhop (1902–1961, Sammlung erworben 1961) und die Bibliothek von Kurt Pinthus (1886–1975, Bibliothek seit 1967 im DLA, 1971 als Schenkung überlassen) entscheidend für die Sammlung der Literatur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts.
- 14 Vgl. zur bibliothekswissenschaftlichen Perspektive auf Sammlungen besonders Jürgen Weber: *Sammlungsspezifische Erschließung. Die Wiederentdeckung der Sammlungen in den Bibliotheken*, in: *Bibliotheksdienst*, 43/11, 2009, S. 1162–1178.

Die Sammlung des Germanisten Hartmut Binder besteht aus zwei Teilen: 1. Eine Sammlung zur deutschsprachigen Literatur aus Prag, vornehmlich aus dem Umfeld Franz Kafkas, mit zahlreichen Widmungsexemplaren. – 2. »Kafkas verlorene Bücher«: Eine auflagengenaue Rekonstruktion der Bibliothek Kafkas zum einen, der von ihm gelesenen und benutzten Bücher zum anderen, soweit dies aus verschiedenen Quellen rekonstruierbar war. Dies reicht von Schulbüchern bis hin zu Ephemera wie etwa Reisebroschüren und Veranstaltungsprogrammen aus Prag.¹⁵

Was hier konzis zusammengefasst wird, ist ein Ergebnis der jahrzehntelangen Forschungstätigkeit des Germanisten Hartmut Binder. Das DLA verfügte bereits vor dem Ankauf der Bücher über umfangreiche Literatur zu Franz Kafka (1883–1924) und zur Prager Literatur. Dennoch bereichert die Sammlung Hartmut Binders diesen Bestand um Bände, die durch das Raster der ›regulären‹ Erwerbung gefallen wären, da das Wissen um die Relevanz dieser Bücher für die Kafka-Forschung eine Spezialisierung voraussetzt, die sich mit der Verantwortung der Bibliothek für ein viel weiteres literarisches Feld nicht gut verbindet. Die Kafka-Sammlung ist ein aus jahrzehntelanger Arbeit kristallisiertes Forschungsergebnis eigenen Rechts sowie, je nach Perspektive, ein Objekt oder Hilfsmittel weiterer Forschung. Binder hat seit den 1960er Jahren in aufwendigen, reiseintensiven und durch die politische Situation erschwerten Recherchen und im Kontakt mit zahlreichen Personen aus dem Umfeld Kafkas Quellen zu Prag und Kafka zusammengetragen und auf diesem Weg neue Zugänge zu dessen Werk erschlossen.¹⁶ Einige Objekte des Bestands, zum Beispiel Widmungsexemplare für Hartmut Binder, geben Einblick in diese Forschungspraxis. Binders wissenschaftliche Publikationen haben eine unverzichtbare Grundlage für die Beschäftigung mit Leben und Arbeit des Autors in Prag geschaffen; sie waren dabei stets »von dem Bestreben geprägt, dem rätselhaften Prager Autor durch Untersuchungen seiner Lebensumstände und seiner Sozialverhältnisse, aber auch durch eindringliche

15 DLA Marbach, Sammlung Hartmut Binder, Signatur: G: Binder, Hartmut. Bestandsbeschreibung: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/BF00046380/> (Zugriff: 28. Januar 2024). Vgl. Jürgen Born: Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis, zusammengestellt unter Mitarbeit von Michael Antreter, Waltraud John und Jon Shepherd, Düsseldorf 2011. Vgl. auch: Antiquariat Herbert Blank (Hg.): In Kafkas Bibliothek. Werke der Weltliteratur und Geschichte in der Edition, wie sie Kafka besaß oder kannte, kommentiert mit Zitaten aus seinen Briefen und Tagebüchern. Mit einem Vorwort von Hartmut Binder [Antiquariatskatalog], Stuttgart 2001.

16 Bereits die 1966 erschienene Dissertation war Kafka gewidmet. Vgl. Hartmut Binder: Motiv und Gestaltung bei Franz Kafka, Berlin 1966.

Textanalysen auf die Spur zu kommen.«¹⁷ Die damit verbundene Forschung implizierte eine Suche nach Abgelegenen – seien dies Vortragsankündigungen, jenseits des Buchhandels erschienene Privatdrucke und Broschüren, alte Stadtpläne, Kursbücher, Fahrpläne – oder aber besondere Exemplare verbreiteter Bücher. In Sammlungen wie dieser deutet sich an, dass sich wissenschaftliches Arbeiten zuweilen mit Kennerschaft, Expertise und Sammelleidenschaft verbindet.¹⁸

An anderen Sammlungen im DLA lässt sich der Anteil der Kennerschaft und, grundsätzlicher, eines nicht unbedingt akademischen Wissens ebenfalls nachvollziehen. Sie werfen die Frage auf, ob die Literaturwissenschaft nicht in der allzu scharfen oder idealtypischen Distanzierung vom ›positivistischen‹ Interesse der Sammler:innen und Kenner:innen und der vermeintlich einförmig konservativen Tätigkeit der Bibliothekar:innen Gefahr läuft, ihre Materialgrundlage als gegeben anzunehmen, die ganz eigen motivierten Forschungsanteile der Konstituierung dieser Grundlage ihrer Arbeit auszublenden.¹⁹ Vor allem im Museumsbereich sind seit einigen Jahren gegenläufige Tendenzen zu beobachten, dieses ›andere‹, praktische Wissen als Herausforderung eines von ›Autorität‹ und ›Kontrolle‹²⁰ dominierten Sammlungsdiskurses anzunehmen. Sammlungen privater Provenienz relativieren Wissensordnungen und Normen der sie aufnehmenden Institution und besitzen subversives Potential.

Die Kafka-Sammlung aus dem Besitz Hartmut Binders steht nun anderen Forscher:innen zur Verfügung. Da viele der Bücher nur in wenigen Exemplaren, zerstreut in internationalen Bibliotheken, überliefert sind, ist die Relevanz dieser Sammlung kaum zu überschätzen. Sie wird zurzeit bibliothekarisch erschlossen; dies umfasst die Verzeichnung von Titelinformationen und

17 Roland Reuß und Peter Staengle: Vorwort, in: Hartmut Binder: Auf Kafkas Spuren. Gesammelte Studien zu Leben und Werk, hg. von dens., Göttingen 2023. Vgl. auch: Hartmut Binder: Prag. Literarische Spaziergänge durch die Goldene Stadt, Stuttgart 2002; ders.: Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern, Reinbek bei Hamburg 2008.

18 Vgl. Bendor Grosvenor: On connoisseurship, in: arthistorynews.com, 29. Februar 2012, online: https://www.arthistorynews.com/articles/1101_On_connoisseurship (Zugriff: 28. Januar 2024). Vgl. zur Ambivalenz der ›Kennerschaft‹: Marcel Lepper: Einführung in die Philologie, Hamburg 2012, S. 141–142.

19 Vgl. zu dieser Trennung beispielsweise: Carlos Spoerhase und Steffen Martus: Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften, Berlin 2022, S. 245.

20 Peter van Mensch: Private Collecting as Public Challenge. Visions for the Future, in: Private Passion – Public Challenge. Collecting Musical Instruments Then and Now, hg. von Dominik von Roth und Linda Escherich, Heidelberg 2017, S. 39–45, hier S. 42: ›The Authorized Heritage Discourse is very much about authority and control.« Online: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.402> (Zugriff: 13. Februar 2024).

Exemplar-Spezifika, die es Nutzer:innen ermöglichen, Bücher auch als Objekte mit eigener Geschichte zu befragen. Interessant ist dies zum Beispiel im Falle der Widmungsexemplare aus den Jahren zwischen circa 1890 und 1939. Durch sie bildet die Sammlung die Umrisse der deutschsprachigen Prager Literatur in ihren wichtigsten Protagonist:innen und Werken sowie in ihren Verbindungen zu den literarischen Zentren Berlin, Leipzig und Wien ab; in diesen Bänden zeigt sich, wer wen kannte und schätzte, wer zusammenarbeitete. Persönliche Widmungen machen hier auf Vermittlerfiguren wie Josef Adolf Bondy (1876–1946), Rudolf Fuchs (1890–1942), Camill Hoffmann (1878–1944), Otto Pick (1887–1940) und viele andere aufmerksam.

Zur Geschichte dieser Bände – und zahlreicher entsprechender Bestände aus Privatbesitz zur Literatur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts – gehört, dass sie zum Großteil über den Weg des internationalen Antiquariatsbuchhandels in die begrenzte Öffentlichkeit einer Auktion oder eines Sortiments und von dort wieder in eine neue Sammlung gelangten. Dies heißt, eine Besonderheit der Sammlungen aus Privatbesitz liegt in der Vielfalt der Provenienzen der einzelnen Bücher und, in Bezug auf das Sammlungsspektrum des DLA, in der Diversität der Überlieferungswege in den Jahren nach 1933.²¹

3 Provenienzforschung – Verantwortung für Bestände

Wie angedeutet, hat der Antiquariatsbuchhandel Anteil an der Überlieferung historisch wertvoller Bücher. Wenn diese schließlich nach diversen Eigentumswechslern mit etwas Glück einzeln oder als Teil einer Sammlung von einer Institution erworben werden, ist es oftmals kaum noch möglich, ihre Überlieferungsgeschichte zu rekonstruieren, da private Erwerber:innen nur selten Ankaufsituationen und Erwerbsumstände für die Nachwelt dokumentieren. In der Übernahme einer großen Sammlung aus Privatbesitz potenzieren sich so die Herausforderungen für eine systematische Provenienzforschung – gerade dann, wenn nicht eindeutige Stempel auf einen NS-Raubgutzusammenhang verweisen, sondern komplexere Überlieferungswege zu recherchieren sind.

Seit Ende der 1990er Jahre sind die aus öffentlichen Mitteln finanzierten Sammlungseinrichtungen zur Prüfung ihrer Bestände auf NS-Raubgut sowie zum Verzicht auf die Erwerbung von Exemplaren, für die ein NS-Raubgutverdacht besteht, und allgemein zu mehr Transparenz in Bezug auf die Provenienzforschung verpflichtet.

21 In dieser Situation können Sammlungsinstitutionen im Gespräch mit Vorbesitzer:innen noch wichtige Informationen gewinnen und für die Forschung dokumentieren.

nienzen der bewahrten Bücher aufgefordert. So heißt es in der Handreichung zur Umsetzung der »Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz«: ²²

Von großer Bedeutung bei der Aufarbeitung des NS-Kulturgutraubs ist Transparenz. Dies gilt sowohl im Hinblick auf Sammlungen und Bestände und die zu ihnen gewonnenen Forschungsergebnisse als auch für die Verfahren zur Geltendmachung von Ansprüchen. Die elektronische Bestandsdokumentation ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, Transparenz zu schaffen, und wichtige Grundlage für die Suche nach NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgütern. Der Prozess der Digitalisierung der Bestände muss daher beschleunigt werden.²³

Ungeachtet der Hürden für die digitale Zugänglichkeit urheberrechtlich oder persönlichkeitsrechtlich geschützter Materialien werden im Falle der »Spezialsammlungen« Umfang und Komplexität der Bestände zur Herausforderung. Beides steht quer zum Anspruch einer raschen Dokumentation, selbst dann, wenn Forschungsbibliotheken wie das DLA eigene Stellen für die Sammlungserschließung geschaffen haben. Diese Problematik betrifft alle Forschungsbibliotheken, die ihre Bestände nach 1945 durch Sammlungen privater Provenienz ergänzt haben und weiter ergänzen.²⁴ Die Büchersammlung zu Kafka und Prag ist ein besonders exponiertes Beispiel dieses weit ausgreifenden Themas.

Angesichts der Ausmaße des systematischen Raubs jüdischen Eigentums – und hier insbesondere jüdischer Kunst- und Büchersammlungen – in Prag beziehungsweise im »Protektorat Böhmen und Mähren«, der Verwertung der Kulturgüter und ihres komplizierten Schicksals in der Tschechoslowakei nach 1945 stellt sich im Umgang mit den antiquarisch überlieferten Büchern aus dem Besitz Prager Autor:innen oder jüdischer Leser:innen, die bis in die späten 1930er Jahre in Prag lebten, die Frage, welchen Weg sie zurückgelegt haben.²⁵

22 Vgl. Handreichung zur Umsetzung der »Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz« vom Dezember 1999. Neufassung 2019, online: <https://www.kulturgutverluste.de/sites/default/files/2023-04/Handreichung.pdf> (Zugriff: 28. Januar 2024).

23 Vgl. ebd., S. 10.

24 Förderangebote fangen dies auf. Vgl. Deutsches Zentrum Kulturgutverluste, Aufgaben, online: <https://www.kulturgutverluste.de/stiftung/aufgaben> (Zugriff: 28. Januar 2024).

25 Vgl. grundlegend: Elisabeth Gallas: »Das Leichenhaus der Bücher«. Kulturrestitu-

In den Jahren 1946/1947 erwarben Antiquare wie Walter Zadek (1900–1992) aus Tel Aviv und Theo Pinkus (1909–1991) aus Zürich in Prag Bücher, die aus geraubten jüdischen Sammlungen ebenso wie aus nach 1945 konfiszierten nicht-jüdischen, deutschen Bibliotheken stammten,²⁶ und vermittelten sie auch an Sammler:innen und Institutionen in Deutschland. »Die meisten dieser Schätze fanden später ihren Weg in die Bundesrepublik«,²⁷ so Zadek in einem lakonischen Erinnerungsbericht für das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Es waren auch solche nach dem Holocaust »erbenlos« zurückgebliebenen und sukzessive in den Handel gelangten Bücher, die im Zuge der Wiederentdeckung der Literatur der 1920er Jahre und des Exils seit den 1960er Jahren in Deutschland gesammelt wurden.

Dass die aus dem Umfeld Kafkas überlieferten Bücher nicht von der Geschichte der Vernichtung jüdischer Kultur abgekoppelt werden können, mag nicht zuletzt ein Brief des Historikers und Schriftstellers H.G. Adler (1910–1988) aus dem Jahr 1947 andeuten, in dem dieser einem Freund von seinem Schicksal nach der Besetzung Prags berichtete:

Ich schlüpfte, halb unfreiwillig, in der jüdischen Kultusgemeinde unter, die nun zu einem bald alle Juden beschäftigenden Liquidationsorgan der geraubten Habseligkeiten aus jüdischen Wohnungen usw. wurde. Die Synagogen wurden geschändet und dienten als Magazine für Textilien, Möbel, Musikinstrumente, Elektrogeräte und wer weiß was noch, die man nun zusammengestohlen und

tion und jüdisches Geschichtsdenken nach dem Holocaust, Göttingen 2013, S. 198–207 [zu Prag]; Yfaat Weiss: Von Prag nach Jerusalem. Jüdische Kulturgüter und israelische Staatsgründung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 63/4, 2015, S. 513–538. Vgl. ferner: Dirk Rupnow: Täter, Gedächtnis, Opfer. Das »Jüdische Zentralmuseum« in Prag 1942–1945, Wien 2000; Patricia Kennedy Grimsted: Sudeten Crossroads for Europe's Displaced Books. The »Mysterious Twillight« of the RSHA Amt VII Library and the Fate of Million Victims of War, in: Restitution of Confiscated Art Works. Wish or Reality? Documentation, Identification and Restitution of Cultural Property of the Victims of World War II., hg. von Mečislav Bork, Prag 2008, S. 123–180. Anna Holzer-Kawalko hat diese Forschung jetzt erheblich vertieft. Vgl. dies.: Vanishing Heritage. On the Turbulent Fate of German-Jewish Libraries in Post-War Czechoslovakia, Univ. Diss., Jerusalem 2023 [unveröffentlichtes Manuskript].

26 Vgl. Uri Benjamin [= Walter Zadek]: Die Welt als Vaterland (III), in: Aus dem Antiquariat 33/3, 1977, S. A95–A104, hier S. A96; Erich Keller: Der totale Buchhändler. Theo Pinkus und die Produktion linken Wissens in Europa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 26/2, 2018, S. 126–148. Zadek und Pinkus beschreiben Handelsbeziehungen, die auch für andere Antiquariate interessant waren, aber solche Einkaufsreisen wurden kaum öffentlich dokumentiert.

27 Zadek: Die Welt als Vaterland (Anm. 26), S. A97.

dabei auch zerstohten hatte. Nun mußte man alles ordnen, reinigen, herrichten, damit die wackeren Volksgenossen diese Schätze und diesen Plunder von der Gestapo kaufen konnten. [...] Dann kam jemand auf den Einfall, mich ins Bücherlager zu stecken, wo ich »Fachmann« für alte Drucke wurde. Es war eine erschütternde Tätigkeit. Ich erinnere mich noch, wie der Buchnachlaß Franz Kafkas (aus der Wohnung seiner Schwester) durch meine Finger glitt, Bücher, die er geliebt haben mochte, mit seinem teuren Namenszug, mit Widmungen an ihn, namentlich von Brod und den anderen Prager Autoren [...].²⁸

In diesem historischen Zusammenhang stehen die Überlieferungswege und Provenienzen von Büchern aus zerstörten und geretteten Prager Bibliotheken aus Kafkas Umfeld. Sie halten diese Zerstörung der Prager Welt sichtbar und ermöglichen, sie zu erforschen.²⁹

An dieser Stelle kann nur sehr verkürzt auf konkrete Bücher und ihre Geschichte eingegangen werden, um die Herausforderung zu verdeutlichen, mit Anvertrautem angemessen umzugehen. Unter den Widmungsexemplaren der Kafka-Sammlung verweist vor allem ein Exemplar des 1937 in Amsterdam erschienenen Romans *Annerl*, das Max Brod (1884–1969) seinem Bruder Otto (1888–1944), dessen Frau Thea (1895–1944) und der Tochter Marianne (1926–1944) mit den Zeilen »Für Otto, Thea – weniger für Marianne / Max / 1936«³⁰ widmete, unmittelbar auf die Zerstörung jüdischen Lebens in der besetzten Tschechoslowakei. Denn Otto Brod und seine Familie wurden 1941 nach Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz ermordet. Max Brod hatte seinem Bruder immer wieder neue Arbeiten geschenkt. Andere Bibliotheken haben entsprechende Widmungsexemplare für Otto Brod in ihren Beständen bereits als NS-Raubgut identifiziert und die im Zuge der

28 H.G.Adler an Wolfgang Burghart, 17. Oktober 1947 (über die Tage unmittelbar vor seiner Deportation am 8. Februar 1942 nach Theresienstadt), zitiert nach: Franz Hocheneder: H.G.Adler. Privatgelehrter und freier Schriftsteller (1910–1988), Wien, Köln und Weimar 2009, S. 75–76. Vgl. zum Schicksal der Bücher aus Kafkas Besitz: Hartmut Binder: »Man muß die Nase dafür haben«. Kafka und seine Bücher, in: Blank: In Kafkas Bibliothek (Anm. 15), S. 3–7, hier S. 3. Vgl. auch Born: Kafkas Bibliothek (Anm. 15), S. 7–13. Wie sich die Forschungsstelle für Prager deutsche Literatur mit der Darstellung H.G.Adlers auseinandergesetzt hat, macht die Publikation nicht deutlich.

29 Dies ist unter dem Titel »Bücher aus Prag« Thema eines eigenen Aufsatzes, der im »Archiv für Geschichte des Buchwesens« erscheinen wird und die Bibliothek H.G.Adlers einbezieht. Die folgenden Ausführungen basieren auf dieser ausführlicheren Darstellung.

30 Max Brod: *Annerl*. Roman, Amsterdam 1937. DLA Marbach, Sammlung Hartmut Binder.

Recherchen deutlich gewordene Verfolgungsgeschichte der Brods sichtbar gemacht.³¹ Für viele andere Bände der Kafka-Sammlung ist eine Aussage über ihre Überlieferungsgeschichte und ihren rechtlichen Status weitaus schwieriger zu treffen. Exlibris, Stempel oder handschriftliche Besitzvermerke und Widmungen provozieren hier vielmehr offene Fragen nach dem Schicksal ihrer früheren Besitzer:innen nach 1933. Diese Fragen sind juristisch, ethisch und literaturwissenschaftlich relevant.

Gleich mehrere Bücher der Kafka-Sammlung waren beispielsweise einmal Teil der Bibliothek des jüdischen Autors, Übersetzers und Förderers junger Autor:innen Otto Pick.³² Die Bände dokumentieren seine Kontakte als Mitarbeiter der *Herder-Blätter* und Literaturkritiker der *Prager Presse* ebenso wie seine Bemühungen als literarischer Vermittler zwischen tschechischer und deutschsprachiger Literatur, Verlagen und Autor:innen in Prag, Berlin, Leipzig und Wien. Die Sammlung umfasst unter anderem ein Widmungsexemplar des 1919 erschienenen Gedichtbands *Karawane* des Schriftstellers und Übersetzers Rudolf Fuchs (1890–1942)³³ und die elf Jahre später unter dem Titel *Gestalten der Zeit* erschienenen Porträts des Prager Autors Willy Haas (1891–1973).³⁴ Otto Pick gelang 1939 die Emigration beziehungsweise Flucht nach London. Aus der Zeit seines Exils gibt es nur wenige Zeugnisse, Pick starb bereits im Frühjahr 1940, ein Nachlass ist nicht erhalten. Akten des britischen Nationalarchivs deuten an, dass er zunächst in einem Hotel lebte.³⁵ Angesichts der Hürden für eine ›geregelt‹ Emigration zu diesem

- 31 Vgl. Ph[ilipp] Zschommler: Otto Brod (1888–1944), Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg – Provenienzforschung, online: <https://www.hfjs.eu/provenienzforschung/restititionen-brod.html> (Zugriff: 13. Februar 2024); [Anon.]: (Bisher versuchte) Rückgabe von Büchern aus dem Eigentum von Thea und Otto Brod, SLUB Dresden, Restititionen, online: <https://www.nsrabgut.slub-dresden.de/restititionen/2022/thea-und-otto-brod/> (Zugriff: 28. Januar 2024).
- 32 Vgl. Dieter Sudhoff: [Art.] Pick, Otto, in: Metzler-Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, hg. von Andreas B. Kilcher, Stuttgart und Weimar 2012, S. 403–404.
- 33 Vgl. Rudolf Fuchs: *Karawane. Gedichte*, Leipzig 1919. Exemplar der Sammlung Hartmut Binder, DLA Marbach, mit der Widmung: ›Lieber Otto Pick, Ich widme Ihnen dieses Buch in herzlicher Freundschaft. Sept. 1919 Rudolf Fuchs‹. Zu Fuchs vgl. Armin A. Wallas: [Art.] Fuchs, Rudolf, in: Kilcher (Hg.): Metzler-Lexikon (Anm. 32), S. 155–156; Max Brod: *Der Prager Kreis. Mit einem Nachwort von Peter Demetz*, Frankfurt am Main 1979, S. 230–231.
- 34 Vgl. Willy Haas: *Gestalten der Zeit*, Berlin 1930, Exemplar der Sammlung Hartmut Binder, DLA Marbach, mit der Widmung: ›Otto Pick in alter herzlicher Freundschaft – Haas‹. Vgl. Andreas B. Kilcher und Katja Schettler: [Art.] Haas, Willy, in: Kilcher (Hg.): Metzler-Lexikon (Anm. 33), S. 181–183.
- 35 Vgl. National Archives, Kew (London), Signatur: HO 294/581/7873 – Otto Pick.

späten Zeitpunkt ist nicht sehr wahrscheinlich, dass Pick seinen Buchbesitz retten konnte.

Hartmut Binder hat in mehreren Aufsätzen auf die Bedeutung der Vermittlungs- und Übersetzungsarbeit Picks aufmerksam gemacht; doch ist dieser Autor trotz dieser wiederholten Bemühungen nahezu vergessen.³⁶ Schwer wiegt hier das Fehlen jedweder zusammenhängender Materialgrundlage für eine Beschäftigung mit ihm. Die überlieferten Widmungsbände dokumentieren Beziehungen und zeigen ihn im Literaturbetrieb der Zeit, doch diese Spuren bleiben vereinzelt. Immer wieder ist eine Folge des NS-Bücherraubs und der Zerstörung jüdischer Sammlungszusammenhänge die Zerstörung von Wissen. Gerade diese Leerstellen verdeutlichen aber die doppelte – rechtliche und wissenschaftliche – Notwendigkeit einer Recherche zum Schicksal Picks, zumal einzelne Bände aus seiner Bibliothek weiter im Antiquariatsbuchhandel angeboten werden.³⁷

Hartmut Binder hat Überlieferungsfragmente durch sein Sammeln in einen sinnvollen, um Kafka und Prag zentrierten Sammlungszusammenhang integriert, sie wieder sichtbar gemacht und ihre Anschlussfähigkeit für ein literarhistorisches Narrativ behauptet.³⁸ Aus dieser Perspektive lässt sich sein Sammeln als ein Akt der Rettung beziehungsweise der bewahrenden Neueignung begreifen. Regelungen für den Umgang mit Büchern, die möglicherweise aus dem Besitz ermordeter und verfolgter Autor:innen stammten, gab es bis Ende der 1990er Jahre nicht. Und auch heute sind die in Folge der

36 Vgl. Hartmut Binder: Mittler zwischen den Kulturen. Zum hundertsten Geburtstag des Prager Schriftstellers Otto Pick, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 21. Mai 1987, S. 27. Vgl. ders.: Else Lasker-Schüler in Prag. Zur Vorgeschichte von Kafkas ‚Josefine-‘ Erzählung, in: Binder: *Auf Kafkas Spuren* (Anm. 17), S. 229–252; ders.: Neues zu Else-Lasker-Schülers Vorlesung im April 1913. Mit ungedruckten Briefen an Willy Haas, in: ebd., S. 253–268; ders.: ‚Jugend ist natürlich immer schön ...‘ Kafka als literarischer Ratgeber, in: ebd., S. 367–416.

37 Vgl. etwa: Thomas Mann: *Die Forderung des Tages*. Reden und Aufsätze aus den Jahren 1925–1929, Berlin 1930. Mit der Beschreibung: ‚Mit eigenhändiger Widmung auf dem vorderen fliegenden Vorsatz ›Herrn Otto Pick gelegentlich eines erbaulichen, ergiebigen Zusammenseins, unterzeichnet mit ›Prag, 4.III.32 Thomas Mann‹ [...].‘, in: Venator & Hanstein, Katalog 142, Los 537. Online: <https://www.venator-hanstein.de/katalog/detail/142/6756> (Zugriff: 29. Januar 2024).

38 Vgl. zur Anschlussfähigkeit als Voraussetzung von Tradierung: Walter Benjamin: *Rückschritte der Poesie von Carl Gustav Jochmann*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. II, 2 [Aufsätze, Essays, Vorträge], hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1977, S. 572–598, hier S. 572.

»Washington Principles«³⁹ vereinbarten Regelungen für den Umgang mit NS-Raubgut nur für öffentliche Einrichtungen bindend.⁴⁰

Die Integration in den Bestand des DLA verleiht der Sammlungsarbeit Binders Dauer und ermöglicht, jüdische Autoren wie Otto Pick wiederzuentdecken, zumal Einrichtungen wie das DLA solche Objekte selbst in Forschungs- und Ausstellungszusammenhänge einbringen. Diese Form der Aneignung ist wichtig und produktiv und dennoch ambivalent, weil intellektuelle und materielle Aneignung nicht getrennt voneinander zu sehen sind.

In seinen während des Zweiten Weltkriegs verfassten Thesen »Über den Begriff der Geschichte« verstand Walter Benjamin (1892–1940) die Kulturgüter der Museen sowohl materiell konkret als auch in einem geschichtsphilosophischen Sinn als »Beute« und »Trophäe«⁴¹ der Sieger, denn sie werden leicht für eine entsprechende Geschichtsschreibung vereinnahmt. Neben den vordringlichen rechtlichen Aspekten und den Verpflichtungen im Hinblick auf Provenienzforschungen und gegebenenfalls auch Restitution geht es im Umgang mit Sammlungen aus Privatbesitz aus dieser Perspektive nicht zuletzt um die Frage, was die Geschichte der Bücher für den wissenschaftlichen Umgang mit ihnen bedeutet. Wenn historische Material- und Wissenszusammenhänge gewaltsam zerstört wurden, muss es zu einer intellektuellen, wissenschaftlichen und ethischen Aufgabe werden, den Bruch sichtbar zu halten und andere Stimmen in ihre Deutung miteinzubeziehen. Die Chance liegt in Bezug auf Bestände wie die Kafka-Sammlung darin, sie als versehrte Überlebende und als produktive Sinnzusammenhänge zu zeigen, denen die materielle und intellektuelle Zerstörung jüdischer Kultur vorausgeht.

39 J.D. Bindenagel, U.S. Department of State: Washington Conference on Holocaust-Era Assets, November 30 – December 3, 1998. Hosted by the United States Department of State and the United States Holocaust Memorial Museum: Conference Proceedings, Washington, D.C. 1999, online: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015042080161> (Zugriff: 12. Februar 2024).

40 »Privatrechtlich organisierte Einrichtungen und Privatpersonen« sind heute lediglich »aufgefordert«, »sich den niedergelegten Grundsätzen und Verfahrensweisen gleichfalls anzuschließen.« Handreichung (Anm. 22), S. 54.

41 Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte – Benjamins Handexemplar, VI, in: Walter Benjamin. Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 19: Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte, hg. von Gérard Raulet, Berlin 2010, S. 30–43, hier S. 34.

SAMMELNDE KULTUREINRICHTUNGEN

Anders als Archive, die es mit Akten zu tun haben, die in staatlichen Behörden entstanden sind, sammeln Kulturarchive, zu denen auch Institutionen wie Bibliotheken, Museen oder Vereine zählen, Quellen verschiedenster Art, die meist aus Privatbesitz stammen. Welche Folgen das für die Erwerbungspraxis hat, soll im Folgenden skizziert werden. Nach Überlegungen zum vieldeutigen Begriff der ›Provenienz‹ sollen dabei Fragen der Akquisition am Beispiel des Deutschen Literaturarchivs erläutert werden. Im Mittelpunkt stehen die Quellen von Erwerbungen, die Kriterien sowie die Kooperationsbeziehungen zwischen verschiedenen sammelnden Einrichtungen.

1 Zum Provenienz-Begriff

Der Ausgangspunkt der Provenienzforschung, die, zumindest unter diesem Namen, eine relativ neue Erscheinung ist, war ökonomisch-rechtlicher Natur. Vorrangig ging und geht es um die Klärung von Eigentumsfragen, aus denen sich Restitutionsansprüche ableiten lassen. Die Aufdeckung früherer Enteignungen in nationalsozialistischen oder kolonialen Kontexten führte zu Rückgaben oder Kompensationen. Ebenfalls ökonomischen Charakter hat die Provenienzforschung dort, wo die Rekonstruktion der Kette von Vorbesitzer:innen Argumente zur Ermittlung von Urheberschaften liefert. Denn die Frage nach Urheber:innen eines Werks wird vor allem dann mit großem Aufwand untersucht, wenn davon ein nennenswerter Verkaufswert abhängt.

Von diesem ökonomisch-rechtlichen Aspekt ist der Aspekt der kultischen oder kulturellen Verehrung zu unterscheiden. Bestimmte Objekte verkörpern für einzelne Personen oder ganze Gruppen ideelle Werte, die von ökonomischen Werten prinzipiell unabhängig sind. Was diese Dinge interessant macht, ist ihre ›Provenienz‹, die hier verstanden wird als ihre Verbindung zu bestimmten Personen oder auch mythischen Wesenheiten. Die Erscheinungsformen reichen von Körperteilen (Reliquien) und deren Abbildungen (Photos, Totenmasken) bis zu Werken jeglicher Art (beispielsweise Zeichnungen, Autographen, Bauwerke). Um deren Verehrung zu ermöglichen, werden Objekte dieser Art sowohl von einzelnen Personen als auch von gesellschaftlichen Institutionen gesammelt, aufbewahrt und ausgestellt. Vielfach soll das

kulturelle Erbe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, weil ihm gemeinschaftsbildende Kräfte zugesprochen werden.

Zweifellos gibt es ein genuin wissenschaftliches Interesse an Provenienzen, das sich auch auf Objekte richtet, die weder ökonomischen Wert haben noch der Verehrung dienen. Im Zentrum der wissenschaftlichen Provenienzforschung steht ebenfalls die Zuordnung von Objekten zu Personen. Doch wichtiger als die Frage des Eigentums ist die mit ihr nicht unbedingt zusammenfallende Frage des Besitzes, der eine Person, auch wenn sie nicht Eigentümerin ist, etwa auf dem Weg der Ausleihe in den Stand setzt, an einem Objekt Veränderungen vorzunehmen (oder vom Objekt verändert zu werden). Akte der Besitzergreifung oder des Besitzverlustes werden rekonstruiert, weil sie etwas aussagen über die Intentionen einer Person, auch wenn diese nur in der vagen Absicht bestehen, ein Objekt zu benutzen, etwa ein entliehenes Buch auch tatsächlich zu lesen.

Dasselbe gilt für Untersuchungen von Spuren von Veränderungen. Sie reichen von Signaturen oder Anmerkungen bis zu Unterstreichungen und Markierungen jeglicher Art. Auch eigenständige geistige Schöpfungen wie das Verfassen eines Gedichts lassen sich unter dem materialen Aspekt der Provenienzforschung als eine Veränderung eines Objekts, nämlich des Schriftträgers, beschreiben. Die Provenienzforschung als Interpretation von Spuren ist prinzipiell unabhängig von der Eigentumsfrage im dinglichen Sinn. In Bibliotheken gilt als ›Provenienzexemplar‹ auch ein Buch, das jemand ausgeliehen, aber nicht zurückgegeben hat. Selbst dann, wenn Entleiher:innen keine Spuren hinterlassen haben, ist die Tatsache, dass das geliehene Buch sich in ihrem Besitz (nicht Eigentum) befand, Grund genug, es als ›Provenienzexemplar‹ zu bezeichnen. Provenienz meint hier also unabhängig von der Eigentumsfrage eine konkrete, räumlich und zeitlich bestimmbare Relation, genauer: eine Interaktion, zwischen einzelnen Menschen und ›ihren‹ Objekten.

Selbstverständlich kann ein Objekt nacheinander oder auch gleichzeitig mehreren Personen zugeordnet werden. Auch wenn die Provenienzforschung ihr Interesse meist auf eine mehr oder weniger prominente Person konzentriert, muss sie immer in Betracht ziehen, wer sonst noch Spuren hinterlassen haben könnte; nur so können falsche Zuschreibungen vermieden werden.

In diesen Zusammenhängen lässt sich auch der vieldeutige Begriff des Unikats besser verstehen. Zunächst scheint es klar zu sein, dass jedes Buch ein Unikat ist. Denn auch wenn es serienmäßig hergestellt wurde, lässt sich ja jedes Exemplar von allen anderen unterscheiden und ist insofern individuell und einzigartig. Da aber nicht jeder Gegenstand als ein ›Unikat‹ bezeichnet wird, muss es etwas geben, was ein individuelles Objekt erst zu einem ›Unikat‹ im hier gemeinten Sinn macht. Dies ist offensichtlich seine ›Provenienz‹

seine nachweisbare Beziehung zu einer Person. Erst durch einen Besitzstempel wird aus einem Buch, erst durch die Signatur der Künstler:innen aus einer Graphik ein ›Unikat‹, das sich vor allem durch den wesentlich höheren Preis von unsignierten Exemplaren derselben Serie unterscheidet.

Letztlich geht es bei der wissenschaftlichen Provenienzforschung immer um die Rekonstruktion von Handlungen bestimmter Akteur:innen, die in Objekten dokumentiert ist. Zum Verständnis der Handlungen einer Person empfiehlt es sich nach bewährtem hermeneutischem Grundsatz, möglichst viele Spuren ihres Wirkens zusammenzutragen und zu vergleichen. Lange bevor es die moderne Provenienzforschung gab, nannte man in Archiven den Grundsatz, Dinge aus dem früheren Besitz einer Person oder Institution nicht zu trennen, sondern als eine Einheit aufzubewahren, das ›Provenienzprinzip‹. Im Gegensatz dazu geht es bei privaten Autographensammlungen meist um das Zusammentragen von möglichst vielen Schriftproben unterschiedlichster Provenienzen und Personen, die vor allem die Eigenschaft vereint, berühmt zu sein und verehrt zu werden. Auch Stefan Zweig (1881–1942), der Dokumente ›schöpferischer Momente‹ sammelte, konzentriert sich auf solche von bekannteren Persönlichkeiten.¹ Gleiches gilt für graphologisch, weltanschaulich oder an bestimmten Kulturgebieten interessierte Sammler:innen und schließlich auch für diejenigen, die Autographen lediglich als Geldanlagen betrachten.

2 Kulturarchive als Forschungseinrichtungen

Bei der Sammeltätigkeit von Kulturarchiven steht zwar der wissenschaftliche Aspekt im Vordergrund, aber auch die anderen Aspekte spielen eine Rolle. Legt man einen weiten Begriff von Provenienzforschung zugrunde, fällt darunter nicht nur die Ermittlung von Vorbesitzer:innen im Vorfeld der Erwerbung, sondern auch die anschließende archivarische Erschließung, die ja zum großen Teil in der Zuordnung von Personen und Körperschaften zu bestimmten Objekten besteht. Auch die weitere Erforschung der Objekte durch die Benutzer:innen von Archiven und Bibliotheken besteht zu einem erheblichen Teil in der genetischen Rekonstruktion dessen, wie und mit welchen Zielen bestimmte Akteur:innen ein Objekt verändert haben. In Ausstellungen geht es darüber hinaus vielfach auch um die Vermittlung von auratischen Erfahrungen, die auf Provenienzen beruhen. Und selbstverständ-

1 Zur Sammeltätigkeit Zweigs vgl. die Fallstudie ›Stefan Zweig‹ von Stefanie Hundehage in diesem Band.

lich spielt auch der ökonomisch-rechtliche Aspekt eine Rolle: Institutionen müssen, bevor sie Sammelobjekte erwerben, Provenienzfragen klären und Urheberchaften bestimmen, um Eigentum dauerhaft und zu einem angemessenen Preis zu erwerben.

Aus den genannten Gründen werden in Kulturarchiven permanent ›Provenienzen‹, also Relationen zwischen Akteur:innen und Objekten, erforscht. Aber darüber hinaus ist ein Archiv selbst ein Akteur, der Objekte erwirbt, benutzt und verändert. Dieser zweite Aspekt soll im Folgenden im Mittelpunkt stehen. Dabei ist zunächst zu beachten, dass unter ›Erwerbung‹ jegliche Art von Eigentumsübertragung, Kauf, Schenkung oder auch die Übertragung von Nutzungsrechten bei Leihgaben verstanden werden soll.

Die Sammlungstätigkeit von Institutionen ist von Motiven und Absichten gesteuert, die oft auch in kodifizierter Form vorliegen. Im Fall des Deutschen Literaturarchivs werden die Grundzüge der Erwerbungs politik vom Auftrag der Trägerinstitution, der Deutschen Schillergesellschaft e.V., bestimmt und in einem eigenen Sammlungsprofil ausformuliert. Man versteht das Erwerbungs geschehen jedoch nicht vollständig, wenn man nur die programmatischen Absichten der sammelnden Institutionen betrachtet. Mindestens ebenso wichtig sind die in der jeweiligen Situation vorhandenen konkreten Möglichkeiten. Welche finanziellen Mittel, räumlichen Kapazitäten und personellen Ressourcen der Erschließung stehen zur Verfügung? Allen diesen Fragen vorgelagert ist jedoch noch eine grundlegendere: Welche Sammelgegenstände sind überhaupt noch zu erwerben? Und wo sind sie zu finden?

3 Quellen

Während staatliche und kommunale Archive vorwiegend Registraturgut sammeln, das in öffentlichen Behörden entstanden ist, und daher niemals Privateigentum war, stammen die Sammlungen der Kulturarchive fast ausschließlich aus Privatbesitz. Erwerbungen aus dem Eigentum anderer sammelnder Einrichtungen kommen nur gelegentlich vor, etwa wenn ein Archiv Einzelstücke in ein anderes Archiv abgibt, weil dort der Nachlass der betreffenden Person verwahrt wird. In der Regel handelt es sich dann um Schenkungen. Verkäufe zwischen Archiven sind in Deutschland nicht üblich.

Wer ein Werk nicht im Auftrag geschaffen hat, sondern auf eigene Rechnung, ist in der Regel auch erste:r Eigentümer:in des Werks nicht nur im Sinn des geistigen, sondern auch des dinglichen Eigentums am Werk als einem materiellen Objekt, beispielsweise einer Handschrift, einer Datei oder eines Photos. Allerdings kommt es nicht selten vor, dass das materielle Werk ver-

schenkt wird. Bei Briefen sind Adressat:innen zwar nicht Eigentümer:innen des geistigen Werks, wohl aber seiner materiellen Erscheinungsform, die sie dann wiederum übereignen können.

Oft erwerben Kulturarchive Sammlungsgut direkt von den Autor:innen. Wurde es nicht als ›Vorlass‹ übergeben oder per Testament vermacht, fungieren die Erbberechtigten als Verhandlungspartner:innen. Auch wenn die Forschung in diesem Punkt oft mit Unverständnis reagiert, verstößt es nicht gegen geltendes Recht, wenn Privatpersonen Nachlässe der Öffentlichkeit vorenthalten. Hier hilft nur Überzeugungsarbeit. Nach dem in Deutschland und in vielen anderen Staaten geltenden bürgerlichen Recht steht es jedem Privateigentümer frei, mit seinem Eigentum nach Gutdünken zu verfahren. Allerdings verbietet in Deutschland seit 2016 das *Gesetz zum Schutz von Kulturgut* unter bestimmten Umständen die Ausfuhr in andere Länder.²

Kulturgüter in Privateigentum werden vielfach an private Sammler:innen oder Zwischenhändler:innen veräußert und können dann, sei es als Verkauf oder Schenkung zu Lebzeiten oder auf dem Weg der Erbfolge, weiter übereignet werden, so dass sich kürzere oder längere Ketten von Zwischenstationen ergeben. Diesen Eigentumswechseln sind Kulturgüter erst entzogen, wenn sie vernichtet werden oder in das Eigentum von dauerhaften Institutionen gelangen. In diesem Sinn kann man Kulturarchive als ›Endstationen‹ von Kulturgütern bezeichnen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass auch Sammlungsgut aus Kulturarchiven in Ausnahmesituationen, etwa beim Zusammenbruch von staatlichen Ordnungen, wieder zu Privateigentum werden kann.

Da Kulturarchive vor allem der Forschung dienen, sind sie in der Regel bestrebt, Kulturgüter möglichst direkt von ihrer Quelle zu erwerben und auch deren Kontexte zu erhalten. Mit der sachgerechten Aufbewahrung und Erschließung umfangreicherer Materialkonvolute, ganzer Vor- oder Nachlässe, sind Privatpersonen meist überfordert. Gelingt die Vermittlung eines größeren Bestandes an ein Kulturarchiv nicht, bleibt er auf längere Sicht selten als Gesamtheit erhalten. Je länger die Kette der Überlieferung, desto größer wird die Gefahr, dass zerstreut oder vernichtet wird, was einmal zusammengehörte.

Kulturarchive verstehen es vielfach als ihre Aufgabe, zerstörte Zusammenhänge wiederherzustellen und verstreute Gegenstände aus einer Quelle (Provenienz) wieder zusammenzuführen. Oft erfordert das geduldige Recherchen nach Privatpersonen, aber auch im professionellen Handel. Deren Angebote findet man in mehr oder weniger spezialisierten Auktionskatalogen und auf

2 <https://www.gesetze-im-internet.de/kgsg/index.html#BJNR191410016BJNE003600000>, (Zugriff: 5. Juli 2023).

Online-Marktplätzen wie eBay, in Form von Festpreiskatalogen oder im Zentralen Verzeichnis Antiquarischer Bücher (ZVAB).

4 Sammelprofil und Kriterien

Die Möglichkeiten, von Autor:innen oder deren Erb:innen oder aus dem Handel Kulturgüter zu erwerben, treffen auf begrenzte Kapazitäten der sammelnden Einrichtungen. Eine wichtige Aufgabe eines jeden Kulturarchivs besteht darin, sein Sammelgebiet zu definieren und daraus konkrete Kriterien abzuleiten. Dabei ist immer auch zu beachten, welche Sammlungen bereits vorhanden und welche Tendenzen zu erwarten sind. Da es nicht möglich ist, genau vorherzusagen, welche Fragen künftige Forscher:innen stellen werden, sollten möglichst wenige denkbare Interessenslagen ausgeschlossen werden.

Doch auch dann, wenn das Sammelgebiet gut definiert ist und Forschungstendenzen erkannt wurden, muss ausgewählt werden, ob eine bestimmte mögliche Erwerbung realisiert werden soll. Eine erste Orientierung bieten Bewertungen, die andere Institutionen bereits vorgenommen haben. Welche Preise haben Autor:innen bekommen, welchen Gremien haben sie angehört, in welchen Verlagen sind ihre Werke erschienen, wie wurden sie in der allgemeinen Öffentlichkeit rezipiert, in der Forschung thematisiert und im Autographen-Handel bewertet?

Liefern Recherchen dieser Art ein positives Ergebnis, sollte nicht sofort die Erwerbung, sondern zunächst eine eingehende Autopsie des Materials folgen. Die Erfahrung lehrt, dass einflussreiche Persönlichkeiten gelegentlich eher Unbedeutendes; Unbekannte dagegen überraschend reichhaltige Papiere hinterlassen. Bei der Besichtigung werden Dokumente beschrieben, quantifiziert und nach verschiedenen Kriterien bewertet. Zu ihnen zählen der Wert für die Forschung, die Echtheit, der Erhaltungszustand, der Erschließungsgrad, die künftige Zugänglichkeit und nicht zuletzt, inwiefern sie bereits vorhandene Sammlungen ergänzen. In jedem Fall muss vor jeder Erwerbung die Frage der Provenienz im Sinn des Eigentums und der Urheberschaft geklärt werden.

Erscheint die Erwerbung nach der Autopsie weiterhin sinnvoll, müssen die Bedingungen einer möglichen Übernahme verhandelt werden. Manchmal ist es ratsam, das Vorhandene nahezu vollständig zu übernehmen, in anderen Fällen empfiehlt sich eine exemplarische Auswahl. Auch bei der späteren Ordnung können irrelevante Materialien gegebenenfalls aussortiert, zurückgegeben oder mit Einverständnis der Vorbesitzer:innen kassiert werden. In erster Linie betrifft das Dubletten oder Dokumente, die für die Forschung von geringem Interesse sind, wie Reparatur- und Arztrechnungen, Werbe-

drucksachen oder Steuerunterlagen. Selbstverständlich müssen auch hier Ausnahmen möglich sein, denn für Biographen können auch Rechnungen relevant sein. Gelegentlich kommen Erwerbungen nicht zustande, weil die Eigentümer:innen Bedingungen stellen, die die sammelnde Institution nicht erfüllen kann oder will. Dies betrifft nicht immer den Kaufpreis, sondern gelegentlich auch den Umfang des zu Übernehmenden oder etwa geforderte Sperrungen.

5 Kooperationen

Es liegt im Begriff Kulturgut, dass sich dessen Sammlung nur als Aktivität verschiedener Akteur:innen vollziehen kann. Da die Zusammenarbeit von Kulturarchiven anders als die von staatlichen Archiven nicht gesetzlich organisiert ist, bedarf sie besonderer Anstrengungen. Dazu gehört es beispielsweise, dass ein Archiv, das eine bestimmte Erwerbung ablehnt, versucht, sie an besser geeignete Einrichtungen weiterzuvermitteln.

Auch international sollte es das allgemeine und gemeinsame Interesse von Kulturarchiven sein, Kulturgut öffentlich zugänglich zu machen. Auch hier funktioniert die Zusammenarbeit in der Regel gut. Nur wenn es um besonders prominente Fälle geht, kommt es gelegentlich zu Meinungsverschiedenheiten oder Missverständnissen. In der Presse wurde vor einigen Jahren ausführlich über die Erwerbung des Nachlasses von Max Brod (1884–1968) berichtet, in dem auch Autographen und Zeichnungen von Franz Kafka (1883–1924) enthalten sind.³ Dabei entstand der Eindruck, die Nationalbibliothek in Jerusalem hätte mit dem Deutschen Literaturarchiv im Rechtsstreit gelegen. Das war nie der Fall.

Bei näherer Betrachtung könnte man eher von verteilten Rollen innerhalb einer impliziten Zusammenarbeit sprechen. Die Gerichte hatten die Frage zu entscheiden, ob die Töchter von Brods Mitarbeiterin Esther Hoffe (1906–2007), in deren Besitz sich sein Nachlass befand, rechtmäßige Erbinnen sind. Für den Fall einer positiven Antwort auf diese Frage wären diese, da es ein Gesetz zum Schutz von Kulturgut zu diesem Zeitpunkt in Israel nicht gab, frei gewesen, mit dem Nachlass zu tun, was immer sie wollten. Sie hätten auch die Möglichkeit gehabt, die Papiere in alle Welt zu zerstreuen, wie es ihre Mutter bereits begonnen hatte. Bevor das Urteil feststand, äußerten die potentiellen Erbinnen explizit die Absicht, den Nachlass nicht an eine

3 Zur Berichterstattung über den Brod-Nachlass vgl. den Beitrag »Media and Press« von Ian Ellison in diesem Band.

israelische Institution, sondern dem Deutschen Literaturarchiv übergeben zu wollen. In dieser Situation erklärte das Marbacher Archiv im Interesse des Erhalts des Nachlasses als Gesamtheit, das Angebot gegebenenfalls annehmen zu wollen. Damals war noch nicht abzusehen, dass die israelischen Gerichte die Gefahr der Zerstreuung auf andere Weise bannen würden, indem sie nämlich entschieden, dass die Töchter nicht rechtmäßige Erbinnen sind, und verfügten, dass Brods Nachlass von der Israelischen Nationalbibliothek übernommen wird.⁴

In einer Zeit, in der dank moderner Informations- und Reproduktionstechnologien quellengestützte Forschungen immer ortsunabhängiger werden, erscheinen Kooperationen zwischen Kulturarchiven notwendiger denn je.

4 Vgl. Benjamin Z. Balint: Kafkas letzter Prozess, Berlin 2019.

Emile Schrijver

ANTIQUARIAN BOOK MARKET

Provenance research of books, objects and works of art is at the heart of the work of contemporary librarians, museum professionals, private collectors, scholars and students of the history of art, culture and the book, auctioneers, dealers, public officials, legal experts, and journalists worldwide. This article will concentrate on provenance research of manuscripts and printed books, in particular of Jewish manuscripts and printed books. Jewish, not just Hebrew, since Jewish culture is per se multicultural and multilingual, as is the case with so many minority cultures, in- and outside Europe.

I have written on aspects of this topic in 2003 and spoken on it on many occasions.¹ My own professional life involved work in the museum world, the library world, the auction world, the book trade, scholarship, journalism, and curatorial work for private collectors. Many of the notions shared here stem from that experience. In hindsight, it is striking to what extent provenance research seemed to be of secondary importance back in 2003, when I first wrote about it. Times have changed considerably. I remember how around 2018, when I spoke to the then director of the Israel Museum in Jerusalem, Ido Bruno, we agreed that provenance issues would become the single most important topic for Jewish museums. This is not the place to discuss the overall complexity of provenance and restitution. It includes art, ceremonial objects and of course colonial objects and has many ethical, political, legal and geopolitical aspects. But only six years ago Ido Bruno and I did not know yet how right we were.

Relevant for this contribution is a recent initiative of Judaica library professionals, who are close to publishing a White Paper on provenance policy:

The White Paper on Provenance in Judaic Books and Manuscripts is a first effort to provide a guide for the perplexed in the realm of provenance policy. In contrast to provenance in the art world, which has been the focus of much public concern and policy discussion since the landmark Washington Conference Principles on Nazi-confiscated Art in 1998, the present White Paper articulates best practices relating specifically to the management of Jewish books and man-

1 Cf. Emile Schrijver: Modern auction catalogues of Jewish books. Commerce Meeting Scholarship – Some Methodological Reflections, in: Zutot 3, 2003, pp. 180–188.

uscripts in cases of uncertain provenance. Authored by professionals primarily for professionals, the practical recommendations outlined in the White Paper reflect a broad historical perspective that acknowledges the unique complexities of provenance research with regard to Judaic books, manuscripts, and archives including, but not restricted to, Holocaust-era materials.²

For the sake of clarity, I have identified five principal points that are relevant to our understanding of the complexity of the issue under discussion:

1. The books themselves do not disclose everything.
2. The secondary sources do not disclose everything.
3. The market is volatile and has undergone great changes.
4. Private collections are not stable.
5. Conclusion: authenticity and completeness.

It goes without saying that I cannot deal with all these in depth in the framework of this short contribution. Rather I will present one or two examples of each, after which I will draw some preliminary conclusions. My main goal, if one wants to phrase it in such a manner, is to problematize, not to provide definitive solutions.

1 The books themselves do not disclose everything

The colophon page of the Esslingen Mahzor, a festival prayer book which is the oldest manuscript in the famous Amsterdam Bibliotheca Rosenthaliana, contains various layers of information.³

- The original colophon of the scribe, who mentions that he finished copying the book on 12 January 1290 in the city of Esslingen for a particular patron
- The name of the original scribe, which was, however, later erased
- The name of the punctuator
- A very interesting deed of sale of the fourteenth or fifteenth century

2 Yoel Finkelman und Michelle Margolis: *Cultivating Best Practices in Judaica Provenance*. A project of the International Forum on Judaica Provenance convened by the National Library of Israel and the Association of Jewish Libraries, Jerusalem und New York 2024, p. 4. I have used a pre-distributed draft.

3 Cf. Emile Schrijver: *The Colophon Page of the Esslingen Mahzôr*, in: *Studia Rosenthaliana* 21, 1987, pp. 185–197; Evelyn M. Cohen und Emile Schrijver: *The Esslingen Mahzor. A Description of the »New Amsterdam« and »Old Amsterdam« Volumes*, in: *Studia Rosenthaliana* 25, 1991, pp. 55–82.

- Various later ownership inscriptions, including one in a Hebrew variant of a Freemasons' cipher
- Various Hebrew scribbles, including some names that also occur in the Mahzor itself

This may all seem quite substantial, but in reality, the information covers only a small part of the more than 700-year-old history of the book. The Rosenthaliana volume is only half of the prayer book, the other one is kept in the Library of the Jewish Theological Seminary in New York, and the period between its latest ownership info, likely the nineteenth century, and the acquisition of the two volumes, in 1957 (New York) and in 1975 (Amsterdam) respectively, is considerable and includes the Second World War. We do not even know when the two volumes were separated. This is true of the large majority of Jewish (and non-Jewish) books; the information recorded in the books is fragmentary and random.

2 The secondary sources do not disclose everything

Description practices of books have developed over the course of the centuries. In order to establish the provenance of any book, what is needed are clear descriptions of such books that make them identifiable. In the earliest early modern catalogues, it is impossible to identify individual copies, often times even to identify manuscripts. The descriptions are minimal and, in the case of printed books, based on editions rather than copies. There are hardly any descriptions of condition, completeness, and of unique identifiers, such as colophons, handwritten inscriptions, annotations, and illustrations. Apart from that it was not until the late eighteenth century that researchers started to differentiate between manuscripts and printed books, another result of the concentration on texts rather than individual copies.⁴

In the library world this situation changed for the better in the nineteenth and especially the twentieth century, at least for manuscripts. This is particularly relevant for collections that got dispersed as a result of World War II, because often pre-war descriptions do allow the positive interpretation of books that re-appear in the market. For printed books it is a lot more difficult to identify books as belonging to a particular library, because stamps

4 For an analysis of major catalogues of Jewish books, see Shimeon Brisman: *A History and Guide to Judaic Bibliography*, Cincinnati u.a. 1977; Emile Schrijver: *Towards a Supplementary Catalogue of Hebrew Manuscripts in the Bibliotheca Rosenthaliana. Theory and Practice*, Dissertation, Amsterdam 1993.

or bindings, which are typically the single identifiers for printed books, can be removed relatively easily. This makes a positive identification of copies of printed books almost impossible.

In the auction world, it took until the late 1980s for this situation to change.⁵ Since then especially printed books and manuscripts of a certain value receive the extra attention that underlines their commercial value and descriptions started to include information that is needed to uniquely identify them. And for the last two decades attention is also paid not just to registering provenance, but also to finding out whether or not a book should be sold, based on such information.

3 The market is volatile and has undergone great changes

One of the most important things to keep in mind when perusing auction and sales catalogues of, let us say, the 1970s and 1980s, and comparing those to today's market, is the way in which prices have exploded, literally. Illuminated medieval Hebrew manuscripts, Hebrew incunables and certain important other early printed books, early modern decorated Esther scrolls and marriage contracts and especially illustrated Hebrew manuscripts of the eighteenth century could be acquired for prices that are unbelievable according to today's standards. Back then, such books could be acquired through Sotheby's and Christie's for prices between 5,000 and let's say 25,000 dollars, whereas today they will fetch prices in the hundreds of thousands of dollars in any contemporary auction.

This explosion of the prices has changed the nature of the market, in a way quite comparable to the global art market. First, the number of potential buyers has diminished for the simple reason that the prices mentioned can be afforded only by the wealthiest. Second, this has made the top of the market the domain of collectors and investors, rather than that of libraries. Of course, libraries and museums can co-operate with wealthy donors and/or collectors, but this typically is only feasible for the largest institutions. Third, for some objects in terms of prices the sky has become the limit.

The best example of all the aforementioned is the recent sale of the famous Sassoon Bible at Sotheby's in New York. To quote Sotheby's online catalogue:⁶

⁵ Cf. Schrijver: Modern auction catalogues (fn. 1).

⁶ <https://www.sothebys.com/en/digital-catalogues/codex-sassoon-the-earliest-most-complete-hebrew-bible> (accessed: 25 February 2024).

The Bible is one of the world's greatest treasures and holds powerful resonance for the three monotheistic religions and their billions of adherents. For thousands of years, its sacred words have been closely studied, contemplated, and analyzed. The Hebrew Bible is composed of twenty-four books divided into three parts: the Pentateuch, the Prophets, and the Writings. Christians call these texts the Old Testament, and Catholic, Orthodox, and Protestant sects all incorporate them into their biblical canons. Copied, printed, and translated into scores of languages the world over, the Hebrew Bible arguably constitutes the most influential book of human history and the bedrock of Western civilization. Codex Sassoon, created circa 900, is the earliest surviving example of a single volume containing all the books of the Hebrew Bible with their punctuation, vowels, and accents.

This excellent marketing strategy, presenting the codex as one of the most important books of the world, for the lack of comparable recent sales of such Hebrew manuscripts, turned out to be very successful. The Sassoon Bible was offered for sale for an estimate between thirty million and fifty million dollars and sold for a stunning thirty-eight million one hundred twenty-six thousand dollars. It is now owned by the ANU Museum of the Jewish People in Tel Aviv and funds were provided by a private American donor. It will be on permanent display in the museum, but it should be noted, that in spite of it being available digitally in its entirety, showing it in a museum does potentially hamper scholarly accessibility of this important early Hebrew Bible.

Another slightly less spectacular, older example is a miniature manuscript of the Haggadah, a Passover ritual, which was copied mostly likely in Vienna in 1721. It is an early work of the well-known scribe and artist Meshullam Zimmel of Polna and is now in a private collection. This manuscript originally appeared in a small auction in the Hague in the early 1990s, where it was listed as a printed book and estimated at nine thousand guilders. Two bidders were aware that it was a manuscript, rather than a printed book and continued to bid past the one hundred-thousand-guilder limit. It was sold for a price around one hundred twenty guilders (some seventy thousand dollars back then).⁷ It then disappeared from sight, and it was not until 1998 that it was put up for sale at Christie's East in New York, where it was offered with its own separate catalogue. It was estimated at two hundred thousand to two hundred fifty thousand dollars and the hammer price was four hundred

7 I vividly remember this auction, but so long after the event have not been able to come up with more precise references. For the sake of the argument made here, I have decided to include the narrative anyway.

twenty-five thousand dollars.⁸ This example illustrates the point that I make regularly, which is that the market, the dealers and auctioneers, are important sources of information for anyone interested in provenance, but that they do not necessarily share the interests of the researcher. The dealer involved here was the one who decided when and where, and even how, the manuscript would resurface.

4 Private collections are not stable

Another complication is the fact that private collections are as such not stable entities, unless they end up in public collections in their entirety. That last option is becoming increasingly complicated, since libraries tend to want to remove duplicates of books that are already present in their current holdings before they accept any complete library, for reasons of efficiency and cost reduction. Private donors are not always willing to accept such a procedure. Recently, two important private collections of Hebrew books have reached the market, the entire Valmadonna Trust Library and parts of the Gross Family Collection.

In its auction of books from the Valmadonna Trust Library, Sotheby's in New York introduced the collection as follows:

The Valmadonna Trust Library is quite simply the finest private collection of Hebrew books and manuscripts in the world. Assembled over a span of more than six decades by visionary collector Jack Lunzer, it comprises a wide-ranging group of more than 11,000 works which chart the spread of the Hebrew press and the global dissemination of Jewish culture.⁹

After the December 2015 auction, which included the best and most expensive books in the collection, at the end of 2017 Sotheby's arranged for the sale of the remainder of the books to the National Library of Israel and the private David and Jemima Jeselsohn Collection. In 2017 a few hundred books were sold again through Kestenbaum & Company in New York.¹⁰ Thus,

⁸ I co-authored the auction catalogue together with the late Prof. Menahem Schmelzer: *An Important Illustrated Hebrew Manuscript*, New York, 24 June 1998.

⁹ <https://www.sothebys.com/en/auctions/2015/valmadonna-trust-library-part-i-no9443.html?locale=en> (accessed: 25 February 2024).

¹⁰ The history of the sale of the Valmadonna Trust Library is covered quite well in the relevant Wikipedia article and in the sources referenced there: https://en.wikipedia.org/wiki/Valmadonna_Trust_Library (accessed: 25 February 2024).

although the large majority of the books were acquired by the National Library of Israel, important items did end up elsewhere, in public as well as private collections.

Another important private collection of which major items were put up for sale is the Gross Family Collection in Tel Aviv. Many objects, including major manuscripts and printed books, were auctioned recently by Kedem Auction House in Jerusalem, in three sales in 2023.¹¹ The Gross Family Collection was brought together over a period of an entire lifetime by William Gross (*1944). In the *Festschrift* that was published on the occasion of his seventy-fifth birthday in 2019, the editors wrote:

What truly sets William Gross apart as a collector, however, is his unwavering dedication to sharing his collection, discoveries and resources with all who are interested. William truly views the Gross Family Collection not as a »private« collection, but rather as a »public collection in private hands.« He believes that every object in his possession is the rightful property of the Jewish people. His role, as their temporary custodian, is to preserve them in a safe environment, discover about them all he can, and make them available to others as widely and as often as possible.¹²

Items from the Gross Family Collection have been on display in numerous exhibitions all over the world. But William Gross has always been as explicit about his role as a temporary custodian as stated above. That means that items from his collection have been de-accessioned before, to appear in public as well as in private collections, already years before the three 2023 auctions. This is the prerogative of the collector, who owns his materials privately, but it makes it harder to establish which unique item is in which collection at a given moment in time.

There is one important point that has to be made that follows from the last argument. Not all private collectors see themselves subject to the same standards as institutions. The larger collectors do take provenance issues very seriously and invest major funds in provenance research. They will never buy items that do not have secured good provenance. Likewise, the major auction houses will not auction items that they know have unclear provenance and if some items slip through, they will (and have to) withdraw such items

¹¹ Cf. <https://www.kedem-auctions.com/en/auctions> (accessed: 25 February 2024).

¹² Shalom Sabar, Emile Schrijver and Falk Wiesemann (Ed.): *Windows on Jewish Worlds, Essays in Honor of William Gross, Collector of Judaica*, Zutphen 2019, p. 19.

from their sales.¹³ But part of the market will always be between individuals, dealers, and buyers, of which the least experienced will always be at risk to buy an object that does not have an established provenance.

5 Conclusion: authenticity and completeness

Problems around authenticity of books and manuscripts are bigger than the question of forgeries (of which good examples do exist). There is the phenomenon of so-called ›made-up copies‹ of printed books, which combine parts of incomplete copies of one edition into a new complete copy. Dealers are known to have split up composite manuscripts in order to sell them separately. Is that an act of historical forgery? Sometimes missing pages in manuscripts have been substituted by later owners, often copying the layout of the original. Is that forgery? Ownership marks can be removed or forged quite easily and individual leaves holding such information can be removed or substituted by blank leaves. And there are many other questions that are hard to answer. All these issues are of relevance when trying to establish the provenance of books.

On a more general level, a further problem is the fact that we are only now starting to understand the ramifications of the movement of books in the Nazi and the post-war period. Digital resources are of great help but are never complete. Much of the information needed is kept in archives, or, literally, in the minds of those involved in the postwar legal or illegal movement of books. And many of those involved are no longer alive.

In light of all the foregoing, it has to be accepted that it will never be possible to reconstruct the provenances of books and manuscripts, Jewish or non-Jewish, in their entirety. Nevertheless, the growing awareness of librarians, collectors, auctioneers and dealers is an enormous step forward and the progress made in the digitization of relevant sources is of utmost importance. I would like to close off, therefore, with an optimistic note, by underscoring and subscribing to an important point made in the white paper

13 In August 2021, community registers from various former Eastern European communities were removed from an auction in New York. See the following newspaper article, which does offer a number of perspectives on the issue, by leading experts in the field: <https://www.timesofisrael.com/are-online-sales-of-pre-holocaust-communal-records-their-doom-or-salvation/> (accessed: 25 February 2024). Of particular relevance here is an important new project initiated, among others, by the Conference on Jewish Material Claims against Germany, the ›Jewish Digital Cultural Recovery Project‹: <https://jdcrcp.org> (accessed: 25 February 2024).

on *Cultivating Best Practices in Judaica Provenance*, mentioned earlier in this contribution:

In the past, the various activities dealing with Judaica have operated in (sometimes opposing) silos. Booksellers, auction houses, librarians, private collectors, provenance researchers, and others have each operated in their own spheres, interacting only at the point of transaction. Heightened awareness of our common interests and shared goals, together with the transformative impact of new technologies, now make it possible to take concrete steps toward the creation of a vibrant community of practice. We envision an evolving provenance ecosystem based on multiple, dynamic networks of formal and informal relationships that find expression in online forums, in-person meetings, symposia, and virtual meetings. To provide a balance of continuity and organizational structure, we also recommend the creation of an association of stakeholders in the world of Judaica, Jewish books and archives. A true community of practice based on transparency and trust will optimize knowledge sharing and collegial collaboration in the service of protecting and preserving our cultural heritage. We call on both public institutions and private parties to publicly endorse the best practices outlined in this White Paper and help us lay the foundations for this new community of practice.¹⁴

¹⁴ Finkelman und Margolis: *Cultivating Best Practices in Judaica Provenance* (fn. 2), p. 15.

Heike Gfrereis

LITERATURMUSEUM UND PROVENIENZERFAHRUNG

Literaturarchive werden von Objekten geprägt, die sich vor allem durch ihre Herkunft auszeichnen: Sie gehören zu Nachlässen von Schriftsteller:innen und Leser:innen. Die Spuren, die deren Leben und insbesondere das Schreiben und Lesen hinterlassen haben, eröffnen besondere ästhetische Erfahrungsräume. Wie man diese Erfahrungsräume ausstellen kann, welche Funktionen sie in Ausstellungen besitzen können und wie sich dabei auch die begrifflichen Perspektiven auf das Phänomen Provenienz verändern, möchte ich im Folgenden mit Beispielen aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA) beschreiben.

1 Provenienz als Exponat: Spur, Index, Metonymie, Abdruck, Raum – Aura

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990) soll, so zumindest will es eine Anekdote, einem Besucher vorgeführt haben, wie ein Autorennachlass entsteht, indem er wahllos aus seiner Bibliothek Bücher nahm und mit vermeintlichen Lese Spuren garnierte: Unterstreichungen, Ausrufezeichen und Fragezeichen, Kommentare wie ›Großartig‹ und ›Blödsinn!‹. Terézia Mora (*1971) hat 2014 für eine Ausstellung eigens eine ausgedruckte Seite ihrer im Computer gespeicherten Frankfurter Poetikvorlesungen von Hand überarbeitet und in der Exponatlegende kommentiert: »Einfach nicht aufhören zu schreiben ist die Lösung.«¹ Solche Spuren gehören offenbar fest zur Idee eines literarischen Nachlasses, scheinen dessen Wert als Original zu garantieren und einen Effekt auslösen zu können, den wir als ›Aura‹ bezeichnen – eine Erscheinung, die uns berührt, weil sie sowohl emotionale wie kulturelle Bedeutungen zu besitzen scheint. Aus der Perspektive des Ausstellens ist die Spur in einem literarischen Nachlass das Pendant zum Kunstwerk. Manuskripte, Bücher,

1 Booklet zur Wanderausstellung »Das Original! – Zehn Jahre Deutscher Buchpreis« der Börsenverein des Deutschen Buchhandels Stiftung in Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, S. 10.

Briefe, Photos, Pässe, Erinnerungsstücke und andere Dinge werden durch sie zu etwas, was einmalig und also nicht vollständig reproduzierbar ist.

Hinter dieser Idee eines literarischen Nachlasses steht eine emphatische Vorstellung von Autorschaft, die selbst dann noch ihre Wirkung besitzt, wenn das Schreiben unabschließbar bleibt oder kollaborativ betrieben wird: Die Hand eines Autors – also einer Funktion, die »Reden, die zuvor Gemeineigentum waren«, in »individuelle Aneignungsobjekte« verwandeln kann² – verwandelt alles, was sie berührt, in einen »verpersönlichten« Gegenstand³ und mehr noch: in einen potentiell literarischen Gegenstand, in etwas, was wir aufmerksam lesen und wie Literatur wahrnehmen können. Das heißt zum Beispiel: als Verdichtung, als Textur, in der wir nach sichtbaren, spürbaren oder hörbaren Mustern suchen und diese als Bedeutungsträger interpretieren, als eine Geste, die uns zu einem unendlichen Deutungsprozess einlädt, in dem wir sowohl mit intentionalen, entschlüsselbaren Zeichen als auch mit Bedeutungsüberschüssen und Leerstellen konfrontiert werden. Literarische Texte werden durch solche Über- und Unterdeterminationen zum ›Ding‹,⁴ Objekte aus literarischen Nachlässen zum poetischen Text.

Die sichtbare oder wenigstens imaginierbare Spur des Autors unterbricht in diesem Fall die moderne Produktionslogik der anonymen Serie ebenso wie das ideologische Ineinssetzen von Dingen, Wörtern, Bedeutungen, Regeln, Werten und Normen. Sie verortet etwas in einem verschwundenen und vergangenen Hier und Jetzt, verbindet es mit einem bestimmten Punkt oder auch einer Reihe von Punkten in Raum und Zeit und erlaubt uns, Verbindungen zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen einer historischen Figur und uns selbst, zu ziehen.

2 Friedrich Balke: »Die Natur wird ad acta genommen«. Juristische Fiktion und die Arbeit der Literatur, in: *Kunst und Arbeit. Zum Verhältnis von Ästhetik und Arbeitsanthropologie vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hg. von Anja Lemke und Alexander Weinstock, Paderborn 2014, S. 123–138, hier S. 129–130.

3 Jean Baudrillard: *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*, Frankfurt am Main und New York 2001, S. 174.

4 Roman Jakobson (1896–1892) erläutert in seinem berühmten Aufsatz »Linguistik und Poetik« die Überlagerung von referentiellen Sequenzen und lautlich-syntaktischen Ähnlichkeiten als »Umwandlung einer Botschaft in ein dauerhaftes Ding«. Roman Jakobson: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, hg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt am Main 1979, S. 83–121, hier S. 111. Jan Mukařovský beschreibt in seiner Studie »Beabsichtigtes und Unbeabsichtigtes in der Kunst« das literarische Werk als Mischung aus intentionalen und nichtintentionalen Zeichen – da, wo es sich einer bedeutungsvereinheitlichenden Wahrnehmung entzieht, wird es zum »Ding«. Jan Mukařovský: *Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik*, München 1974, S. 31–65.

Walter Benjamin (1892–1940) hat dieses ästhetisch-soziale, an eine magisch-religiöse Offenbarung erinnernde Verhältnis zwischen uns und den Dingen mit dem Bild eines Blickwechsels beschrieben: »Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.«⁵ Wobei Spur und Aura für Benjamin ein dialektisches Paar sind und zwei Perspektiven auf ein und dasselbe Objekt sein können:

Spur und Aura. Die Spur ist Erscheinung einer Nähe, so fern das sein mag, was sie hinterließ. Die Aura ist Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie hervorruft. In der Spur werden wir der Sache habhaft; in der Aura bemächtigt sie sich unser.⁶

Die Spur verweist auf den Menschen als Urheber und genauer: auf seine Hand, auf das Mit-der-Hand-Machen und In-die-Hand-Nehmen, auf Gesten und Bewegungen, insbesondere des Schreibens und des Lesens. In literarischen Nachlässen sind das die sichtbaren Spuren der Hand (wie die Schrift selbst, Gebrauchsspuren und Fingerabdrücke), aber auch das, was in die Hand genommen oder mit den Fingern berührt wurde (wie Papiere, Schreibwerkzeuge und -tische). Die Aura verweist auf das, was hinter diesem Handwerk steht und was damit mehr ist als die Arbeit eines einzelnen Menschen:⁷ Inspiration etwa, Fehlleistungen des Unbewussten, eine Idee, aber auch gemeinsame kulturelle Werte, symbolische Ordnungen, etwas, was einmal als historische Realität wahrgenommen worden ist, oder auch der ganze Mensch, mit Leib, Geist und Seele.

Die Spur, der Index, wird dann zum Symbol oder Ikon, um auf das triadische Modell zurückzugreifen, mit dem Charles Sanders Peirce (1839–1914) die Beziehungen zwischen Objekten und Bedeutungen, Zeichen und Bezeichnetem zu erfassen versucht. Während der Index in der materiellen Kultur der

5 Walter Benjamin: Über einige Motive bei Baudelaire, in: ders.: *Illuminationen*. Ausgewählte Schriften 1, Frankfurt am Main 1961, S. 185–229, hier S. 223.

6 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. V, 1, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1982, S. 560.

7 Benjamin stellt die Aura der Arbeit gegenüber: »Baum und Strauch, die belehnt werden, sind nicht vom Menschen gemacht. Es muß also ein Menschliches an den Dingen sein, das nicht durch Arbeit gestiftet wird.« Walter Benjamin an Theodor W. Adorno, 7. Mai 1940, in: ders.: *Gesammelte Briefe*. Bd. 6: 1938–1940, hg. von Christian Götde und Henri Lonitz, Frankfurt am Main 2000, S. 446. Zu diesem Spannungsverhältnis von Spur (Abdruck) und Aura, Arbeit und Idee auch Georges Didi-Huberman: *Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*, Köln 1999.

Museumsobjekte eine metonymische Bedeutungszuweisung ist, bei der wir Zeichen und Bedeutung nicht frei kombinieren können, sind Ikon und Symbol metaphorische Bedeutungszuweisungen: »kreativ in dem Sinn, daß stets die Möglichkeit besteht, neue, andere Eigenschaften innerhalb der Metapher zu aktivieren, das heißt bedeutungsvoll werden zu lassen.«⁸ Provenienzketten, also eine Reihe von Besitzer:innen, vermehren nicht nur Spuren, sondern auch Bedeutungszuweisungen, sie sind in diesem Sinne kreativ. Im Marbacher Nachlass von Arthur Schnitzler (1862–1931) findet sich in einer Aktenmappe ein Konvolut seiner Gedichte zusammen mit dem von Richard Beer-Hofmann (1866–1945) verfassten Manuskript eines »Epilogs zur Generalprobe« des Schnitzler-Dramas *Echo des Lebens* (später dann *Ruf des Lebens*) und einer Notiz von Beer-Hofmanns Tochter Miriam (1897–1984): »Hier das Manuskript und die Gedichte! Ich habe alles so gelassen, wie es der Vater selbst beschriftet hat, so ist es ausgewandert und in dieser alten Mappe hat es bisher gelebt. Herzlichst Miriam New York, 24.4.73.«⁹ Eine Mappe als Reisekoffer und Exilbehausung, Manuskripte aller Art als Lebewesen, oder eine russische Klapp-Ikone, die Rainer Maria Rilke (1875–1926) Claire Goll (1890–1977) schenkte, als Liebesgabe »après la 1^{ère} nuit«: »Auf solchen Wanderschaften potenziert sich bei jeder Eigentumsübertragung der Symbolwert des Geschenks.«¹⁰

Ausstellungen setzen diese Bedeutungszuweisungen fort. Sie können – je nachdem, wie sie ein Objekt präsentieren, in welche Konstellationen mit anderen Objekten sie es bringen und wie sie es kommentieren – metonymische oder metaphorische Bedeutungen aufdecken oder neue zuweisen:

Sinnliche Wahrnehmungen richten sich im Rahmen sozialer Praktiken nämlich nicht nur auf unterschiedliche, jeweils typische (Wahrnehmungs-)Objekte, es werden innerhalb dieser Praktiken auch jeweils bestimmte Artefakte eingesetzt, die es erst ermöglichen, auf bestimmte Weise wahrzunehmen.¹¹

8 Hans Peter Hahn: *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin 2014, S. 157.

9 Miriam Beer-Hofmann, 24. April 1973 (DLA, A: Schnitzler).

10 Ulrich von Bülow: *Ikone auf Wanderschaft. Tolstoj, Rilke, der Glaube und die Kunst*, in: *Kulturtransfer um 1900. Rilke und Russland*, hg. von dems., Dirk Kemper und Jurij Lileev, München 2020, S. 149–164, hier S. 149.

11 Andreas Reckwitz: *Ästhetik und Gesellschaft – ein analytischer Bezugsrahmen*, in: *Ästhetik und Gesellschaft. Grundlagentexte aus Soziologie und Kulturwissenschaften*, hg. von dems., Sophia Prinz und Hilmar Schäfer, Berlin 2015, S. 13–52, hier S. 24.

Die Bücher aus Paul Celans (1920–1970) Bibliothek können so gezeigt werden, dass die Vielfalt der Lesespuren entfaltet wird: An- und Unterstreichungen, Seiten- und Stellenmarkierungen, Textverweise, Datierungen des Lesens, Randnotizen, Anmerkungen zum Tag und Ort des Erwerbs, Besitzvermerke, eingelegte Dinge wie Blüten, Blätter und Briefmarken, aufgeschnittene und unaufgeschnittene Seiten, Abnutzungsspuren.¹² Sie können an Widmungseinträgen aufgeschlagen werden, so dass Celans soziales Lektürenezetz sichtbar wird, oder in Konstellationen mit anderen Objektarten gezeigt werden, zum Beispiel als Elemente eines textgenetischen Prozesses, als Orte des interlinearen Übersetzens oder als Spiegelstelle zu Celans Lyrik – er besaß Rilkes *Sonette an Orpheus* in der Erstausgabe und markierte darin mit einer Blüte nur eine einzige Doppelseite: Rilkes Reflexionen über den Spiegel, die, wenn man nach Beziehungen sucht, ein Nachhall zu Shakespeares (1564–1616) Sonett III sind (»Look in thy glass and tell the face thou viewest«) und in Celans Gedichten an vielen Stellen widerhallen: »SPIEGEL: noch nie hat man wissend beschrieben, / was ihr in eurem Wesen seid. / Ihr, wie mit lauter Löchern von Sieben / erfüllten Zwischenräume der Zeit.«¹³

Die Bücher aus Celans Bibliothek können auch als mehr oder weniger autoritative Objekte präsentiert werden. In der Ausstellung *Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie* wurde die Hölderlin-Biographie von Wilhelm Michel (1877–1942) so gezeigt, wie sie nach Celans Tod auf seinem Schreibtisch gefunden worden ist – aufgeschlagen an derselben Stelle mit dem unterstrichenen Satz »Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens«.¹⁴ Exponiert wurde dieser Fund allerdings nicht auf Celans Schreibtisch oder einem Nachbau, auch nicht in einer einzelnen Vitrine, sondern auf der farbig bedruckten Wabenpappenplatte eines improvisierten mobilen Vitrintischs, der zuließ, dass Besucher:innen das

12 Verschiedene Kombinationen von Celans Büchern haben wir unter anderem in der Ausstellung »Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie« (2020/21) gezeigt und im Ausstellungskatalog sowie in zwei Online-Publikationen dokumentiert. Michael Woll: Celan liest Hölderlin, online: <https://www.yumpu.com/de/document/view/64978587/forschungswerkstatt-celan-liest-holderlin>; ders.: sechs x vier, online: <https://www.yumpu.com/de/document/view/64786834/sechs-x-vier-kartendatierungen-in-paul-celans-nachlass> (Zugriffe: 25. September 2024).

13 Rainer Maria Rilke: Die Sonette an Orpheus. Leipzig 1923, S. 111 (DLA, G: Celan [Bibliothek des Autors]). Zu den Beziehungen zwischen Shakespeares Sonett und Rilkes und Celans Gedichten Leonard Olschner: Im Abgrund Zeit. Paul Celans Poetiksplitter, Göttingen 2007.

14 Wilhelm Michel: Das Leben Friedrich Hölderlins, Frankfurt am Main 1967 (DLA, G: Celan [Bibliothek des Autors]).

Buch ganz nahe anschauen konnten. Daneben lag eine Postkarte, die Celan nicht mehr erreichte und die das Zeigeverfahren der Konstellation zugespitzt hat: »[W]ir sind wieder einmal zu Hölderlin gegangen«, schrieben Johannes Poethen (1928–2001), Margarete Hannsmann (1921–2007) und Rose Ausländer (1901–1988) im April 1970 aus der Ausstellung, die das Schiller-Nationalmuseum zu Hölderlins 200. Geburtstag zeigte und die Celan selbst noch im März besucht hatte.¹⁵

Für Benjamin ist Aura etwas, was »an allen Dingen« erscheinen kann, nicht »nur an bestimmten, wie die Leute sich einbilden.« Sie ändert sich »mit jeder Bewegung, die das Ding macht, dessen Aura sie ist.« Teil dieser Bewegung ist die Atmosphäre, in der das Ding erscheint: »Vielmehr ist das Auszeichnende der echten Aura: das Ornament, eine ornamentale Umzirkung, in der das Ding oder Wesen fest wie in einem Futteral eingesenkt liegt.«¹⁶ Diese »Umzirkung« markiert einen Abstand zwischen uns und einem Objekt: »Unnahbarkeit ist eine Hauptqualität des Kultbildes.«¹⁷ Karl-Heinz Lembeck beschreibt den Prozess, mit dem ein Objekt zu einem »Museumsding« wird, als »Gegenwärtig-sein-Lassen-im-Sich-selbst-Zeigen«:

Damit solche Darstellung gelingt, bedarf es primär des Arrangements von Abstand, von Entferntheit. Auf diese Weise indiziert die Darstellung des Dings jedoch in eins auch Räumlichkeit, also das, was Husserl seinerzeit als den Außenhorizont der Dinge beschrieben hat. »Räumlichkeit« ist hier verstanden als Inbegriff des Verweisungs-Charakters der Darstellung auf mögliche andere Aspekte derselben; und damit auf mögliche andere Weisen sinnlicher Gegebenheit des Dings.¹⁸

Das heißt auch, dass »das Arrangement der Exponate den [Museums-]Raum erst konstituiert; und zwar als Wahrnehmungsraum und dann notwendig auch als kinästhetisch entdeckbaren Raum.«¹⁹

15 Vgl. Heike Gfrereis: Hölderlin, Celan und die Sprachen der Poesie, Marbach am Neckar 2020, S. 180, Abb. S. 240–242.

16 Walter Benjamin: Fragmente gemischten Inhalts. Autobiographische Schriften, in: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. VI [Fragmente vermischten Inhalts. Autobiographische Schriften], hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1985, S. 588.

17 Walter Benjamin: Über einige Motive bei Baudelaire (Anm. 5), S. 224.

18 Karl-Heinz Lembeck: Die Selbstdarstellung der Dinge im Museum, in: Das Museum als Provokation der Philosophie, hg. von Bernadette Collenberg-Plotnikov, Bielefeld 2018, S. 183–197, hier S. 193.

19 Ebd.

Aus dem Blickwinkel dieser transzendentalphilosophischen Museumstheorie ist das Ausstellen eines Literaturarchivs und damit das Ausstellen von Provenienz ein Arrangement aus Objekten, die selbst Räume mit Verweisungscharakter sind (und so das Gegenteil der so genannten Flachware). Mit Hilfe von graphisch-architektonischen Gesten des Zeigens (wie Serialität und Vernetzung, Entfaltung und Schichtung) können in einer Ausstellung aus diesen Objekträumen unterschiedliche Wahrnehmungsräume geschaffen werden, die wir durch Bewegungen entdecken und so in einem buchstäblichen Sinn erfahren können.

2 Provenienz zeigen: Faden, Schnitt und Netz

Die erste Dauerausstellung (2006–2015) im Literaturmuseum der Moderne bestand aus drei Räumen: *stilus*, eine audiovisuelle Einführung in die Literarizität von Texten an Beispielen aus der deutschsprachigen Literatur, *fluxus*, wechselnde Ausstellungen von Kurator:innen aus dem Literaturbetrieb und damit eine Erweiterung der Marbacher Archivbestände in die Gegenwart, und *nexus*, ein Zeigeraum des Archivs²⁰ mit einem Querschnitt durch die Bestände des Literaturarchivs zum zwanzigsten Jahrhundert. In *nexus* waren auf rund 300 Quadratmetern Ausstellungsfläche mehr als 1.300 Objekte chronologisch gelegt, in vier langen gläsernen Vitrinenreihen (analog zu den Aufstellungsprinzipien des Archivs) nach Textzeugen, Büchern, Briefen und Lebenszeugnissen sortiert und auf fünf Ebenen übereinander geschichtet, so dass die Objekte selbst raumschaffend waren und zwei Besucherwege (»Körper der Literatur« und »Relikte ihrer Autoren«) konstituierten, die den Ausstellungsraum der Länge nach schnitten, so dass Besucher:innen den Raum als Gang durch das zwanzigste Jahrhundert erfahren, aber auch immer wieder zwischen den beiden Wegen quer gehen und so einen Zeitpunkt zu einem Zeitraum vertiefen konnten.

Um die Objekte, den durch sie geschaffenen Zeigeraum und die durch sie konservierten, aber auch initiierten Erfahrungen unterschiedlicher Arten von Zeit im Raum nicht mit Deutungs- und Vermittlungsebenen zu mischen, waren sie nur knapp beschriftet: mit dem Nachnamen der Bestandsbildner:in

20 Anders als die gebräuchlicheren Bezeichnungen »Schauraum« und »Schaulager« betont »Zeigeraum« den aktiven, gestischen Akt des Ausstellens: »Das Literaturmuseum der Moderne versteht sich nicht als Schaufenster des Archivs, sondern als Ort der Reflexion über Darstellungsweisen.« Heike Gfrereis und Marcel Lepper: Vorwort, in: »deixis«. Vom Denken mit dem Zeigefinger, hg. von dens., Göttingen 2007, S. 7–8.



Abb. 1: *nexus*: Blick auf die »Körper der Literatur« in der ersten Dauerausstellung (2006–2015) im Literaturmuseum der Moderne, © DLA Marbach.

und der Jahreszahl der Entstehung oder Benutzung. Die *Nikomachische Ethik* von Aristoteles (384–322 v. Chr.) war so aufgeschlagen, dass der Titel und der Bibliotheksstempel »Häftlingsbücherei K.L.-Buchenwald« sichtbar waren, und mit »1945 Adler« beschriftet.²¹ Wer mehr wissen wollte, musste im digitalen Museumsguide nachschlagen:

Als diese Ausgabe der *Nikomachischen Ethik* von Aristoteles erscheint, ist Hans Günther Adler noch nicht geboren. Der Sohn eines Prager Buchhändlers kommt erst am 2.7.1910 zur Welt. 35 Jahre später wird er – 1942 nach Theresienstadt, 1944 nach Auschwitz, dann in ein Außenlager Buchenwalds deportiert – dieses Exemplar von Aristoteles' wichtigster Schrift über Tugend und Glück bei der Befreiung durch die US-Armee am 12.4.1945 mitnehmen: »Jede Bewegung verläuft in der Zeit und hat ein Ziel.«²²

21 Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, übers. von Adolf Lasson, Jena 1909, passim (DLA, G: Adler [Teilbibliothek des Autors/Exil]).

22 Der Museumsguide der ersten Dauerausstellung im Literaturmuseum der Moderne ist durch eine intern zugängliche Datenbank dokumentiert, nach der ich zitiere.

Durch das serielle Legen und Schichten der Objekte auf Glasscheiben konnten Besucher:innen jedes Objekt für sich anschauen oder auf Interferenzen mit den Objekten daneben, dahinter, davor, darunter und darüber achten. Eine Ebene über Adlers Aristoteles-Ausgabe lag zum Beispiel Joseph Roths (1894–1939) *Radetzky marsch* in einer Edition der Reihe »Neue Welt« mit Lesespuren von Curt Vinz (1908–2006),²³ einem ehemaligen Verlagsbuchhändler, der 1945 im Rahmen des *reeducation*-Programms in einem Kriegsgefangenenlager in Louisiana in Zusammenarbeit mit Gottfried Bermann Fischer (1897–1995) 24 Titel verlegte. Aufgeschlagen war das Titelblatt des Hefts und damit auch der Besitzvermerk, der amtliche Stempel mit der Genehmigung des Zensors und die ersten zwölf Titel der Reihe. Daneben waren unter anderem ausgestellt: ein abgenutztes, in Leder gebundenes Handexemplar von Theodor Plieviers (1892–1955) Roman *Stalingrad* (1946) aus dem Nachlass des Autors²⁴ sowie die *Statischen Gedichte* von Gottfried Benn (1886–1956) mit dessen Erläuterung vom 2. Mai 1946 (»In 5 Exemplaren als Privatdruck hergestellt, da öffentliches Erscheinen verboten war«) und einem späteren Besitzvermerk von Ilse Benn (1913–1995).²⁵ Durch solche Spuren und damit durch die ihnen eigenen Verweise haben sich die Objekte gegenseitig erhellt, kommentiert, verstärkt oder auch relativiert – eine Versuchsordnung zur »Induktion von Gedächtnisströmen«,²⁶ die Besucher:innen dazu einlud, imaginäre rote Fäden und Netze durch die Ausstellung zu legen, während die Objekte im realen Raum sich für sich zeigten.

3 Provenienz als Imagination: Körper, Geist und Seele

Friedrich Schillers (1759–1805) Marbacher Nachlass unterscheidet sich von vielen anderen Nachlässen im Archiv durch seine kollektive Provenienz. Er ist ein Sammelsurium mehr oder weniger authentischer Souvenirs aus unterschiedlichen Quellen: Teile seiner von Frau und Kindern für Freund:innen und Verehrer:innen in kleine Schnipsel zerschnittenen Materialsammlung für

23 Joseph Roth: *Radetzky marsch*. Roman. Verbilligter Sonderdr. für dt. Kriegsgefangene, Washington 1945 (DLA, 89.1910).

24 Theodor Plievier: *Stalingrad*. Roman, Berlin 1946 (DLA, A: Plievier).

25 Gottfried Benn: *Statische Gedichte*. Privatdruck, Berlin 1946, Vorsatzblatt (DLA, A: Benn). Vgl. dazu weiterführend das Fallbeispiel »Gottfried Benn« von Sarah Gaber in diesem Band.

26 So Kurt W. Forster (1935–2024) über Warburgs (1866–1929) »Mnemosyne-Atlas«, der für *nexus* das Vorbild war. Aby M. Warburg. *Ekstatische Nymphe, trauernder Flußgott*. Portrait eines Gelehrten, Hamburg 1995, S. 189.

geplante Dramen, Papiere mit ersten und letzten Versen, Bücher aus seiner Bibliothek und Stücke aus seinem Hausrat, diverse Haarlocken, Federkiele und Schnupftabaksdosen, zwei Paar Strümpfe, Hosen und Westen, vier Schuhschnallen und einige Fingerringe, aber auch ein Faden aus einem Stuhl, auf dem er gesessen haben soll, sowie einer vom Spinnrad seiner Mutter und Rinde von dem Baum, an dem er gelehnt haben soll, als er Freunden *Die Räuber* vorgetragen hat. Hinzu kommen Stundenpläne und Zeugnisse aus der Schulzeit sowie Erinnerungstücke mit einem Bezug zu Schillers Geburtsstadt Marbach: ein Holzstück aus der Schwelle des Geburtshauses, ein leinener Kleinkinderanzug und ein besticktes Taufhäubchen. Offensichtlich ist dieser Nachlass von der Sehnsucht geprägt, Schiller als ganzen Menschen zu begreifen, mit Körper, Geist und Seele, von Kopf bis Fuß und vom Anfang bis zum Ende seines Lebens. In den beiden zum Schillerjahr 2009 realisierten Ausstellungen – der Wechseiausstellung *Autopsie Schiller. Eine literarische Untersuchung* sowie der damals neu eingerichteten Dauerausstellung im Schiller-Nationalmuseum²⁷ – haben wir diesen Nachlass jeweils zu unterschiedlichen »Bildfeldern«²⁸ geordnet: in *Autopsie Schiller* zu neun Kapiteln, die buchstäblich von Kopf bis Fuß den ideengeschichtlichen Zusammenhängen der Exponate galten und den Ausstellungsraum vom Lemma »Himmel« bis zum Lemma »Hölle« abgesteckt haben; im Schiller-Nationalmuseum in fünf Räumen, die mit einfachen Ordnungen wie Chronologie, Alphabet und Körperform die unterschiedlichen Gattungen des Nachlasses (Manuskript, Brief, Bild, Bibliothek und Erinnerungstücke) exploriert und damit dessen kollektiv konstruierte Provenienz aufgedeckt haben. Unter der Überschrift »Schillers Kleider. Haus und Hülle« waren dort zum Beispiel die überlieferten Kleidungs- und Erinnerungstücke in Körperform ausgestellt, allerdings mit einem doppelten Boden und also mit Variationen und Brechungen, kommentiert von einzelnen Objektlegenden und einem Raumtext:

27 Beide sind in Katalogen dokumentiert: Heike Gfrereis: »Autopsie Schiller. Eine literarische Untersuchung«, Marbach am Neckar 2009; »Unterm Parnass. Das Schiller-Nationalmuseum«, hg. von ders. und Ulrich Raulff, Marbach am Neckar 2009.

28 Mit dem Begriff »Bildfeld« beschreibt Harald Weinrich das Funktionieren von Metaphern, die wie Wörter ihre Bedeutungen durch die Kontexte ihrer Verwendung erhalten: »In der Metapher Wortmünze ist nicht nur die Sache ›Wort‹ mit der Sache ›Münze‹ verbunden, sondern jeder Terminus bringt seine Nachbarn mit, das Wort den Sinnbezirk der Sprache, die Münze den Sinnbezirk des Finanzwesens. In der aktuellen und scheinbar punktuellen Metapher vollzieht sich in Wirklichkeit die Koppelung zweier sprachlicher Sinnbezirke.« Münze und Wort. Untersuchungen an einem Bildfeld, in: ders.: Sprache in Texten, Stuttgart 1976, S. 276–290, hier S. 283.

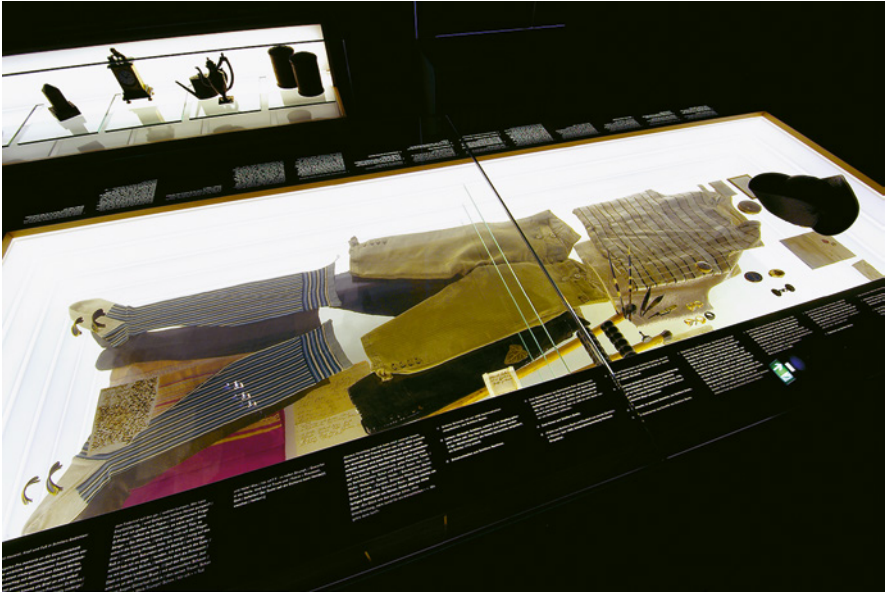


Abb. 2: Körperhülle: »Schillers Kleider« in der Dauerausstellung (2009–2020) des Schiller-Nationalmuseums, © DLA Marbach.

Der Dichter scheint zum Anfassen nah. Bei anderen Dichtern ist die Lage weniger günstig. Locke, Brille und Schreibzeug müssen genügen, um die Literatur zu erden und daran zu erinnern, dass ihre Urheber Menschen waren wie wir. Die Schiller-Souvenirs und -Reliquien sind allerdings immer wieder abgeleitet aus seiner Literatur. In auffälliger Serie hat man unter seinem Namen alltägliche Gegenstände gesammelt, über die er geschrieben und an die er gern auch seine eigene Legende vom Künstler geknüpft hat: Strümpfe und Tabaksdosen, Spazierstöcke und Spiele, Prismen, Ringe, (Tisch-)Glocke und Weinbecher. So sind Hülle und Hausrat bei Schiller oft beredt. Er selbst hat sich nicht gescheut, durch die Mode Farbe zu bekennen. Seine bunten Kleider sind ebenso legendär wie seine für die damalige Zeit außergewöhnliche Körpergröße von 181 Zentimetern. Die Motive seiner Ringe hat er so programmatisch wie ausschweifend-ironisch im Hinblick auf sein Werk gewählt: »Ich wünschte mir [von Josiah Wedgwood] eine Leyer, eine Psyche, einen Apollo oder Apollokopf, und einen Homer«, schreibt er 1790 an seinen Verleger Göschen.

4 Provenienz als poetisches Verfahren: Palimpseste und Upcycling

So unterschiedlich W.G. Sebald (1944–2001) und Ernst Jünger (1895–1998) Texte sind, so ähnlich scheinen sich deren Nachlässe in einer Hinsicht: In beiden finden sich Sammlerstücke fremder Herkunft (bei Sebald unter anderem Postkarten und Photoalben von Flohmärkten, bei Jünger Reisesouvenirs, Notizhefte und Bücher, die anderen gehörten), die sie in den eigenen Schreibprozess verwickelt haben – als Bildmaterial und Textträger, aber auch als stimulierendes Hintergrundtableau. Beide bedienen sich Techniken des Überschreibens, des Re- und Upcyclings, der Bricolage von Objekten mit Gebrauchsspuren. Jünger konstruiert damit eine Art träumendes, flüchtiges Textsubjekt, Sebald einen unendlichen Spiegelraum der Literatur voller intertextueller Bezüge.

Für die Ausstellungen zu Sebald und Jünger haben wir ein raumstrukturierendes Verfahren gewählt, mit dem wir ihre veröffentlichten Texte in die Bestandteile ihres Nachlasses zerlegen und so den Assoziationsraum des Materials zeigen konnten, der diesen Texten zugrunde liegt: das der Gegenüberstellung von Konzentration und Entfaltung. Am Beispiel von *Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund* (2010) möchte ich das genauer beschreiben: Jüngers kleine, meist in Heften und Büchern im Format DIN A5 oder A6 geschriebene Tagebücher lagen in hohen Glasvitrinen auf einem oberen Boden, darunter dann die daraus durch Ab- und Umschreiben hervorgegangenen, nahezu alle auf DIN-A4-Blätter überlieferten Druckvorlagen der veröffentlichten Texte. Insgesamt rund 300 Tagebücher, Manuskripte, Typoskripte und ›Typogramme‹ waren auf diese Weise geordnet, der ganze erhaltene literarische Nachlass, vom ersten Tagebuch des Schülers bis zum letzten Notizkalender, vom Gedicht in der Schülerzeitung bis zu den Aufzeichnungen für *Siebzig verweht*. Die für Jünger konstante Schwelle zwischen Tagebuch und Werk durchschnitt als Horizont die zwei Meter hohen, insgesamt sechzehneinhalb Meter langen Vitrinen in zwei Ausstellungsräumen. Das Übertragen von einem Tagebuch ins Manuskript für die Veröffentlichung, das Überführen von einem Format in ein anderes, folgte dabei gerade keiner einfachen Linie. Vom ersten bis zum letzten Papier breitete sich eine Welt wiederkehrender Symbole aus: Augen, Sterne, Linien, Schlangen sowie die Unendlichkeits- und Unbestimmtheitszeichen ∞ und x . Hinzu kamen sich häufende Einklebungen: Blumen und Blätter, aber auch Eintrittskarten, Photos, Zeitungsausschnitte, Postkarten, Schmetterlinge, Larven und sogar kleine Schlangen. Jünger hielt immer wieder Ähnliches fest, den Ort und den Tag, an dem er zu schreiben anfang und aufhörte, den Ort und Tag, an dem er die Einklebungen fand. Zahlen und Plätze, Ziffern und Namen wurden durch ihre Ritualisierung austauschbar – eine Inflation oder auch



Abb. 3: Materialdeponie und Upcycling, Sammeln und Schreiben: Blick in einen der Ausstellungsräume von *Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund* (2010) © SPACE4.

Deponie der Provenienz, die in der Ausstellung von Tischvitrinen flankiert wurde, in denen sich dieses Prinzip auf Jüngers Schreibtischutensilien, seine Bibliothek und seine Andenkensammlungen ausdehnte.

5 Provenienz als Bewegung: Mit Büchern agieren

Einzigartig als Exponat ist das Buch, weil es ein Raum im Raum ist, mit einem Äußeren und einem Inneren, das sich durch Aufschlagen und Umblättern auf vielfältige Weise zeigen kann. Es gibt nichts, das innen ist, was nicht auch außen sein kann. So haben wir auf alle erdenklichen Weisen Bücher und deren Provenienzspuren 2015 in der Ausstellung *Das bewegte Buch*²⁹ gezeigt: gestellt, gelegt, gehängt, gestapelt, geschlossen, geöffnet und zerlegt, in Vitrinen, in Kisten, in Regalen, auf Sockeln, auf dem Tisch, auf Stühlen und auf dem Boden,

²⁹ In Teilen ist die Ausstellung dokumentiert in: *Das bewegte Buch. Ein Katalog der gelesenen Bücher*, mit 104 Beispielen aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, hg. von Heike Gfrereis u.a., Marbach am Neckar 2015.



Abb. 4: *Das bewegte Buch* (2015): einige der Lesezeichen in W.G.Sebalds Bibliothek, © DLA Marbach.

beschriftet und geschützt oder (wo konservatorisch unbedenklich möglich) zum In-die-Hand-Nehmen oder (im Fall von zwei eigens für die Ausstellung übernommenen Sammlungen) sogar zum Mitnehmen, als Bibliothekstapete, verlorene Fundsachen, Tauschobjekte, Teile eines Bücherschranks und Rucksackbewohner, als Hülle, Papierlager, Schreibort und Liebesversteck.

Die Besucher:innen konnten so Bücher als ein künstliches Kontinuum entdecken, in dem und mit dem sie unterschiedliche Aspekte fokussieren und so unterschiedliche materielle und immaterielle Räume entstehen lassen konnten. Und mehr als das: Durch dieses ästhetische Handeln mit Büchern konnten sie zumindest in Teilen auch selbst die Ausstellungsräume verändern.

6 Provenienz als Provokation: Bedeutungen aussetzen

Anders als in ethnologischen Sammlungen gibt es im DLA keine prekären Objekte aus kolonialen Zusammenhängen, aber doch aus außereuropäischen Kontexten. Der Soziologe Norbert Elias (1897–1990) war von 1962 bis 1964



Abb. 5: *Narrating Africa* (2019–2021): Dekorations-Maske im Stil der ›Kpelie‹-Masken der Senufo aus der Sammlung von Norbert Elias und die dazugehörige Kommentartafel (rechts), © DLA Marbach.

Gastprofessor in Ghana und begann, afrikanische Plastiken zu sammeln. Elias reizte die Ähnlichkeit dieser Masken mit moderner europäischer Kunst und zugleich ihr großer funktionaler Unterschied dazu, wie er in einem Katalog zur Ausstellung seiner Sammlung 1970 erläutert: »Traditional African art reflects the fact that in its society dream and reality flow more easily into each other. The spirits are alive, they may take possession of one of the masks you see here and cure or threaten, punish or reward.«³⁰ Elias' Sammlung wurde 1994 im DLA photographisch dokumentiert, eine als Souvenir angefertigte Dekorations-Maske im Stil der ›Kpelie‹-Masken der Senufo (ursprünglich bei Begräbnis- und Initiationstänzen eingesetzt) blieb im Bestand, die übrige Sammlung ging in den Kunsthandel. Für die gemeinsam mit der University of Namibia realisierte Ausstellung *Narrating Africa* (2019–2021)³¹ haben wir die Maske neben zahlreichen literarischen Texten vom achtzehnten bis zum

30 Norbert Elias: *African Art*, Leicester 1970, S. 9.

31 Dokumentiert online: <https://www.literatursehen.com/projekt/narrating-africa/> (Zugriff: 13. Februar 2023).

einundzwanzigsten Jahrhundert als Exponat ausgesucht, das in einem *open space* von verschiedenen Kurator:innen kommentiert und auf diese Weise mit ihren eigenen Spuren markiert werden konnte. Ein Literaturarchiv ist wie ein literarischer Text nichts, aus dem man Bedeutungen nur heraus-, sondern in das man sie auch hineinlesen kann. Der Reichtum seiner Bestände hängt ab vom Reichtum der Perspektiven darauf. Nicht immer ergänzen sich dabei die Perspektiven und treten die Stimmen in einen Dialog miteinander, manchmal stehen sie in ihrer Polyvalenz auch unvermittelt nebeneinander. In der Ausstellung haben wir uns daher für farbige und lose Kommentarkarten entschieden, mit denen die einzelnen Stimmen sichtbar wurden, die dann an einem Objekt übereinandergelegt werden konnten. Bei der Maske aus der Sammlung von Norbert Elias war seine oben zitierte Interpretation der ausgestellte Kommentar, den wir um eine Geschichte seiner Sammlung, durch Photos der Ausstellung 1970 und von Elias in Ghana sowie für uns noch offene Fragen ergänzten. Die Bedeutung der Objekte, der Prozess ihrer Deutung, war auf diese Weise auf den ersten Blick etwas, was zur Disposition stand und in einem zweifachen Sinn ausgesetzt war: unterbrochen und exponiert.

7 Provenienz als Resonanz: Versprechen und Trost

Im weiten Feld der Literatur, in dem die Texte zumindest in der Theorie überall und jederzeit in unterschiedlichen Formen und Medien reproduzierbar und verfügbar scheinen, sind Objekte mit sichtbaren Spuren Haltepunkte. In einer Ausstellung heben sich solche Spuren aus einer Flut von Zeichen heraus, sind etwas, was man als Erinnerungen an Bewegungen und Berührungen anderer, an den untrennbar mit deren Körpern verbundenen Fluss des Schreibens, Lesens und Lebens sowie dessen Störungen sehen und in einem übertragenen Sinn auch spüren kann. Sandro Zanetti hat das literarische Schreiben als Zickzackbewegung, als eine zeitliche Verlaufsform der Erfahrung definiert, »dass es zwischen dem, was idealerweise geschrieben werden soll, und dem, was tatsächlich geschrieben wird, in der Regel eine Differenz gibt«. Die Zickzackbewegung des Schreibens setzt sich beim Lesen fort, als »Bewegung zwischen dem, was buchstäblich dasteht, und dem, was das Geschriebene im Fortgang der Lektüre bedeuten kann oder soll.«³² Objekte mit sichtbaren Spuren zeigen und bewahren solche Zickzackbewegungen

32 Sandro Zanetti: Literarisches Schreiben. Grundlagen und Möglichkeiten, Stuttgart 2022, S. 278.

und können als ein Aggregatzustand von Literatur selbst visuelle und oft auch skulpturale poetische Texte sein. Als sowohl räumliche wie zeitliche Bewegungsspuren stimulieren sie beim Betrachten eine »Simultaneität von Berührung und Berührtwerden«³³ und damit eine ästhetische Erfahrung, die sich aus dem Haptischen und (anders als Aura) nicht aus dem Augenscheinlichen ableitet: Präsenz, Gegenwärtigkeit. Eng damit verbunden ist die Erfahrung von Resonanz: Jemand oder etwas antwortet uns, spricht, klingt und schwingt gerade in diesem Augenblick mit uns.³⁴

Indizes sind daher in der schwierigen Museumsgattung der Literaturlausstellungen, und zwar unabhängig davon, ob wir sie als Räume der Präsenz oder der Repräsentation verstehen, immer auch Versprechen und Trost: Alles, was Leben, Schreiben, Lesen und Literatur war, ist in diesen Objekten. Es gibt nichts, was bleibt und nicht begreifbar wäre. Georges Perec (1936–1982) hat an den Schluss seines Buchs *Träume von Räumen* einen Satz über das Schreiben gestellt: »Schreiben: peinlich genau versuchen, etwas überleben zu lassen: der Leere, die sich höhlt, einige deutliche Fetzen entreißen, irgendwo eine Furche, eine Spur, ein Merkmal oder ein paar Zeichen hinterlassen.«³⁵

33 Dieter Mersch: *Posthermeneutik*, Berlin 2010, S. 48.

34 Wobei wir zu Spuren der Provenienz in einem Literaturarchiv – je nachdem, ob wir sie als Teil einer Präsenz- oder einer Repräsentationskultur anschauen – diagonale Resonanzachsen aufbauen können (die Dinge sprechen mit uns), aber auch horizontale (die Figur des Autors spricht durch sie mit uns als Mensch) und vertikale (die Kunst oder die Geschichte spricht mit uns). Zur Unterscheidung von Präsenzkulturen (in denen zum Beispiel Bedeutung nicht ohne Verkörperung und damit nur in der Dimension und den Ordnungen des Raums verstanden werden kann) und Repräsentationskulturen (Subjektkulturen, in denen sich alles um das Erkennen von Bedeutungen dreht und ein Objekt nur eine materielle Oberfläche ist, hinter der »eine ›geistige Tiefe‹ auf ihre Entschlüsselung wartet) Hans Ulrich Gumbrecht: *Präsenz*, hg. von Jürgen Klein, Berlin 2012, S. 216–218. Zu unterschiedlichen Resonanzachsen Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

35 Georges Perec: *Träume von Räumen*, Zürich und Berlin 2016, S. 156.

II. INSTRUMENTE

BUCHOBJEKTE

Ihre primäre Funktion als Textträger drängt den Objektcharakter von Büchern zuweilen an den Rand des Blickfelds literaturwissenschaftlicher Forschung. Als Gegenstände ernstgenommen, zeigen sie jedoch, wie wenig sich die immateriellen Komponenten des Textsinns sowie der damit verbundenen sozialen, ökonomischen, politischen Bedeutung von ihrer physischen Realität trennen lassen. Buchobjekte transportieren nicht allein textuellen Inhalt als zeichenförmige Druckerschwärze auf Papier, sondern ihre materiellen Zustände und Zurichtungen vermitteln zugleich ihre eigene Geschichte zwischen Produktion und Rezeption. Beispielhaft lässt sich das zwei Bänden in der Nachlassbibliothek im Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH) anschauen.¹ Eine besondere Kategorie von Provenienzmerkmalen bilden die in Büchern enthaltenen Lesespuren: Punktuell geben sie Aufschluss über Momente, in denen Objektbiographien und Menschenleben und -wirken sich berühren.

1 Wegkoordinaten, Buchgeschichten

Noch vor den Lesespuren bieten Buchobjekte der Provenienzforschung eine Vielfalt von weiteren Ansatzmöglichkeiten. Buchwissenschaftliche Typenanalyse, Bestimmung von Papier- und Tintenqualität, von Techniken der Buchbindung und so fort können zunächst Antwort auf die Frage nach dem zeitlichen und räumlichen Ursprung eines Buchs geben. Im Fall neuzeitlicher Druckwerke handelt es sich dabei um serielle Eigenschaften: Anders als Handschriften oder Handdrucke gewinnt Massendruckware erst über exemplarspezifische Provenienzmerkmale unikalen Charakter.² Während

1 Vertraut ist mir der Bestand aus der Erschließung und Digitalisierung der Lesespuren in der Nachlassbibliothek. Vgl. Manuel Bamert und Martina Schönbächler: XML-Datenset zu den stiftlichen Lesespuren in Thomas Manns Nachlassbibliothek, online: <https://doi.org/10.3929/ethz-b-000514355> (Zugriff: 13. März 2023).

2 Klassifizierungen dafür gibt im deutschen Sprachraum der »Thesaurus der Provenienzbegriffe«, dessen Standard allerdings nicht für Lesespuren in Massendruckexemplaren ausgelegt ist. Online: https://provenienz.gbv.de/T-PRO_Thesaurus_der_Provenienzbegriffe (Zugriff: 14. September 2024).

unter diesen institutionelle oder kulturpraktisch semistandardisierte Inskriptionen – Katalogsignaturen, Exlibris, handschriftliche Widmungen³ und Weiteres – juristisch oft Eigentums- oder Enteignungsverhältnisse anzeigen, können die Spuren individueller Hände von Besitz und Benutzung zeugen.

Beachtlich und betrachtenswert ist darüber hinaus eine ganze Klasse von Unikalisierungs- und damit potentiellen Provenienzmerkmalen, die auf nicht-menschliche Be- oder menschliche Nichtnutzung zurückgehen. Für tierische Akteure beispielsweise mögen Bücher einen anderen Gebrauchswert als den der Lektüre haben; dessen ungeachtet sind die von ihnen hinterlassenen mikro- oder makroskopischen Umformungen – Milbenfraß, Hundebisse, Mäusenester, Wurmlöcher – mitunter im Sinn der Provenienzforschung zu entziffern.⁴ Was die menschliche Einwirkung betrifft, können Verschmutzungen und verschiedene Grade chemischer Zersetzung oder mechanischer Zerstörung – je nachdem – sowohl Indizien von unsorgfältiger Handhabung als auch von Nichtgebrauch sein, so zum Beispiel Materialveränderungen von Papier und Druckerschwärze oder Deformationen wie schiefe oder gebrochene Buchrücken. Eindeutig für die Nichtlektüre, wenn auch nicht gegen einen anderweitigen Gebrauch etwa als Prestigeobjekt oder Briefbeschwerer, sprechen frische Buchschnitte oder ganz unaufgeschnitten gebliebene Seiten.

Insofern die Individuationsmerkmale eines Buchs als Überbleibsel einzelner Stationen gedeutet werden können, erlauben sie Rückschlüsse auf den Weg, den ein Buch im Lauf seiner Geschichte zurückgelegt hat. Lückenlos lässt dieser sich allerdings nie rekonstruieren. Ihn aber punktweise nachzuzeichnen hieße, die jeweiligen Werte der einzelnen Merkmale auf der räumlichen, der zeitlichen und der sozialen Achse eines Koordinatensystems abzutragen. Den wenigsten von ihnen kommt dabei nur auf einer Achse ein Aussagegewicht zu.

Räumliche Informationskomponenten können Bestandteile der Umwelt eines Buchs zwischen dessen Seiten tragen, beispielsweise (intentional gepresstes oder zufällig hineingeratenes) Pflanzenmaterial oder auch Erde, Schmutz und Sand, sofern es sich in moderner Massendruckware bei Letzterem nicht um Löschsand, sondern eher um ein relatives geographisches Indiz handelt. Eingeklemmt finden sich mitunter auch die Überreste von Lokalfauna, etwa Insekten- oder Spinnenkörper. Sekundäre Lagerungseffekte sagen

3 Denkbar sind etwa auch gestempelte, geklebte oder anderweitig auf Exemplarebene unikale Widmungen. Vgl. zur Abgrenzung gedruckter Widmungen auf Ebene der Ausgabe grundlegend Gérard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt am Main 2021, S. 115–140.

4 Vgl. exemplarisch Ulrich Johannes Schneider: *Das Buch und sein Wurm*, in: *Biographien des Buches*, hg. von Ulrike Gleixner u. a., Göttingen 2017, S. 277–290.

zumindest etwas über die Beschaffenheit von Räumen aus, in denen Bücher sich befunden haben, so etwa Stockflecken und Parasitenfraß. Absolut kartographierbar dagegen sind schriftliche Ortsangaben, die oft in Stempeln und Einträgen aus Buchherstellung und -handel sowie Widmungen enthalten sind.

Zeitliche Information absoluter Art transportieren allem voran datierte Widmungen, Besitzvermerke, Vermerke aus Buchhandel und Buchbindung; ebenso sekundär datierbare Phänomene wie Enteignungs- oder Bibliothekstempel und Marginalien mit bestimmbar *Termini ante* oder *post quos*. Diese können inhaltliche, indem von bekannten Ereignissen, Werken, Personen die Rede ist, und materielle Anteile haben: Kugelschreiber beispielsweise stehen als Schreibgerät erst seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts überhaupt zur Verfügung. Relative zeitliche Abstände können weitere Stiftspuren implizieren, wenn sie Aussagen über den Wechsel von Schreibhänden oder Schreibwerkzeugen zulassen.

Soziale Komponenten stehen wiederum bei Eintragungen aus der Buchzirkulation, Widmungen, in Büchern notierten Kontakten, Adressen, Briefentwürfen im Vordergrund. Ebenfalls zumindest relativ lässt die Feststellung verschiedener Schreibhände im selben Buch Schlüsse auf dessen kollektive Benutzung oder gemeinschaftliche Funktion zu. Insbesondere institutionelle und weitere besitzanzeigende Eintragungen sind oft sowohl sozial eindeutig verortbar als auch zeitlich und räumlich meist gut einzugrenzen. Man denke an Vermerke aus Buchherstellung und -vertrieb, im Fall antiquarischen Handels oder Um- und Neubindungen in mehreren Zyklen; weiter an Bestandszuordnungen unterschiedlich offiziellen Charakters, also Besitzvermerke und Exlibris, Signaturen; dann auch an Archivierungsmerkmale wie Eingangsnummern, Restaurierungen, unsystematische schriftliche Notizen zur Herkunft eines Buchs.

Anhand dieser feineren Koordinaten betrachtet, erweitert sich die Frage nach der Provenienz eines Buchs über buch- und bibliothekswissenschaftliche Eckdaten (Produktionsort und -zeit sowie Eigentums- und Besitzgeschichte) hinaus zur Frage nach seiner Biographie. Erzählbar wird eine von »materiellen, kommunikativen und praxeologischen Wechselfällen« geprägte, exemplarspezifische »Mikrohistorie von Lektürepraktiken, Buchgebrauch und Überlieferung«. ⁵ Unikalierungsmerkmale von Buchobjekten sind als Spuren dieser Historie zu lesen, mit einem Spurbegriff, der ein Spektrum von unwillkürlichen Verschmutzungen bis hin zu kommunikativ-intentionalen Inskriptionen umfasst. Eine spezifisch literaturwissenschaftliche Perspektive

5 Ulrike Gleixner u. a.: Einleitung, in: *Biographien des Buches*, hg. von dens., Göttingen 2017, S. 11–19, hier S. 11.

auf Buchgeschichten öffnet in diesem Spektrum eine Klasse, welche die Schnittstelle von materiellen Provenienzindizes und Textproduktion markiert: stiftliche Lesespuren.⁶

2 Lesespuren als Provenienzmerkmale

Wer ein Buch zur Hand nimmt, macht sich genauso zu einem Faktor in dessen Geschichte, wie das Buch in die eigene Biographie und sein Text in das eigene Denken und potentielle eigene Schreiben eingeht. Dass Lesespuren bislang vor allem anhand von Privatbibliotheken, insbesondere aber umgekehrt Autor:innenbibliotheken von den darin enthaltenen Lesespuren nicht unabhängig erforscht werden, mag daher kaum verwundern.⁷ Für einzelne Bücher bedeutet es auch, dass im Kon- und Kotext eines zusammenhängenden Sammlungskorpus auf Exemplarebene solche Phänomene den Charakter von Provenienzmerkmalen gewinnen, die am isolierten Objekt betrachtet opak bleiben müssten. Die in jüngerer Zeit zunehmenden Digitalisierungen ganzer Büchersammlungen erweitern die Grundlage für solche Kontextualisierungen laufend und schaffen mit ihren Suchwerkzeugen neue

6 Vgl. zum Begriff der Stiftlichkeit Manuel Bamert: *Stifte am Werk. Phänomenologie, Epistemologie und Poetologie von Lesespuren am Beispiel der Nachlassbibliothek Thomas Manns*, Göttingen 2021, S. 70–72; zum Spurbegriff unter Berücksichtigung von Sybille Krämers und Uwe Wirths Beiträgen ebd. S. 51–56; Sybille Krämer: Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemische Rolle? Eine Bestandsaufnahme, in: *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, hg. von ders., Werner Kogge und Gernot Grube, Frankfurt am Main 2007, S. 11–33; dies.: *Spuren, Graphé, Wissenskünste. Zur Episteme der Spur*, in: *Der Spur auf der Spur. Sur les traces de la trace*, hg. von Ingrid Strebler, Nathalie Le Bouëdec und Alice Volkwein, Heidelberg 2016, S. 19–31; Uwe Wirth: *Spuren am Rande zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität*, in: *Deixis. Vom Denken mit dem Zeigefinger*, hg. von Heike Gfrereis und Marcel Lepper, Göttingen 2007, S. 181–195.

7 Vgl. exemplarisch die Beiträge einschlägiger Sammelwerke: Paolo D'Iorio, Daniel Ferrer und Elisabeth Décultot (Hg.): *Bibliothèques d'écrivains*, Paris 2001; Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010: *Autorenbibliotheken*; Marcel Atze und Volker Kaukoreit (Hg.): *Lesespuren – Spurenlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch?*, Wien 2011; Michael Knoche (Hg.): *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, Wiesbaden 2015; Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judex (Hg.): *Gesammelt, gelesen, gewidmet. Bücher aus Bibliotheken von Schreibenden*, Linz 2015; Stefan Höppner u.a. (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, Göttingen 2018; Anke Jaspers und Andreas Kilcher (Hg.): *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2020.

Möglichkeiten für die Systematisierung großer Mengen an in der analogen Vereinzelung betrachtet wenig aussagekräftigen Lesespuren.

Spuren individueller Lektüre in einem Buch können so weit Provenienz anzeigen, wie ihnen anzusehen ist, wessen Hand sie dort hinterlassen hat. Im Fall von Schriftspuren wird das zwar als relativ unproblematisch gehandhabt, doch tragen diese die Information ihrer Herkunft nicht primär in sich wie ein Exlibris oder ein Archivstempel. Die Herkunft der meisten handschriftlichen Spuren lässt sich erst sekundär und unter der Voraussetzung erschließen, dass außerhalb eines Buchs bereits verifizierbar einer Schreibhand zugeordnete Schriftproben vorliegen, eine Handschrift zudem innerhalb eines Korpus zumindest erwartbar oder aber besonders charakteristisch und damit von hohem Wiedererkennungswert ist. Die Provenienz eines Buchs und die Urheberschaft seiner Stiftspuren sind also oft erst hermeneutisch wechselseitig bestimmbar.

Heikler und in der wissenschaftlichen Praxis weniger verbreitet ist die Zuordnung von Stiftspuren nichtschriftlicher Art, die je nach Korpus und insbesondere in neuzeitlichen Büchersammlungen sehr häufig auftreten.⁸ Für sie gilt genau wie für handschriftliche Spuren, dass sie zum einen einer bestimmten Kategorie von Zeichen – Anstreichung, Unterstreichung, Ankreuzung und so fort – überhaupt erst zugeordnet werden müssen, um von anderen Zeichen unterscheidbar zu sein; zum andern müssen sie »innerhalb dieses Zeichenstereotyps einem Substereotyp entsprechen«,⁹ anhand dessen sich eine bestimmte Person identifizieren lässt. Das eine hängt davon ab, ob und inwiefern bestimmte stiftliche Lesetechniken als kulturell tradiert und damit gewissermaßen standardisiert gelten können, wie beispielsweise das An- und Unterstreichen von Drucktext. Handelt es sich im Gegenteil um ganz idiosynkratische Zeichen, müssen sie in einer genügend umfangreichen Stichprobe vorliegen, dass sich aus dieser eine eigene Systematik ableiten

8 Nichtschriftliche Lesespuren lassen sich zwar unter verschiedenen Gesichtspunkten von Semantisierbarkeit, Funktion und Form klassifizieren, wie für neuzeitliche Lesespuren beispielhaft Magnus Wieland, Claudine Moulin und Manuel Bamert demonstrieren: Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotationsspuren in Autorenbibliotheken, in: Knoche (Hg.): Autorenbibliotheken (Anm. 7), S. 147–173; Claudine Moulin: Endozentrik und Exozentrik. Marginalien und andere sekundäre Eintragungen in Autorenbibliotheken, in: Höppner u. a. (Hg.): Autorschaft und Bibliothek (Anm. 7), S. 227–240; Bamert: Stifte am Werk (Anm. 6), S. 73–130; die potentielle Identifikation ihrer Urheberschaft ist jedoch abhängig von ihrer Individualisierbarkeit innerhalb eines Zeichentyps.

9 Bamert: Stifte am Werk (Anm. 6), S. 121.

lässt. Das andere ist eine Frage des Duktus,¹⁰ von dem in der Forschung eher in Bezug auf schriftliche Zeichen die Rede ist.

Denn wohl ist ein Strich bezüglich seiner Position auf der Buchseite und in Relation zu Textblock und -zeilen bestimm- und bezüglich seiner Funktion hermeneutisch interpretierbar. Charakteristische Varianz im Duktus lässt er jedoch deutlich weniger zu als nur schon ein einzelner Buchstabe und erst recht als ein zusammenhängender Schriftzug. Deutlich formuliert: Einer Bleistiftlinie ist zunächst einmal nicht anzusehen, wer sie gezogen hat. Dennoch können aber innerhalb größerer Korpora auch bei nichtschriftlichen Textmarkierungen ›Substereotype‹ sichtbar werden. Beispielhaft zeigt sich das an den Lesespuren in Thomas Manns (1875–1955) Nachlassbibliothek, die besonders zugänglich in digitalisierter Form verfüg- und vergleichbar sind.¹¹ Abgesehen von jenen des Vaters Thomas sind dort auch zahlreiche Lesespuren seines Sohnes Golo Mann (1909–1994) zu identifizieren.

Abbildung 1 zeigt auf der linken Seite für Thomas Mann typische Anstreichungen mit gerader, etwas zittriger Stiftführung nahe entlang des Textblocks und mit typischer Aufwärtsbewegung im Ansatz, die sich manchmal wie in der Abbildung als Haken zeigt, in der Schwundstufe auch nur als leichte Verdickung oder Verdunkelung des Strichs. Auf der rechten Seite sind Lesespuren Golo Manns zu sehen, die mit größerem Stiftdruck energischer, unpräziser und im Fall der Anstreichungen mit deutlich größerem relativem Abstand zum Textblock angebracht wurden. Identifizieren lassen sie sich auf der abgebildeten Seite¹² über das bei Golo idiosynkratische ›q‹-förmige Zeichen.

Beide Seiten entstammen demselben Exemplar von Albert Léon Guérards (1880–1959) *Napoleon. Wahrheit und Mythos*. Dessen Weg durch verschiedene Hände bis ins Thomas-Mann-Archiv lässt sich anhand mehrerer Phänomene am Objekt skizzieren. Zunächst trägt es im Vorsatz zwei schriftliche Spuren, die sich zeitlich relativ zueinander und räumlich aus dem Kontext verorten lassen: eine ältere, in Tinte geschriebene Widmung des Verfassers (›To Thomas Mann / Prophet of / World Freedom / Albert Guérard‹) und eine jüngere Bleistiftnotiz in Thomas Manns Handschrift (›Box 1982 / Stanford University / Cal [California]‹), mit der Mann in der für ihn üblichen Praxis die Angaben

10 Zum Duktus siehe Almuth Grésillon und Frauke Rother: *Literarische Handschriften. Einführung in die »critique génétique«*, Bern 1999, S. 294–295.

11 Vgl. zu den Bedingungen der Bestimmbarkeit von Urheberschaft bei nichtschriftlichen Zeichen, ebenso für Beispiele von Anstreichungen Bamert: *Stifte am Werk* (Anm. 6), S. 120–122.

12 ETH Zürich, Thomas-Mann-Archiv (Thomas Mann 4782, Bilder 112 und 252), online: <https://nb-web.tma.ethz.ch/digbib/view?pid=004197925#3> (Zugriff: 15. März 2024).

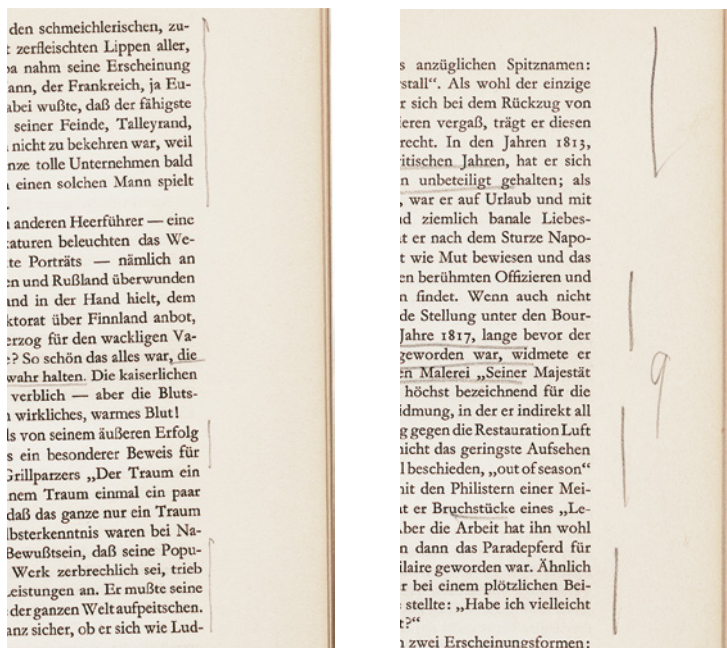


Abb. 1: Lesespuren von Thomas Mann (links) und Golo Mann (rechts) in:
Albert Léon Guérard: *Napoleon. Wahrheit und Mythos*, S. 107 und S. 247,
ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv.

für ein allfälliges Antwortschreiben auf das erhaltene Buch in dessen Vorsatz selbst festhielt. Eine externe Recherche ergibt weiter nicht nur die Adresse des Absenders, sondern auch Ort und Zeitpunkt des Empfangs: »Viel Post, Zeitschriften, Bücher: [...] ›Napoleon‹ von A.L.Guerard«, heißt es in Manns Tagebuch in einem »Pacif. Palisades, Montag den 13.X.41« überschriebenen Eintrag, und zwischen dem 18. und dem 22. Oktober 1941 verzeichnet das Tagebuch mehrfach die Lektüre des Buchs.¹³ Golo Mann, der nach seiner Flucht aus Europa im Oktober 1940 in den USA angekommen war und seit Juli 1941 mit den Eltern in Pacific Palisades lebte, arbeitete in dieser Zeit an seinem Buch über Friedrich von Gentz (1864–1832) und dessen Verhältnis zu Napoleon (1769–1821).¹⁴

13 Thomas Mann: *Tagebücher 1940–1943*, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1982, S. 331–336.

14 Golo Mann: *Secretary of Europe. The Life of Friedrich Gentz*, New Haven 1946,

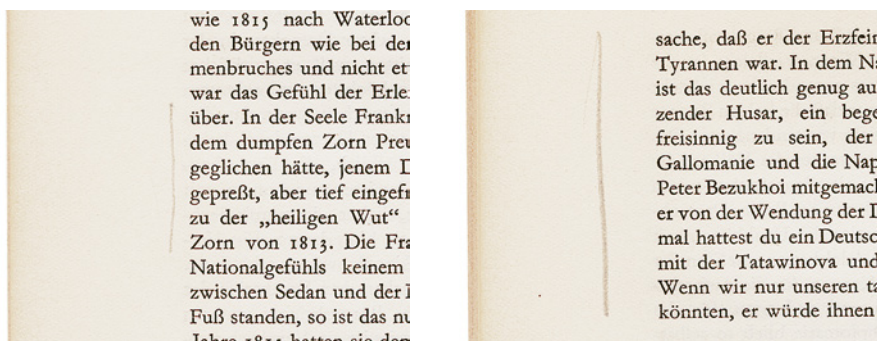


Abb. 2: Lesespuren in: Albert Guérard: *Napoleon. Wahrheit und Mythos*, S. 132 und S. 144, ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv.

Wann das Buch die Leserhand gewechselt haben muss, lässt sich nun nicht nur zeitlich ziemlich genau eingrenzen, sondern erstaunlicherweise auch fast seitenspezifisch. Zumindest seine *stiftliche* und damit belegbare Lektüre führte nämlich Thomas in jenem Oktober 1941 nicht zu Ende, sie bricht zu Beginn des fünften Kapitels auf Seite 132 ab. Dort findet sich die letzte Thomas' Hand zuzuordnende Anstreichung, die anschließend auf Seite 144 folgenden stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit von Golo, wie auch die restlichen Spuren in der zweiten Buchhälfte.¹⁵

Dass Golo Mann, statt den Band von Beginn an zu lesen, lediglich die Lektüre Thomas Manns fortsetzte, scheint freilich allzu unplausibel. Die Seitenspezifität wirft damit Fragen zur Lektürepraxis, zum gemeinschaftlichen Büchergebrauch, zum Text- und Werkbegriff auf, denen nachzugehen sich lohnen könnte: Übernahm Golo Thomas' Gewichtung des Textinhalts unangepasst als die gültige? Respektierte er das Eigentum seines Vaters, indem er jene Seiten unangetastet ließ, die diesen offenbar interessierten? Respektierte er damit auch die stiftliche Lektüre des Autors Thomas Mann, vielleicht als Grundlage von dessen literarischer Produktion? Als quasi schon eigenständigen Text?¹⁶ Zeigen sich Unterschiede im Umgang mit Büchern aus Thomas

entstanden zwischen 1936 und 1941, vgl. online: <https://www.fischerverlage.de/buch/golo-mann-friedrich-von-gentz-9783596188000> (Zugriff: 14. September 2024).

15 ETH Zürich, Thomas-Mann-Archiv (Thomas Mann 4782, Bilder 137 und 149), online: <https://nb-web.tma.ethz.ch/digbib/view?pid=004197925#3> (Zugriff: 15. März 2024).

16 Zu diesem *Text'*, dem neuen (materiellen) Text, der entsteht, wenn ein bestehender Materialtext annotiert wird, vgl. Bamert: *Stifte am Werk* (Anm. 6), S. 258–266; zur Autorschaft solcher Lektüren auch Martina Schönächler: *Marginalien in der*

Manns Besitz, je nachdem, ob sie schon zu dessen Lebzeiten oder erst nach dessen Tod in Sohneshand gerieten? Immerhin finden sich in Thomas Manns Nachlass auch Bände, welche anders als hier die Spuren beider Hände auf denselben Seiten enthalten.

Der betrachtete Band von Guérard ist somit ein anschauliches Beispiel auch für die Abbildung sozialer Vernetzungsverhältnisse in Buchexemplaren. Im Zusammenhang der weiteren Bände mit Lesespuren Golo Manns führt das noch weiter, zur Frage nach der Bestandsbildung etwa. Die ursprüngliche Widmung an Thomas Mann müsste den Band nicht zwingend dessen Nachlass zuschlagen; urteilte man nach dem Kriterium des letzten Besitzes, womöglich sogar des letzten Eigentums, fiel die Zuteilung vielleicht anders aus.¹⁷ Tatsächlich kamen einige der Bücher mit Spuren beider Hände nach Ausweis der Eingangsnummern erst Jahrzehnte nach Thomas Manns Tod und der Archivgründung ins Thomas-Mann-Archiv.¹⁸

Für den Umgang mit den Individuationsmerkmalen eines Buchexemplars zeigt das Beispiel, dass Provenienz im weiteren Sinn, der Wechsel eines Buchs von Hand zu Hand, sich von der Bestands- auf die Exemplar- bis auf die Seitenebene abbilden kann. Interpretieren lassen sich die Spuren im Kontext der Sammlung und im Überblick über eine ausreichende Stichprobe.

3 Zwei Lektüren in zeitlichem, räumlichem und poetologischem Abstand

Wie die zeitliche, räumliche und sozialkontextuelle Trajektorie eines Buchs auch an Stiftspuren derselben Urheberschaft ablesbar wird, zeigt ein zweites Exemplar in Manns Nachlassbibliothek. Das Buch ist in diesem Fall von einer jüngeren in eine gereifte Schreibhand desselben Menschen übergegangen. Allgemein gesprochen, werden einzelne Lesedurchgänge in einem Buch dort besonders sichtbar, wo für die stiftliche Lektüre unterschiedliche Schreibwerkzeuge zur Anwendung gekommen sind. Eine zeitliche Verschiebung ist damit jedoch noch nicht zwingend impliziert, und erst in der Gesamtschau

digitalen Edition. Bemerkungen zu Text und Autorschaft am Beispiel von Thomas Manns Nachlassbibliothek, in: *editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft* 37, 2023, S. 12–27, hier S. 22–25.

17 Vgl. zum Nachlass Golo Manns auch Anke Jaspers' Beitrag in diesem Band, ebenso zur Korpusbildung allgemeiner Anke Jaspers: (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Überlegungen zu Konzeptionen einer Nachlassbibliothek, in: Jaspers und Kilcher (Hg.): *Randkulturen* (Anm. 7), S. 141–165.

18 Vgl. Bamert: *Stifte am Werk* (Anm. 6), S. 173.

lässt sich beurteilen, ob es vielleicht jemandes Arbeitspraxis war, im gleichen Durchgang verschiedene Markierungen in mehreren Farben oder etwa in Tinte und Bleistift anzubringen. Und auch wenn letzter Fall ausgeräumt werden kann, bleibt unklar, wie sich zwei Durchgänge zeitlich sowohl absolut als auch relativ zueinander ins Verhältnis setzen lassen. Fanden sie unmittelbar nacheinander statt oder lagen dazwischen Jahre? Welcher war der frühere? – Für den historischen Zeitpunkt einer Lektüre und ihren zeitlichen Abstand zur nächsten fehlen im Buch selbst zumeist die Indizien. Mit dem Anspruch, lediglich unhintergehbare *Termini post quos* wie Publikationsjahre der Trägerbücher oder Erfindungsdaten der verwendeten Schreibwerkzeuge gelten zu lassen, sind Lesespuren oft nur grob und kaum aussagekräftig zu datieren. Kommen aber biographische oder im Fall etwa von Schriftsteller:innen werkkontextuelle Zusammenhänge in den Blick, können diese es erlauben, die Einträge auf der zeitlichen Achse zu präzisieren.

Ein Fall, wo Indizien für die Entstehungszeit der Lesespuren gleich mehrfach auftreten, ist Thomas Manns zweibändige Ausgabe von Albert Bielschowskys (1847–1902) *Goethe. Sein Leben und seine Werke*. Dort sind in den Büchern selbst anhand von Stift und Schrift zumindest zwei von mehreren Lesedurchgängen unterscheidbar, die sich über den Inhalt der Marginalien zudem kontextuell datieren lassen. Nach Ausweis einer nichtidentifizierten Widmung im Vorsatz des ersten Bands (»Meinem lieben Thomas / gegeben / Am 6.VI.05«) besaß Mann sie seit 1905. Dass er bereits damals darin las, ist anzunehmen, zumal er anlässlich des Schillerjahrs 1905 *Schwere Stunde* verfasste, worin seine Schillerfigur sich am eigenen Schreibprozess und am gottgleichen Konkurrenten Goethe abarbeitet. Danach verzeichnen Manns Tagebücher, die ab 1918 erhalten sind, in zeitlichen Abständen zwischen 1921 und 1947 immer wieder die Lektüre des »Bielschowsky«. Wohl mit Grund, denn konsultiert man die Thomas-Mann-Forschung, so ließe sich Manns Selbstverständnis in Bezug auf Goethe unter der Schablone von Harold Blooms (1930–2019) Konzept der *Anxiety of Influence* ungefähr folgendermaßen schematisieren: Distanzierung in *Schwere Stunde* (1905), Aneignung und Identifikation in *Joseph in Ägypten* (1936), Identifikation und Überwindung in *Lotte in Weimar* (1939), Überschreibung in *Doktor Faustus* (1947).¹⁹

19 Vgl. detaillierter Martina Schönächler: Splitterpoetologie. Thomas Manns Gerda-Komplex zwischen Bibliothek, Frühwerk und »Joseph in Ägypten«, Göttingen 2024; dort insbesondere in Auseinandersetzung mit den für das Argument zentralen Beiträgen der Thomas-Mann-Forschung; Yahya Elsaghe: Zu Thomas Manns »mythischer« Selbstidentifikation mit Goethe in »Lotte in Weimar«, in: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins 102/103, 1998/1999, S. 157–177; ders.: Einleitung, in: Goethe, hg. von dems. und Hanspeter Affolter, Frankfurt am Main 2019, S. 7–58;

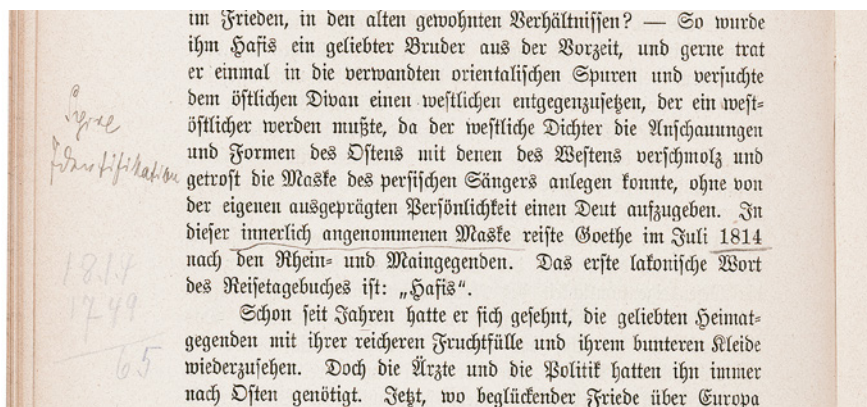


Abb. 3: Marginalien von Thomas Mann in: Albert Bielschowsky: *Goethe. Sein Leben und seine Werke*. Bd. 2, München 1905, S. 342 und S. 134, ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv.

Vor solchem Hintergrund lassen sich die Lesespuren in Abbildung 3 temporal entziffern. Eine Entwicklung von der ›Einfühlung‹ zur ›Überwindung‹ Goethes zeigen insgesamt die Marginalien beider Bände von Manns Bielschowsky-Ausgabe.²⁰ So ist in Band 1 auf Seite 39 eine Schilderung von Goe-

Julian Reidy: »Es ist eben schon zuviel Gutes gemacht worden«. Zum Problem der Einflussangst in »Doktor Faustus«, in: *The German Quarterly* 87, 2014, S. 333–350.

²⁰ ETH Zürich, Thomas-Mann-Archiv (Thomas Mann 509:2, Bilder 357 und 149), online: <https://nb-web.tma.ethz.ch/digbib/view?pid=004197925#3> (Zugriff: 15. März 2024).

thes jugendlichem Plan einer Prosadichtung über die biblische Joseph-Figur bleistiftlich unterstrichen, mit einem Ausrufezeichen und mit der Kurrent-Marginalie »Sympathie« versehen. Die abgebildeten Marginalien »Spiel« und »Identifikation« in Band 2 scheinen, zu urteilen nach Schriftart, Duktus und Schreibwerkzeug, demselben Lesedurchgang zu entstammen.

Nicht so aber die Subtraktion in blauem Farbstift auf der gleichen Seite, deren *Terminus post quem* ein wesentlich späterer, nämlich 1940 sein muss. Das zeigt sich ein paar Seiten vorher: Eine Textstelle über die Spannweite des ›Universums‹ von Goethes Geist zwischen ›Ätherischem‹ und Politischem ist angestrichen. Das hohe Lob lässt den Schreiber der zugehörigen Marginalie anscheinend unbeeindruckt: »Kann jeder. Radio und Joseph« steht lakonisch in gleichem Farbstiftblau und lateinischer Schreibschrift, die Mann erst in der geographischen und mentalen Entfernung von Deutschland vermehrt auch für deutschsprachige Anmerkungen zu verwenden begann. Gemeint sind die Niederschriften der vier Bände des *Joseph*-Romans (entstanden zwischen 1926 und 1943), parallel dazu aber auch der politischen Radioansprachen, die Mann aus dem amerikanischen Exil im Oktober 1940 erstmals und bis 1945 regelmäßig für die BBC an *Deutsche Hörer!* richtete.

Manns Bielschowsky-Bände sind, so zeigen die Individuationsmerkmale, durch verschiedene Hände gegangen und mehrfach auch durch die *selben*, jedoch keine zweimal durch die *gleichen*. Die Lektüren haben an unterschiedlichen Orten und Lebensstationen des Lesers stattgefunden. Lassen sich Lesespuren also einer verursachenden Hand zu- und auf einer zeitlichen Achse anordnen, so erlauben sie Rückschlüsse auf die geographischen Wege, die Verschiebung in politischen und sozialen Kontexten sowohl des Buchs als auch seines Besitzers. Notwendig unbekannt bleibt indes, wessen Hände – lesend²¹ oder handelnd – keine Spuren hinterlassen haben.

4 Bücher als Objekte

Buchobjekte tragen an unikalen Merkmalen einerseits Spuren ihrer Geschichte auf und in sich, die sich im Peirce'schen Sinn symptomatisch verstehen lassen: Spuren des Gebrauchs von nichtmenschlicher und der Handhabung von menschlicher Seite, die grob oder zart ausgefallen sein kann, Verschmutzungen, Deformationen und Degenerationen aufgrund der Lagerung, aber auch Reparaturen, Restaurierungen, Um- und Neubindungen. Andererseits finden

21 Zur »(Un-)Sichtbarkeit von Lektüren« vgl. Bamert: *Stifte am Werk* (Anm. 6), S. 137–141.

sich Spuren mit Symbolcharakter, wie Stempel, Signaturen und alles weitere an schriftlichen Einträgen, wobei die beiden Kategorien sich überlappen. So hat eine Marginalie am Textrand insofern auch Symptomwert, als sie Informationen über das Werkzeug, mit dem sie angefertigt wurde, und über die Schreibhand, die dieses geführt hat, preisgeben kann. Isoliert zu deuten sind weder absichtlich hinterlassene noch zufällig entstandene Spuren, die beiderlei aus dem Buch ein einzigartiges Objekt machen und aus dessen individueller Biographie stammen. Interpretierbar sind sie erst in Wechselseitigkeit mit seriellen Eigenschaften: den materiell-technischen Merkmalen der Buchherstellung, der paratextuellen Information aus Verlag und Druck und dem Inhalt des Drucktexts. Auf diese Weise lassen sich am einzelnen Objekt Datenpunkte ablesen, die, in einem System (je relativer und absoluter) räumlicher, zeitlicher und sozialer Koordinaten verbunden, dessen bisherigen Pfad anzeigen.

Im Fall von Büchersammlungen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts lassen sich die Provenienzmerkmale unterschiedlichen Phasen der Buchbiographie zuordnen, von der Buchherstellung über den Vertrieb, den Gebrauch und die Weitergabe bis in die Archivierung, wo auch nach der Eintragung von Eingangsnummern, -stempeln und Prägungen noch die weitere (Nicht-)Behandlung und (Nicht-)Nutzung seitens Angehöriger des Archivs und der Forschung ihre Spuren hinterlassen. Handle es sich dabei um Staubschichten auf Bänden, die lange Zeit kein Interesse weckten, oder aber die unter forscherschem Eifer unwiderrufliche Zerblätterung ehemals noch vom Buchschnitt zusammengefaserner Buchseiten – Buchobjekte im Archiv sind nur scheinbar an einer statischen Endstation angekommen.

Ein tatsächlich zurückgelegter Weg der Provenienz ist nie lückenlos kartographierbar. Dem Verständnis eines solchen Wegs öffnet der Sammlungskontext, in dem verschiedene Objekte zueinanderstehen, aber eine weitere Dimension, wie die beiden angeführten Beispiele aus der Nachlassbibliothek im Thomas-Mann-Archiv zeigen. Lesespuren kommt in diesem Zusammenhang ein besonderer Erkenntniswert zu: Betrachtet und interpretiert man auch die Spuren von Lektüren als Provenienzmerkmale, lässt sich die aus den absichtsvoll als Zeichen der Herkunft oder der globalen Zuordnung gewisser Herstellungsmerkmale extrapolierbare Grobtrajektorie im Koordinatensystem wesentlich verfeinern. Vonnöten sind dazu nicht allein das Fachwissen der Provenienzforschung, sondern auch Kenntnisse sozialer und institutioneller Netzwerke sowie die literaturwissenschaftliche Hermeneutik.

ZUGANGSBÜCHER

1 Einleitung

Fragt man nach der Provenienz bibliothekarischer Bestände, spielen Zugangsverzeichnisse eine wesentliche Rolle im Ermittlungsprozess. Sie laufen unter verschiedenen Begrifflichkeiten wie Zugangsbücher, Inventarbücher, Akzessionsjournale oder Zugangsprotokolle und geben Auskunft darüber, wann, über welche Person oder Institution und auf welche Erwerbungsart – Kauf, Schenkung, Tausch oder Leihgabe (Depositum) – und, im Fall des Ankaufs, zu welchem Wert einzelne Medien in die Bibliothek gelangt sind. Zugangsbücher sind also Dokumentationsinstrumente der alltäglichen Erwerbungspraxis und des Bestandsaufbaus: Verzeichnet werden die Akzession von Monographien und mehrbändigen Werken, Zeitschriften, Reihen und Serien, Mehrfachexemplaren, Konvoluten und später auch der Erwerb von physischen audiovisuellen Medien und Datenträgern. Der Erwerb von Sammlungen und Nachlässen muss nicht in Zugangsbüchern, sondern kann sammlungsbezogen separat dokumentiert sein.

In der Fachliteratur werden Inventarbücher in erster Linie als Ausgangspunkt für die Erforschung von Bibliotheksbeständen in Bezug auf ihre Provenienz genannt. Forschung, die sich jedoch gezielt mit Inventarbüchern als Hilfsmittel der Provenienzforschung befasst, ist bislang eher rar gesät. In jüngster Zeit haben einige wissenschaftliche Bibliotheken, darunter die Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, ihre Zugangsbücher digitalisiert und online zugänglich gemacht.

Doch inwieweit ist der Ansatz, Zugangsbücher als Ausgangspunkt zum Auffinden und Interpretieren von Provenienzen und Mehrfachprovenienzen zu nutzen, praktikabel? Wann und wie können Zugangsbücher als effektive Rechercheinstrumente in der bibliothekarischen Provenienzforschung eingesetzt werden? Welche Akzessionsarten spielen dabei eine Rolle, und wie offenkundig und aussagekräftig sind dabei Provenienzangaben in Zugangsbüchern? Liefern sie lediglich Informationen zum Erwerbungsprozess selbst, oder enthalten sie auch Informationen zu Exemplarspezifika? Verändern sich Darstellungen, Inhalte und exemplarspezifische Angaben im Lauf der Jahre?

Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden. Untersuchungsgegenstand sind dabei die Zugangsbücher der Bibliothek des Deutschen

Literaturarchivs Marbach (DLA) zwischen 1905 und 1971 (aufgrund einer veränderten Erfassungspraxis werden spätere Zugangsbücher nicht berücksichtigt). Im ersten Teil sollen Aufbau, Struktur und Informationsgehalt bezüglich Provenienzangaben beschrieben und ihr Informationsgehalt anhand der für die Forschung relevanten Zugangsarten – antiquarischer Kauf, Geschenk und Tausch – erläutert werden. Dabei spielt auch eine Rolle, ob sich Struktur, Fülle und Inhalt im Lauf der Zeit verändert haben, vielleicht sogar Informationen verloren gegangen sind. Im zweiten Teil soll das Beispiel einer umfangreichen Lieferung, die im Herbst 1961 über die Württembergische Landesbibliothek ins DLA kam, die Vielschichtigkeit einer vermeintlich homogenen Provenienz aufzeigen.

2 Die Zugangsbücher der DLA-Bibliothek: Aufbau und Informationsgehalt

Die Anfänge: 1905–1947

Die Inventarisierung von Büchern beziehungsweise Druckschriften mithilfe von physischen Zugangsbüchern umfasst im Schiller-Nationalmuseum und im 1955 daraus hervorgegangenen DLA den Zeitraum vom 9. Mai 1905 bis zum 31. Dezember 1998. Den Auftakt markiert Friedrich Schillers (1759–1805) 100. Todestag, der Zeitpunkt steht gleichzeitig für die Intensivierung der Erwerbungsstätigkeit des Schwäbischen Schillervereins.¹

Ein Jahr zuvor hatte Johannes Luther (1861–1954), Germanist und Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek Berlin, in seinem Artikel *Das Zugangsverzeichnis der Berliner Königlichen Bibliothek* Inventarisierungskriterien für Druckschriften nach Berliner Vorbild beschrieben: In zwölf Spalten wurden differenzierte Erwerbungsangaben standardisiert festgehalten. Dabei wurden sämtliche Zugangsarten akribisch unterschieden und erfasst (A: Antiquarischer Kauf, G: Geschenk, Z: / ZD: Zeitschrift gekauft oder als Geschenk erworben, T: im Tauschverkehr erworben etc.). Außerdem wurden Ersatz- und Pflichtexemplare gekennzeichnet. Weiterhin wurde die Bezugsquelle, der Bestell- und Bearbeitungsstatus sowie die Anzahl der erhaltenen bibliographischen Einheiten angegeben. Der Preis wurde nach Laden- bzw.

1 Vgl. Jan Eike Dunkhase: *Provinz der Moderne. Marbachs Weg zum Deutschen Literaturarchiv*, Stuttgart 2021, S. 93–95.

Katalog-, Netto- und Bruttopreis unterschieden.² In den Folgejahren orientierten sich viele wissenschaftliche Bibliotheken an diesem Dokumentationschema. So auch das Schiller-Nationalmuseum, zunächst jedoch mittels eines vereinfachten Musters.

Die Zugangsbücher 1 bis 12 dokumentieren die Druckschriftenerwerbungen von Mai 1905 bis Dezember 1971. Die Inventarisierungen erfolgten bis 1971 handschriftlich und von Beginn an anhand eines vorgedruckten Rasters, das fünf Spalten umfasste und in dieser Form bis 1954 beibehalten wurde:

Herkunft	Lfd. Nr.	Gegenstand	Preis	Bemerkung ³
----------	----------	------------	-------	------------------------

In der Spalte »Herkunft« sind der Lieferant, dessen Geschäfts- beziehungsweise Wohnort (bei Privatpersonen), das Erwerbungsdatum und die Erwerbungsart angegeben. Bei der Akzessionsart wird bis 1954 nur nach Kauf und Stiftung unterschieden. Handelt es sich um einen Antiquariatskauf, ist dies in der Regel vermerkt und das Antiquariat namentlich genannt. Der Eintrag »Gek. von R. Kaufmann, Antiquariat Stuttgart, 22. Nov. 1906« ist ein typisches Beispiel früher Provenienzeinträge.⁴ Dazu finden sich Angaben wie »gek. v. Verlag«, »gest. v. Verfasser«, »Pflichtexemplar« oder »Recensionsexemplar«.⁵

Die Inventarnummern der Spalte 2 wurden nach *numerus currens* vergeben, bis 1947 sogar ohne Angabe des laufenden Jahrgangs. Mit Beginn des Jahres 1948 wird der aktuelle Jahrgang nach dem Muster 0123.Jg. (zweistellig) in die Zugangsnummer integriert, so dass anhand der Inventarnummer direkt auf das Erwerbungsjahr geschlossen werden kann.⁶ Dieses Prinzip wird im Wesentlichen bis heute, mit kleinen technik- und standardisierungsbedingten Anpassungen, beibehalten.

Die dritte Spalte »Gegenstand« enthält die bibliographischen Angaben des erworbenen Titels. Anfangs sind die Aufnahmen uneinheitlich. Bisweilen sind die Autor:innen nur mit Nachnamen angegeben. Oft wird kein Verlag genannt, sondern nur Erscheinungsort und -jahr, zum Teil fehlt auch der

2 Johannes Luther: Das Zugangsverzeichnis der Berliner Königlichen Bibliothek, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 21, 1904, S. 453–455.

3 Zugangsbuch 01: 9. Mai 1905–21. November 1913 (DLA Marbach, Bibliothek).

4 Ebd., S. 50.

5 Zugangsbuch 03: November 1929–15. März 1954, S. 34–183 (DLA Marbach, Bibliothek).

6 Ebd., S. 184.

Ort. Werden mehrere Exemplare desselben Bandes erworben oder handelt es sich um ein mehrbändiges Werk oder eine Zeitschrift, wird die Band-, Heft-, beziehungsweise Exemplaranzahl festgehalten; die Bände/Hefte sind unter derselben Zugangsnummer registriert.

In der fünften Spalte »Bemerkung« lassen sich nur selten Einträge feststellen. Diese liefern jedoch meist keine Hinweise auf Exemplarspezifika wie Exlibris, Stempel, handschriftliche Widmungen oder Besitzeinträge, die Aufschluss über die Erwerbungs- und Objekthistorie geben könnten, sondern beziehen sich beinahe ausschließlich auf bibliothekarische Vorgänge oder interne Hinweise. Am häufigsten finden sich »Ausgeschieden«-Stempel, die bei der Aussonderung des Bandes später ergänzt wurden.⁷ Ab den dreißiger Jahren sind Hinweise auf Dubletteneingänge zu beobachten.⁸

Das dritte Zugangsbuch, das den Zeitraum von November 1929 bis März 1954 umfasst, weist mehrere Besonderheiten auf. Ende der 1930er Jahre nahm nicht zuletzt aufgrund von zurückgehenden finanziellen Möglichkeiten die Erwerbungsaktivität rapide ab und kam während der Kriegsjahre praktisch zum Erliegen. Bestandszuwachs kam fast ausschließlich durch Stiftungen zustande. Für die Zeit vom 6. Februar 1943 bis 18. November 1947 sind überhaupt keine Einträge enthalten, was vor allem mit der Auslagerung der Bestände ins Salzbergwerk Kochendorf bei Heilbronn ab Mai 1943 zu erklären ist.⁹ Die Inventareinträge fallen bereits in den 1930er Jahren sehr unterschiedlich aus, zum Teil werden Erwerbungsdaten und die direkte Provenienz präzise festgehalten (Erwerbungsart, Datum, Besitzer:in oder Lieferant, Ort), zum Teil aber auch nur Erwerbungsart und -datum genannt. Immer wieder wurden Erwerbungen nachträglich inventarisiert.¹⁰ Die ersten Einträge nach Kriegsende beginnen am 19. November 1947 und verzeichnen zunächst nachträglich Zugänge der Kriegsjahre. Sofern die Umstände überhaupt bekannt waren, handelte es sich um Schenkungen; Stifter:innen und Erwerbungsstände konnten meist nicht mehr rekonstruiert werden.¹¹

Zudem fällt auf, dass sich in den 1930er und Ende der 1940er Jahre immer wieder Hinweise auf Widmungsexemplare finden. Ein Beispiel zu Ludwig Finckh (1876–1964) von 1938:

7 Zugangsbuch 01 (Anm. 3), S. 50.

8 Zugangsbuch 03 (Anm. 5)

9 Vgl. Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 1), S. 174.

10 Zugangsbuch 03 (Anm. 5).

11 Ebd., S. 174–183.

Gest. 22.11.1938 von Ludwig Finckh, Gaienhofen. Konrad Krez: An mein Vaterland. Gedichte ... Mit einem Vorwort [?] von Ludwig Finckh. Stuttgart 1938 Wahl. – mit handschriftl. Widmung von Ludwig Finckh¹²

Damit scheint das dritte Zugangsbuch das einzige zu sein, das Hinweise auf Widmungsexemplare beziehungsweise exemplarinterne Provenienzspuren enthält – ab den 1950er Jahren sowie in jüngeren Zugangsbüchern sind diese oder ähnliche Merkmale nicht mehr zu beobachten.¹³

Ausgangspunkt Zugangsart

Nach Zugangsarten wird formal erst ab Mitte der 1950er Jahre (Zugangsbuch 04) unterschieden, das Raster um die Spalten Datum und Akzessionsart erweitert und die Akzessionsart von nun an konkret benannt: K[auf], G[eschenk], T[ausch] und B[eleg]. Das Feld »Herkunft« enthält ab hier nur noch den Lieferanten.¹⁴

Für die Provenienzforschung spielen vor allem die Akzessionsformen antiquarischer Kauf (inklusive Auktionskäufe), Geschenk und Tausch eine Rolle, da hier grundsätzlich sowohl privater als auch institutioneller Vorbesitz möglich ist. Käuflich erworbene Neuerscheinungen, egal ob über Buchhandel oder Verlag, spielen für die Ermittlung der Objektgeschichte zunächst keine Rolle, da es hier keine Vorbesitzer:innen gibt. Dies gilt auch für vom Verlag gestiftete sowie für Belegexemplare; Letztere werden von den Autor:innen nach Erscheinen direkt und unentgeltlich an die Bibliothek abgegeben.

Für die Zeit des Nationalsozialismus stellt sich meines Erachtens jedoch die Frage, ob nicht auch Neuerscheinungen einer kritischen Betrachtung bedürfen, sofern sie in ursprünglich jüdisch geführten Verlagen verlegt oder von jüdischen Buchhändler:innen vertrieben wurden und im Zuge der »Arisierungsgesetze« ab 1935 veräußert oder, im Fall von Verlagen, in »gesinnungskonforme« Verlagshäuser integriert wurden. Diese komplexe Fragestellung bedarf einer eigenen differenzierten Betrachtung und kann hier lediglich als Anregung dienen.

¹² Ebd., S. 121.

¹³ Hierbei handelt es sich um eine Beobachtung anhand der Durchsicht der genannten 12 Zugangsbücher, aufgrund der Fülle an Einträgen jedoch ohne Anspruch auf Endgültigkeit. Es ist durchaus möglich, dass an anderen Stellen vereinzelt weitere Hinweise auf Exemplarspezifika vermerkt wurden.

¹⁴ Zugangsbuch 04: 15. März 1954–6. November 1958 (DLA Marbach, Bibliothek).

Innerhalb der für die Provenienzermittlung relevanten Zugangsarten gibt, wie bereits mehrfach angedeutet, die Kategorie »Lieferant«¹⁵ Aufschluss über die unmittelbare Provenienz und kann so unter anderem Auskunft über wichtige Geschäftspartner:innen geben. Im Kauf wird in den vorliegenden Inventarbüchern bis 1970¹⁶ nicht zwischen »antiquarisch/alt« und »neu« (Neuerscheinungen) unterschieden. Da die Einträge nicht immer einheitlich verfasst sind – dies gilt für die gesamte Zeit der handschriftlichen Inventarisierung –, sind antiquarische Käufe und Antiquariate entweder daran zu erkennen, dass sie als solche betitelt sind, oder dass Lieferantennamen, die stets in Verbindung mit Kaufvorgängen stehen und bezüglich der erworbenen Stücktitel mehrere Jahre zurückliegende Erscheinungsdaten aufweisen, sich regelmäßig und oft über viele Jahre und Jahrzehnte wiederholen – hier bestanden offensichtlich langjährige Geschäftsbeziehungen. Im Falle des DLA können anhand dieser Angaben unter anderem die Buchhandlung Weise und der Bücherdienst Egger in Stuttgart,¹⁷ das Auktionshaus und Antiquariat Ernst Hauswedell in Hamburg,¹⁸ die Antiquariate Der Bücherwurm¹⁹ und Rosen in Berlin sowie die Buchhandlung & Antiquariat Albert in Freiburg im Breisgau²⁰ ab Mitte der 1950er und 1960er Jahre als langjährige Partner für retrospektive Käufe ausgemacht werden. Auch wurden aktiv Erwerbungen in der DDR getätigt, sowohl über den Tauschverkehr als auch über aktive Käufe. Hier sind vor allem das 1959 gegründete Zentralantiquariat Leipzig als führendes Antiquariat der DDR²¹ und das Norddeutsche Antiquariat in Rostock zu nennen.²²

Schwieriger einzuordnen und zu identifizieren sind Provenienzen von Stiftungen: Lediglich Schenkungen von den Verfasser:innen selbst oder aus dem Umfeld des Hauses zeigen verlässliche Provenienzangaben; für Erstere sind

- 15 Es handelt sich um einen bibliothekarischen Fachbegriff, der alle an eine Bibliothek gebenden Institutionen oder Personen subsummiert und daher standardisiert nicht gegendert wird.
- 16 Zugangsbuch 11: 29. Dezember 1970–31. Dezember 1971 (DLA Marbach, Bibliothek).
- 17 Zugangsbuch 04 (Anm. 14), S. 66–67.
- 18 Vgl. exemplarisch: Zugangsbuch 05: 6. November 1958–3. Juli 1960 (DLA Marbach, Bibliothek), S. 82–97 und. S. 99–108.
- 19 Vgl. exemplarisch Zugangsbuch 07: 27. November 1962–10. Oktober 1963 (DLA Marbach, Bibliothek).
- 20 Vgl. exemplarisch Zugangsbuch 05 (Anm. 18).
- 21 Vgl. weiterführend auch die Geschichte des Antiquariats online: <https://www.zentralantiquariat.de/geschichte.html> (Zugriff: 8. August 2023).
- 22 Zugangsbuch 06: 23. Januar 1961–27. November 1962 (DLA, Marbach Bibliothek), S. 172–183; Zugangsbuch 04 (Anm. 14), S. 166–167; Zugangsbuch 07 (Anm. 19), S. 139 und S. 308; Zugangsbuch 08: 14. Oktober 1963–27. Juli 1965 (DLA, Marbach Bibliothek), S. 339–340 und andere.

auch keine Vorprovenienzen zu erwarten. Bei Buchgeschenken von Vereinen, Behörden oder Ähnlichem ist die direkte Provenienz meist ebenfalls klar benannt.²³ Vorsicht ist bei Schenkungen in der Zeit des Nationalsozialismus geboten: Hinter Abgaben von Behörden oder Personen aus der öffentlichen Verwaltung können sich Vorgänge im Zusammenhang mit Enteignungen und Konfiszierungen von/in Vereinen, Verbänden, Bibliotheken, Schulen, aber auch von Privatpersonen verbergen.

Bei Stiftungen von Letzteren kann anhand des Zugangseintrags häufig nicht einmal der oder die unmittelbare Besitzer:in oder Übermittler:in ermittelt werden, da Vornamen oft fehlen, abgekürzt sind oder die Abgabe nur mit »Stiftung« plus Nachname bezeichnet ist. Oft fehlt der Ort. Hinweise auf eventuelle wechselnde Besitzverhältnisse oder gar Beziehungen zwischen wechselnden Besitzer:innen finden sich auch hier nicht.²⁴

Dasselbe gilt für den Tausch. Im Vergleich zum Büchervolumen, das in Form von Kauf und Geschenk erworben wurde (und wird), ist der Anteil der im Tausch erworbenen Literatur viel geringer. Da Tauschanlieferungen in ihrer Zusammensetzung jedoch sehr heterogen und dabei auf ganz unterschiedlichen Wegen in die liefernde Bibliothek gelangt sein und zudem – wie bei der Stiftung – sowohl Antiquaria als auch aktuelle Literatur enthalten können, sollten sie hinsichtlich der Provenienzforschung dennoch besonderes Augenmerk verdienen. Auch im Falle des Tauschverkehrs wird in Zugangsbüchern lediglich die Bibliothek genannt, von der die Bände geliefert wurden. Dabei muss diese nicht zwangsläufig auch die besitzende Institution gewesen sein, zum Beispiel, wenn Zugänge nicht in deren Bestand eingearbeitet, sondern direkt für den Tausch vorgeschlagen wurden.²⁵

Schließlich stellt sich die Frage, ob in den Marbacher Zugangsbüchern auch Sammlungen und Nachlässe verzeichnet wurden. Zwar finden sich immer wieder umfangreiche Zugänge, die mehr als 1.000 Bände umfassen können, dies sind jedoch Ausnahmen. Da Nachlässe und Sammlungen häufig als eigene Einheit aufgestellt und außerhalb des regulären Tagesgeschäfts bearbeitet wurden (und werden), werden die dazugehörigen Erwerbungsdokumente in entsprechenden separaten Bestandsakten aufbewahrt. In Zugangsbüchern sind daher nur wenige Sammlungserwerbungen dokumentiert, wie zum Beispiel Käuferwerbungen, die auf Auktionen ersteigert wurden. Über die Zugangsbücher erfährt man aber auch in diesem Fall nur die Namen der

23 Zugangsbuch 01 (Anm. 3).

24 Zugangsbuch 01 (Anm. 3) – Zugangsbuch 07 (Anm. 19)

25 Vgl. Tauschlieferung LB Oldenburg 03/1964 zu NS-Literatur, in: Zugangsbuch 08 (Anm. 22), S. 101–113.

direkten Vorbesitzer:innen, also der Sammler:innen; über die Vorgeschichte und Erwerbungsdetails geben die Zugangsbücher auch in diesen Fällen keine Auskunft.²⁶ Nachlässe sind nicht enthalten.

Weiterführende Informationsquellen

Die Beispiele haben gezeigt, dass Zugangsbücher fast ausschließlich Informationen zur unmittelbaren Provenienz liefern können. Über die Besitzhistorie, eventuelle Besitzketten im Sinn von Mehrfachbesitz, Umstände und Hintergründe der sichtbaren, aber auch weiter zurückliegenden Erwerbungs- und Bewegungsvorgänge sowie über das Umfeld eventueller Vorbesitzer:innen können sie jedoch keine Auskunft geben. Auch müssen die Lieferanten nicht zwangsläufig der oder die Vorbesitzer:in gewesen sein. Liegen also keine eindeutigen oder nur unzureichende Angaben vor, müssen weitere Quellen hinzugezogen werden. Dies können Erwerbungsunterlagen wie Korrespondenzen, Bestellbriefe, Rechnungen, Lieferscheine, Bestandsakten der eigenen Abteilung oder Einrichtung,²⁷ bei gemeinschaftlichen Erwerbungen auch abteilungs- oder hausübergreifende Unterlagen wie gemeinsame Bestandsakten (vor allem bei Nachlässen und Sammlungen oder auch aufzulösenden Sammlungen), Kauf-, Stiftungs- und Leihverträge oder Abgabeprotokolle sein. Auch Akten externer Einrichtungen gilt es gegebenenfalls einzusehen, zum Beispiel archivalische Quellen. Darüber hinaus werden Buchbewegungen immer wieder in eigenen Listen erfasst. Dies können Buchangebotslisten von Tauschpartnern ebenso sein wie hauseigene Dubletten-, Verlust- und Revisionslisten. Zudem können alte Bibliothekskataloge Hinweise auf Erwerbungs Vorgänge oder Bestandsbereinigungen enthalten.²⁸ Für die Bibliothek in Marbach ist hier neben der ›Ewigen Kartei‹, einem nach Verfasserprinzip geordneten Zugangskatalog ab Erwerbungs-jahr 1972 (ohne Sammlungen und Nachlässe), unbedingt die Spezialsammlung der Autographen-, Auktions- und Antiquariatskataloge zu nennen.

26 Vgl. Zugangsbuch 06 (Anm. 22) und Zugangsbuch 07 (Anm. 19) zu den Sammlungen Badenhof und Obermüller/Gebser.

27 Christoph Zuschlag: Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird, München 2022, S. 88.

28 Stefan Alker, Bruno Bauer und Markus Stumpf: NS-Provenienzforschung und Restitution an Bibliotheken, Berlin und Boston 2017, S. 31.

3 Die Schenkung der Württembergischen Landesbibliothek 1961 und das Archiv der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung

Informationsgehalt des Zugangsbuchs 1961 zur Stiftung der WLB

Welch vielschichtige Vorgänge sich hinter einer vermeintlich homogenen Provenienz verbergen können, zeigt ein Beispiel aus dem Jahr 1961. Zwischen dem 26. September und dem 9. November 1961 erhielt die Bibliothek des DLA von der Württembergischen Landesbibliothek (WLB) Stuttgart eine umfangreiche Stiftung von knapp 1.350 Bänden. Die Inventarisierungseinträge erstrecken sich über 39 Seiten (Folio) und umfassen, mit wenigen Unterbrechungen, die Zugangsnummern 1390.61–2132.61 und 2345.61–2380.61. Sämtliche Einträge sind als Geschenk (»G«) deklariert; als Lieferant ist durchgängig die »Landesbibliothek Stgt.« angegeben.²⁹ Die Lieferung fällt nicht nur wegen ihres Umfangs auf, sondern es stellt sich die unmittelbare Frage, aus welchem Grund eine »benachbarte« Bibliothek eine so umfangreiche Schenkung zur Verfügung stellt.

Die Titelseinträge beinhalten Verfasser:innen, Kurztitel, Auflage (bei Folgeauflagen), Erscheinungsjahr und die Anzahl der Bände oder Exemplare. Der Erscheinungszeitraum umfasst überwiegend die Jahre 1865 bis 1899; ein kleiner Teil datiert bis circa 1940, wenige Titel sind vor 1865 erschienen. Verlage sind nicht angegeben.³⁰ Weiterführende Informationen enthält das Inventarbuch nicht. Im nächsten Schritt galt es also zu klären, ob im Haus anderweitig Unterlagen über den Vorgang existieren, und parallel dazu den Bestand in Autopsie einzusehen.

Das Cotta'sche Verlagsarchiv als Gründungsbestand des Deutschen Literaturarchivs

Im Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft zum Berichtsjahr 1961 wird die im Zugangsbuch 1961 verzeichnete konkrete Erwerbung nicht erwähnt.³¹

²⁹ Zugangsbuch 06 (Anm. 22), S. 74–128.

³⁰ Ebd.

³¹ Wilhelm Hoffmann und Bernhard Zeller: Die deutsche Schillergesellschaft 1961/62, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 6, 1962, S. 631–643, hier S. 638–643.

Auch in der Hausregistratur existiert, soweit ersichtlich, keine Korrespondenz, die den Vorgang thematisiert.³²

Die Bücher selbst lassen rasch mehrere Gemeinsamkeiten erkennen: Fast alle Bände sind im renommierten Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung beziehungsweise Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger erschienen. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass sämtliche Bände keinen Inventarstempel der Württembergischen Landesbibliothek enthalten, sondern lediglich den des Schiller-Nationalmuseums Marbach am Neckar. Damit ist anzunehmen, dass die Bände in der WLB Stuttgart offenbar nie inventarisiert wurden. Stattdessen enthält der überwiegende Teil der Exemplare den Stempel des Cotta'schen Verlagsarchivs.

Zahlreiche Bücher tragen auf dem Vorsatzblatt zusätzlich einen Schriftstempel mit dem Schriftzug »J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Inhaber: Robert Kröner, Stuttgart«. Ein Beispiel sind Berthold Auerbachs (1812–1882) »Romane« in sechs Bänden in der Ausgabe von 1871.³³

Wann der Stempel des Verlagsarchivs eingetragen wurde, bleibt unklar. Der Inventarstempel des Schiller-Nationalmuseums kann einwandfrei dem Jahr 1961 zugeordnet werden: Korrespondenzen des DLA von 1961 tragen identische Stempel.³⁴ Darunter ist die entsprechende Inventarnummer zu sehen. Der Großbuchstabe verweist auf die Signaturgruppe, unter der der Band katalogisiert wurde, und den Standort im Bibliotheksmagazin.³⁵

Anhand des Archivstempels des J. G. Cotta-Verlags und des Übernahmejahrs 1961 ergibt sich ein größerer und weit bedeutenderer Zusammenhang. Nach der Währungsreform 1948 war der Cotta-Verlag, der in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bereits an Bedeutung verloren hatte, in finanzielle Bedrängnis geraten. Durch den Verkauf des Verlagsarchivs und später der Archivbibliothek erhoffte man sich, finanzielle Stabilität zurückzugewinnen. Die Herausgeber der *Stuttgarter Zeitung* Josef Eberle (1901–

32 Korrespondenzen Wilhelm Hoffmann und Bernhard Zeller 1960/61 (DLA Marbach, Hausregistratur).

33 Berthold Auerbach: Romane. Bd. 1/2. (7. Auflage), Bd. 3/4 (4. Auflage), Bd. 5/6, 7/8 (10. Auflage), Bd. 9/10, 11/12 (3. Auflage), Stuttgart 1871, Inventarnummer: 1466.61 (sechs Bände).

34 Korrespondenzen Wilhelm Hoffmann und Bernhard Zeller 1960/61 (DLA Marbach, Hausregistratur).

35 Vgl. exemplarisch: Hermann Sudermann: Die drei Reihfederer. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten. Siebente Auflage, Stuttgart 1899. Darin drei Stempel: Archiv des Cotta'schen Verlags Stuttgart, MDCXL; Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar mit Inventarnummer 1994.61 und Kennzeichnung der Signaturgruppe »K«, Bibliotheksmagazin.

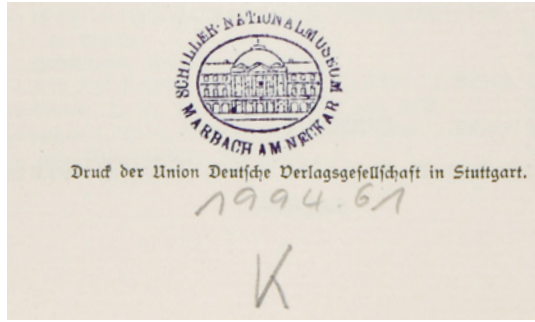


Abb. 1: Stempel Schiller-Nationalmuseum von 1961 in Hermann Sudermanns (1857–1928): Die drei Reiherfedern, © DLA Marbach.

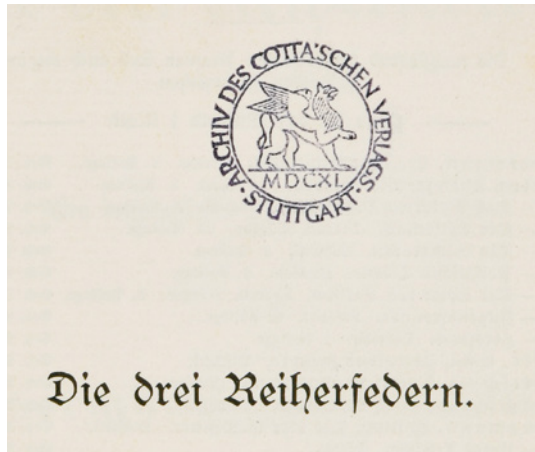


Abb. 2: Stempel des Cotta'schen Verlagsarchivs in Hermann Sudermanns: Die drei Reiherfedern, © DLA Marbach.

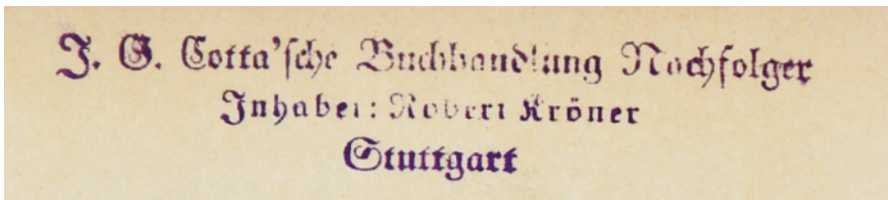


Abb. 3: Besitzstempel J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Inhaber: Robert Kröner, © DLA Marbach.

1986) und Erich Schairer (1887–1956) erkannten die herausragende kulturhistorische Bedeutung des Verlagsarchivs. Die *Stuttgarter Zeitung* kaufte 1952 die »Handschriftensammlung« und zwei Jahre später die dazugehörige, knapp 13.000 Bände umfassende Archivbibliothek und übergab beides dem Schiller-Nationalmuseum als Dauerleihgabe. Dieser Schritt war nicht nur eine herausragende mäzenatische Leistung, sondern auch eine kulturpolitische Entscheidung mit weitreichenden Folgen.³⁶ Gemeinsam bilden die beiden Bestände das wichtigste Verlagsarchiv des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Bedeutung weit über die Literatur hinausreicht. Die reichhaltigen Bestände zu Goethe (1749–1832), Kleist (1777–1811), Heine (1797–1856), Fontane (1819–1898), Keller (1819–1890), Heyse (1830–1914), aber auch Alexander von Humboldt (1769–1859) erweiterten die »schwäbische« Sammlung des Schiller-Nationalmuseums auf einen Schlag beträchtlich. Die Handschriftensammlung umfasst dabei die Registratur der J.G.Cotta'schen Buchhandlung mit Manuskripten, Verträgen, Korrespondenzen und anderem sowie die Registraturen der von ihr aufgekauften Verlage. Die Archivbibliothek beinhaltet die Verlagsproduktion bis 1863, dazu Bücher aus dem von J.G.Cotta Nachfolger 1895 aufgekauften Verlag Wilhelm Hertz. Außerdem gehört das Zeitschriften- und Zeitungsarchiv des Cotta-Verlags dazu.³⁷ Den kleineren und jüngeren Teil von etwa 6.000 Bänden mit Erscheinungszeitraum 1864–1899 hatte die *Stuttgarter Zeitung* der Württembergischen Landesbibliothek zur Verfügung gestellt.³⁸

Die Übernahme des Cotta-Archivs als Depositum und der damit verbundene Bedeutungsgewinn des Schiller-Nationalmuseums weit über Südwestdeutschland hinaus hatte wesentlichen Anteil an der sich 1955 im Vorstand der Deutschen Schillergesellschaft konkretisierenden Idee, ein Literaturarchiv mit bundesweiter und internationaler Strahlkraft zu errichten. Der Gründungsprozess des Deutschen Literaturarchivs in seiner heutigen Form und seinem heutigen Auftrag war 1957 abgeschlossen. Das Depositum des Cotta-Archivs wurde 1961 in eine Stiftung umgewandelt und ging damit

36 Bernhard Zeller: *Marbacher Memorabilien*. Bd. 1: Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv. 1953–1973, Marbach am Neckar 1995, S. 37–38.

37 Vgl. Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 1), S. 216–223; vgl. weiterführend die Bestandsbeschreibung online: <https://www.dla-marbach.de/archiv/cotta-archiv/> (Zugriff: 15. August 2023) und DLA Marbach, Lokalsystem Kallias: Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), BB.1961.0002.

38 Bestätigung der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft, vertreten durch Wilhelm Hoffmann, Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, 29. Dezember 1954 (DLA Marbach, Registratur Cotta-Archiv [Stiftung der Stuttgarter Zeitung]/Handakte Wilhelm Hoffmann).

vollständig in Marbacher Besitz über. Der Schenkungsvertrag ist auf den 9. November 1961 datiert.³⁹

Zur Lieferung im Herbst 1961 wiederholte Wilhelm Hoffmann (1901–1986), Direktor der Württembergischen Landesbibliothek (1946–1969) und gleichzeitig Präsident der Deutschen Schillergesellschaft (1954–1979) gegenüber Eberle:

Wir hatten [...] am 17. Januar 1957 miteinander vereinbart, dass diejenigen Bücher, die in der Landesbibliothek Dubletten ergeben, [...] zunächst dem Cotta-Archiv in Marbach angeboten werden. Was dann noch übrig blieb, sollte frei verwendet werden durch Abgabe an Bibliotheken bzw. an das Antiquariat.⁴⁰

Die Bibliothekszugänge vom Herbst 1961 sind also Teil der Cotta'schen Archivgesamtbibliothek beziehungsweise der Stiftung der *Stuttgarter Zeitung*. Sie gehören damit zum Gründungsbestand des heutigen DLA, kamen jedoch als Nachlieferung zum seit 1954 in Marbach befindlichen Kernbestand und entstammen dem jüngeren Teil der Produktionsbibliothek, der der WLB Stuttgart zugesprochen worden war, sich dort aber als Dubletten erwiesen hatten. Die Abgabe wurde im DLA jedoch nicht in die Cotta-Sammlung von 1954, sondern in den Normalbestand eingearbeitet. Ein Teil wurde später in die Cotta-Bibliothek integriert. Weder über das Zugangsbuch noch bei der Katalogisierungs- und Standortrecherche sind diese übergeordneten Provenienzzusammenhänge also erkennbar – erst die Exemplarspezifika der Bücher selbst zeigen eindeutige Gemeinsamkeiten zur ursprünglichen Provenienz und zum Hergang auf. Der Vorvorbisitzer (und gleichzeitig Produzent), der Cotta-Verlag, ist anhand des Zugangsbuchs gar nicht auszumachen oder auch nur zu vermuten.⁴¹

39 Schenkungsvertrag [...] über das Cotta-Archiv, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 6, 1962, S. 618–619.

40 Schreiben Wilhelm Hoffmanns an Josef Eberle, 30. März 1962, S. 1 (DLA Marbach, Registratur Cotta-Archiv [Stiftung der *Stuttgarter Zeitung*]/Handakte Wilhelm Hoffmann). Eine Kontaktaufnahme mit den Rechtsnachfolger:innen von Wilhelm Hoffmann war trotz intensiver Bemühungen nicht erfolgreich. Die Rechte für diese Passage werden aber gerne nachträglich abgegolten. Betroffene nehmen hierzu bitte Kontakt mit der Autorin auf. Vgl. auch Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 1), S. 223.

41 Die Lieferung enthält allerdings auch Autor:innen beziehungsweise Titel, die nicht von der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung verlegt worden waren und daher auch nicht aus dem Verlagsarchiv stammen. Als Beispiel kann der Titel »Der saturnische Vers als rythmisch erwiesen« von Otto Keller genannt werden, der 1883 in Leipzig bei G. Freytag und in Prag bei F. Tempsky erschienen ist.

Der Fall Raoul Fernand Jellinek-Mercedes (1888–1939)

Schließlich finden sich in einigen Exemplaren Drittprovenienzen. Besondere Aufmerksamkeit erweckt der bei J. G. Cotta erschienene Band *Gedichte* von Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790–1862) in der Ausgabe von 1859.⁴² Das vorliegende Exemplar enthält neben den Cotta'schen Verlagsarchiv- und Marbacher Inventarangaben auch ein Exlibris in Form eines ovalen Spiegels mit der Inschrift »Dem Fernand Jellinek-Mercedes sein Buch. – Kurt Fec«. Die Abbildung zeigt einen sitzenden und unbekleideten Till Eulenspiegel, der mit Armen und Beinen eine übergroße Eule umschlingt und sie anblickt.

Hier liegt der Verdacht nahe, dass es sich um während der NS-Herrschaft entzogenes und zu Unrecht in den Bibliotheksbestand eingegangenes Material handelt. Recherchen in den beiden vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste (DZK) initiierten Datenbanken *Lost Art* und *Proveana* bestätigen diesen Verdacht: Das Exlibris kann einwandfrei dem in Algier geborenen Österreicher Raoul Fernand Jellinek-Mercedes zugeordnet werden.⁴³ Nach dem ›Anschluss‹ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland 1938 hatte der Schriftsteller und Journalist jüdischen Glaubens unter dem Verfolgungsdruck der NS-Behörden im Februar 1939 Suizid begangen. Unter Zwang verkaufte seine Witwe anschließend einen großen Teil seiner kostbaren Privatbibliothek. So gelangten zahlreiche Bände über den Antiquariatshandel sowohl in wissenschaftliche als auch öffentliche Bibliotheken in Österreich und Deutschland.⁴⁴

Jellinek-Mercedes ist ein prominentes Beispiel aus der Provenienzforschung: Auf *Lost Art* finden sich aktuell 48 Objekteinträge, die anhand seines Exlibris eindeutig Jellinek-Mercedes als Besitzer zugeordnet und als NS-Raubgut eingestuft werden konnten. Die Mehrheit dieser Bände wurde bereits restituiert, darunter Exemplare aus Beständen der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek, der Staatsbibliothek zu Berlin, der Universitätsbibliothek Wien und der Stadtbibliothek Essen.⁴⁵

42 Joseph Christian von Zedlitz: *Gedichte*, Stuttgart 1859.

43 Personendatensatz Jellinek-Mercedes, Raoul Fernand, in: Proveana Datenbank Provenienzforschung, Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste, online: <https://www.proveana.de/de/person/jellinek-mercedes-raoul-fernand> (Zugriff 12. August 2023).

44 Art. Raoul Fernand Jellinek-Mercedes, in: Lexikon der österreichischen Provenienzforschung online: <https://www.lexikon-provenienzforschung.org/jellinek-mercedes-raoul-fernand> (Zugriff: 12. August 2023).

45 Personendatensatz Jellinek-Mercedes, Raoul Fernand, in: Lost Art Datenbank, Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste, online: <https://www.lostart.de/>

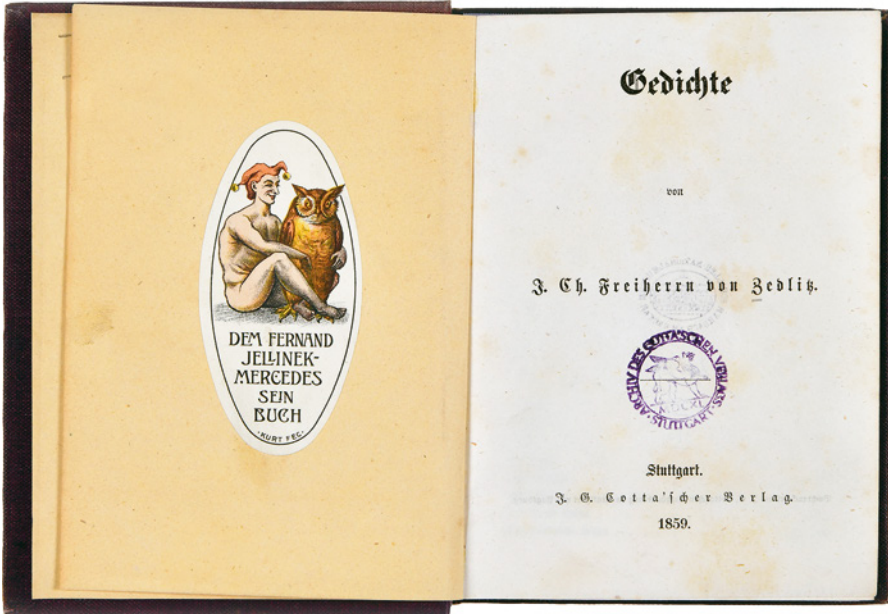


Abb. 4: Exlibris Raoul Fernand Jellinek-Mercedes, Jahr unbekannt, © DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

Die Landesbibliothek Stuttgart, die von großen Kriegsverlusten betroffen war, beschreibt das (allgemein gängige) Erwerbungsverfahren in der Nachkriegszeit wie folgt: »Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Großteil der Bestände der WLB zerstört, danach versuchte man durch antiquarische Käufe, Geschenke oder Tausch die Bücher zu ersetzen.«⁴⁶ Dies kann den Eingang der Bände erklären, die nicht der Provenienz Verlagsarchiv J. G. Cotta zugeordnet werden können. Für das Exemplar aus dem Besitz Jellinek-Mercedes' scheint ein antiquarischer Kauf durch die WLB aufgrund der Zweitprovenienz des Cotta-Verlags höchst unwahrscheinlich. Plausibel scheint eher, dass der Verlag selbst retrospektiv erworben hat: Zwar hatte das Verlagshaus verheerende Kriegsverluste zu verkraften, die Archivbestände blieben jedoch

de/suche?term=Jellinek%20Mercedes&filter[type][o]=Objektdaten&start=40 (Zugriff: 12. August 2023).

46 Roberta Toscano und Fabian Schmitt: Provenienzforschung an der WLB Stuttgart – Restitution an die Bibliothek der Arbeitskammer Wien, online: <https://www.wlb-stuttgart.blog/provenienzforschung-an-der-wlb-stuttgart/> (Zugriff: 12. September 2023).

verschont: Schon früh waren die wertvollsten Bestände ins Salzbergwerk Kochendorf ausgelagert worden; der Rest konnte beim Bombardement Stuttgarts im Oktober 1943 gerettet werden und wurde in einem alten Wehrturm in Überlingen untergebracht.⁴⁷ Dennoch ist denkbar, dass kleinere Verluste oder Lücken, die auf unterschiedliche Weise entstanden sein können, durch antiquarische Käufe, Schenkungen et cetera ersetzt wurden. Eine zweite Erklärung könnte sein, dass das Buchproduktionsarchiv möglicherweise nicht von Beginn an zeitgleich zur Produktion aufgebaut wurde und einzelne Bände mitunter nachgekauft werden mussten.

Nicht mehr nachzuvollziehen war, wann und über welches Antiquariat der Band erworben worden war. Die Dokumentation zu bereits restituierten Bänden verweist auf handschriftliche Einträge in einigen Exemplaren bezüglich Verkäufer:innen und Verkaufsdatum;⁴⁸ im Exemplar des DLA fehlen solche Angaben.

4 Schlussbetrachtung

»Man sieht nur, was man weiß« – die Beispiele zeigen, dass dieses geflügelte Goethe-Wort auch auf die Ermittlung von Provenienzen mittels Zugangsbüchern zutrifft. Für sich gesehen stellen einzelne Einträge nur punktuelle Informationen dar. Untersucht man den Inhalt von Zugangsbüchern in Bezug auf größere Zeitabschnitte, können sie in erster Linie einen Überblick über wichtige Geschäftspartner:innen geben, mit denen die Bibliothek im Zug des regulären Bestandsaufbaus und der täglichen Erwerbungspraxis regelmäßig in Kontakt stand: Zu welchen Firmen und Institutionen bestanden langjährige und wichtige Geschäftsbeziehungen? Wie haben sie sich verändert, welche Partner:innen kamen im Laufe der Jahre hinzu, welche Kontakte endeten – vielleicht auch vor dem Hintergrund, dass die Bibliothek neue inhaltliche Schwerpunkte im Bestandsaufbau setzte? Dies gilt für den Antiquariatshandel ebenso wie für langjährige Tauschpartner (Bibliotheken, Archive, wissenschaftliche Einrichtungen).

Mit Kenntnis essenzieller Geschäftspartner:innen können gleichzeitig sowohl geografische als auch inhaltliche Themenfelder ausgemacht werden, die für die Erwerbung und den Bestandsaufbau in bestimmten Phasen oder Zeiträumen (oder auch unter der Ägide der aktuellen Leitung) relevant waren, sei

47 Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 1), S. 217–218.

48 Vgl. Art. Jellinek-Mercedes online (Anm. 44).

es beispielsweise in Bezug auf die Rahmenbedingungen während des Nationalsozialismus, aber auch im Vorfeld von größeren Ausstellungsplanungen.

Systematische Kenntnisse wichtiger Lieferanten können vor allem bei Bewegungsermittlungen von NS-Raubgut und DDR-Kulturgutentziehungen von Nutzen sein: Sie können einen Beitrag leisten, das Beziehungsgeflecht zwischen Antiquar:innen, Kund:innen und Abnehmer:innen zu erhellen oder zu verfeinern.

Außerdem ermöglichen Zugangsbücher das Aufspüren großer Lieferungen, die aus unterschiedlichen Gründen für die Provenienzforschung von Interesse sein oder wenigstens Fragen aufwerfen können – sei es aufgrund ihrer inhaltlichen Zusammensetzung, der Lieferanten oder anderer Konstellationen.

Erfolgt die umgekehrte Herangehensweise, indem man auf anderem Weg, in der Regel durch Arbeiten am Bestand, auf interessante oder auch fragwürdige Provenienzen oder gar NS-Raubgutverdacht stößt, können Zugangsbücher folgende Fragen beantworten: Handelt es sich um die Erwerbung eines Einzelexemplars? Gehört der Band zu einem Konvolut oder einer größeren Erwerbung? Kann das Wareneingangsdatum ermittelt werden? Wer war der Lieferant? Ist er bekannt, und in welchem Kontext erwirbt die Bibliothek dort? Handelt es sich um einen Kauf, eine Stiftung, eine Tauscherwerbung? Geben die Titeleinträge im Zugangsbuch Hinweise darauf, inwieweit es ähnliche Erwerbungen gegeben haben könnte, sei es vom selben Lieferanten oder bezüglich des Inhalts?

Demgegenüber geben Zugangsbücher keinen Aufschluss über folgende Aspekte und Fragen:

- a. Exemplarspezifika wie Besitzeinträge, Exlibris, Stempel oder Nummern, die Hinweise auf einen oder mehrere vorbesitzende Personen oder Institutionen enthalten können, sind, zumindest für die Bibliothek des DLA, nicht erwähnt. Auch sind in der Regel keine Hinweise auf Widmungen beziehungsweise Widmungsexemplare zu finden, die einen Eindruck von weiter zurückliegenden Provenienzen und dem Umfeld des oder der Vorbesitzenden vermitteln. Nicht zu vergessen: getilgte oder unkenntlich gemachte Provenienzspuren – auch darauf dürfte es keine Hinweise geben.
- b. War der Lieferant auch der oder die Besitzer:in? Ersichtlich ist nur die unmittelbare Provenienz, man erfährt also nicht, ob das Buch mehrere Besitzverhältnisse oder Stationen durchlaufen hat.
- c. Wie setzt sich eine Lieferung, die aus mehreren Bänden besteht, hinsichtlich ihrer Provenienz zusammen? Zwar ist der Lieferant die sichtbare Gemeinsamkeit, dies sagt jedoch nichts darüber aus, ob

die Bücher einem gemeinsamen Bestand oder Lager entstammen, ob sie durch individuelle antiquarische Käufe, Verkäufe oder Stiftungen zustande kamen oder über verschiedene dritte Institutionen, die an die vorbesitzende Einrichtung verkauft, gestiftet oder im Tausch geliefert haben.

- d. Ebenso erfährt man keine (gegebenenfalls bedeutsamen) Hintergründe des Erwerbungsvorgangs: Stehen hinter der Erwerbung möglicherweise Vereinbarungen oder Absprachen auf Leitungsebene? Verbergen sich, wie im Fall des Cotta-Verlagsarchivs, hinter umfangreichen Schenkungen womöglich mäzenatische Aktivitäten? Stehen hinter größeren Erwerbungen möglicherweise sogar kulturpolitische Interessen, sowohl für die Gebenden als auch oder für die Empfangenden?
- e. Zugangsbücher geben keine Informationen über die Provenienzhgeschichte von Sammlungen und Nachlässen. Für das DLA gilt, dass die Erwerbung vor allem von Nachlässen zentral erfolgt, meistens seitens der Archiv- beziehungsweise Handschriftenabteilung. Die unterschiedlichen Materialien werden auf die jeweiligen sammelnden Abteilungen verteilt. Zugangsbücher können deshalb allenfalls Einträge zu Abgaben seitens der erwerbenden Abteilung an die Bibliothek enthalten; um den Gesamtzusammenhang und Hintergründe zu erfahren, müssen Bestandsakten, Abgabeprotokolle und Sammlungsbeschreibungen genutzt werden.

Anhand der bearbeiteten Quellen und Beispiele ist der Eindruck entstanden, dass Zugangsbücher als Ausgangspunkt für die bibliothekarische Provenienzforschung dann effektiv eingesetzt werden können, wenn

- f. man einen Eindruck der Erwerbungspraxis und der damit verbundenen wichtigsten Lieferanten und Kooperationspartner:innen als Direktprovenienzen in großen Linien ermitteln möchte,
- g. größere Lieferungen identifiziert werden sollen, die dann anhand konkreter Hinweise oder Fragestellungen in Autopsie, also durch Einsicht der einzelnen Bände, vollständig auf Provenienzspuren geprüft werden sollen,
- h. ein konkreter Verdacht auf zu Unrecht erworbene Materialien vorliegt und die unmittelbaren Erwerbungsdaten (Lieferant, Erwerbungsdatum und Akzessionsart) ermittelt werden sollen. Diese Informationen können wiederum auf weitere Erwerbungen und Erwerbungskontexte verweisen (zum Beispiel über den gemeinsamen Lieferanten oder einen

ähnlichen Inhalt), die möglicherweise zu prüfen wären, bisher aber nicht im Fokus standen.

Es ist allerdings auch deutlich geworden, dass Zugangsbücher die Herkunfts- und Objektgeschichte nie allein aufklären können – sie können erste, jedoch oft nicht ausreichende Informationen zum zeitlich jüngsten Vorgang geben. Es ist also immer notwendig, nach Einsicht von Zugangsbüchern zusätzliche und unterschiedlichste Quellen und Hilfsmittel hinzuzuziehen.

Zum Schluss bleibt noch anzumerken, dass auch Zugangsbücher den generellen Eindruck bestätigen, dass bis vor wenigen Jahrzehnten kein Bewusstsein vorhanden war, welche Bedeutung Provenienzspuren und -angaben haben können, welche Chancen sie bergen, um Herkunft, Geschichte und Bewegungen einzelner Bücher, aber auch größerer Bestände zu erkennen und rekonstruieren zu können, und wie eng sie mit dem Schicksal ihrer Besitzer:innen und deren Umfeld verknüpft waren.

AUKTIONS- UND ANTIQUARIATSKATALOGE

1 Einleitung

Bei der Bergung, Identifizierung und Kommunikation von Herkunftsnachweisen in Handschriften und gedruckten Büchern nehmen Antiquari:nnen eine Schlüsselposition ein, richtet sich mit ihnen doch gewöhnlich der erste Expertenblick auf Sammlungsbestände unbekannter oder verdeckter Provenienz. Die Bekanntmachung von Besitzspuren in den Angebotskatalogen des antiquarischen Handels ist häufig ausschlaggebend für die Aufmerksamkeit öffentlicher Sammelinstitutionen.

Zugleich drücken sich in der Dokumentation von Provenienzmerkmalen insofern nicht unproblematische Eigenschaften von Buchexemplaren aus, als sie das Objekt mit dem Aspekt von Besitz und Eigentum verbinden. Diese Ambivalenz von Verkaufskatalogen als Medien gilt es aus der Perspektive der institutionellen Provenienzforschung im Blick zu haben und deren Aussagewert als Quelle jeweils kritisch zu überprüfen. Der Beitrag befasst sich mit den Praktiken der Provenienzverzeichnung des antiquarischen Handels und diskutiert deren Bedeutung für die Sammlungsforschung.¹

2 Antiquarische Verkaufskataloge

In Verkaufskatalogen bietet der kommerzielle Handel, das heißt Auktionshäuser sowie Lagerantiquariate, zur Veräußerung auf einem Markt verfügbare Ware an.² Die Ursprünge solcher seit dem sechzehnten Jahrhundert gedruckten Kataloge gehen auf pragmatische, von Hand geschriebene Verkaufslisten zurück, die etwa mit der Erwerbungs-korrespondenz von Herzog August dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel (1579–1666) und seinen Bücheragenten überliefert sind.³ Gedruckte Verkaufslisten entstanden mit

1 Vgl. dazu auch Jörn Münkner: So weit der Faden reicht. Mit Katalogen die Provenienz von Büchern ermitteln, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46/1, 2021, S. 186–199.

2 Private Sammler:innen bevorzugen für solche Angebote überwiegend einzeln weitergegebene Listen oder auch nur mündliche Informationen.

3 Teile der Erwerbungs-korrespondenz sind in der Herzog August Bibliothek (HAB)

den frühen, gerichtlich organisierten und zunächst eher zufällig stattfindenden Versteigerungen von Büchern. Im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts entwickelten sich Buchauktionen zu regelmäßigen Veranstaltungen. An ihnen beteiligt waren gewerbsmäßige Buchhändler und verwandte Berufsgruppen.⁴ Häufig handelte es sich dabei um geschlossen erhaltene Bibliotheken von Gelehrten und Professoren, die noch zu deren Lebzeiten oder als Nachlässe von den Erb:innen veräußert werden sollten.⁵ Aus den einfachen Angebotslisten hatten sich bald gedruckte Kataloge in Buchform entwickelt.⁶ Das älteste überlieferte Exemplar stammt aus dem Jahr 1599.⁷ Als markantes Buchmerkmal erhielten die Verkaufskataloge ein Titelblatt mit Impressum, das ihnen häufig von den Druckereien beigegeben wurde. Dieses Detail ist insofern von Bedeutung, als die Firmenschriften damit generell auch als ›Bibliotheksware‹ Interesse fanden und finden und nicht nur temporär marktintern für Verkaufszwecke kursierten.

Die weitere Entwicklung des Auktionswesens hatte Einfluss auf die Standards und das Niveau der Verzeichnung in den Katalogen. Im späten achtzehnten Jahrhundert begannen sich Auktionshäuser als feste Handelseinrichtungen zu etablieren, was zugleich die Professionalisierung des Berufsbilds des Auktionators und Antiquars antrieb.⁸ Weitere Impulse setzte die Herausbildung von Spezialdisziplinen wie den Buch- und Kunstwissenschaften. Sie brachten neben Anderem einschlägige Bibliographien, Nachschlage- und Grundlagenwerke hervor, die die Anlage der Katalogbeschreibungen nach

überliefert, darunter beispielhaft eine Angebotsliste von Philipp Hainhofer (1578–1647): »Catalogus der Jenigen bucher, so auß zweyen erbschafften [...] erkaufft worden«, Juni 1640 (HAB, BA II, 12.1). Vgl. dazu Petra Feuerstein-Herz: Konfigurationen einer Bibliothek. Herkunft und Migration von Büchern im Kontext historischer Sammlungsforschung, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46/1, 2021, S. 170–185, hier S. 174–175.

4 Vgl. Hans Dieter Gebauer: Bücherauktionen in Deutschland im 17. Jahrhundert, Bonn 1981, S. 18.

5 Vgl. ebd., S. 35.

6 Vgl. Karl-Heinz Knapfer: Eine kleine Geschichte des Auktionskataloges und der Auktion, in: Kunsthaus Lempertz. Eine Kulturgeschichte, hg. von Werner Schäffe, Köln 2015, S. 130–139, hier S. 132.

7 Versteigerung der Bibliothek des niederländischen Schriftstellers und Politikers Philips van Marnix van Sint Adelgonde (1540–1598) durch Lowijs Elzevier (1540–1617) am 6.7.1599, *Catalogus librorum bibliothecae Philippi Marnixii Sancto-Aldegondii*, Leiden 1599 (STCN 314891277). Ältere Kataloge sind bislang nur bibliographisch, nicht in erhaltenen Exemplaren bekannt. Vgl. Knapfer: *Kleine Geschichte des Auktionskataloges* (Anm. 6), S. 133.

8 Vgl. ebd., S. 135.

wissenschaftlichen Standards beförderten. Nicht nur die bis dahin teils äußerst knappen bibliographischen Angaben wurden erweitert. Zu festen Bestandteilen der Katalogtexte avancierten damit allmählich auch Forschungsergebnisse zu den Autor:innen der angebotenen Werke, zu ihrer Genese und Rezeption und Angaben über materiale Besonderheiten von Exemplaren.

Im Lauf des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte sich im antiquarischen Handel allmählich die Praxis, das Verkaufsangebot nicht nur pragmatisch anzuzeigen, sondern die Kataloge werbewirksam auch aufwendig und kunstvoll zu gestalten. Bibliotheken, Museen, Wissenschaft und die bibliophile Community schätzen diese Bücher schon seit Jahrzehnten nicht nur als Verkaufskataloge, wichtige bibliographische Nachschlagewerke und Fachliteratur über das alte Buch, sondern auch als ästhetisch ansprechende Bände sowie als Sammelgegenstand selbst.

3 Provenienz und Handel

Der antiquarische Handel hat generell ein ambivalentes Verhältnis zur Besitzgeschichte der angebotenen Objekte. Man erkennt darin einen Wert, der Echtheit und Authentizität von Exemplaren konsolidiert und sie zugleich aus der Menge der Angebote herausheben kann, indem man ihre individuelle Geschichte erzählt. Ohne Frage birgt diese ›Narrativisierung‹ von Objekten besondere Chancen, den Verkauf zu befördern, macht sie doch nach Andreas Reckwitz kulturelle Güter zu »*Affektgüter*[n], die von ihren emotionalen Effekten und Identifikationsmöglichkeiten leben.«⁹

Gleichzeitig kann Vorbesitz aber auch rechtliche Fragen heraufbeschwören, was in den letzten Jahrzehnten besonders im Zusammenhang mit der NS-Raubgut-Thematik deutlich geworden ist. Aus wissenschaftlicher Sicht ist es notwendig und unbedingt zu begrüßen, wenn in den Katalogen auf Exemplarmerkmale hingewiesen wird, je ausführlicher, desto besser. Auch wenn dies möglicherweise den Erwerb eines angebotenen Stückes für eine Sammelinstitution fraglich werden lässt oder sogar dazu führen kann, dass bereits dort befindliche Objekte restituiert werden müssen. Umgekehrt soll dieser Kontext von Provenienz und Besitz mit Blick auf den Antiquariatshandel jedoch nicht den Vorwurf implizieren, man sei hier versucht, eine rechtmäßige oder auch ethisch verantwortliche Zuordnung zu verschleiern. Die Problematik von Herkunftsnachweisen in Verkaufskatalogen betrifft eher eine Art von Ver-

9 Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, 5. Aufl., Berlin 2018, S. 113.

unsicherheit, was es bedeuten könnte, Bücher überhaupt als Verkaufsobjekte aufzunehmen und darüber zu kommunizieren, wenn sie Spuren von nicht eindeutig zuordenbarem Vorbesitz enthalten. Es kann sich als durchaus heikel erweisen, wenn unrechtmäßiger Besitz nicht erkannt beziehungsweise korrekt behandelt wird. Es wäre sowohl juristisch belangbar als auch für die Reputation von Händler:innen bedenklich, wenn sie historisch oder buchgeschichtlich relevante Materialmerkmale nicht einzuordnen vermögen.

Nicht unerwähnt bleiben kann dabei, dass bereits die Beurteilung des Provenienzwertes materialer Spuren an Büchern häufig ein sehr komplexes Vorgehen und damit großen zeitlichen Aufwand erforderlich macht, was für den antiquarischen Handel nachvollziehbar problematisch ist. Nicht immer stehen eindeutige Namenszüge oder gedruckte Exlibris zur Verfügung. So können handschriftliche Einträge ohne direkte Bezeichnung einer Person, wie Motti, Wahlsprüche, Textzitate, geographische Hinweise, Charakteristika von Bearbeitungsspuren oder Annotationsformen, typische Einbanddetails und Ähnliches versteckte Hinweise auf Vorbesitz geben. Auch wenn es um die Bewertung der Relevanz von Besitz- und Nutzungsspuren jenseits von literarischer oder allgemein kultur- und wissenschaftsgeschichtlicher Prominenz geht, ist die Sichtung von Buchbeständen mit zusätzlichem Aufwand verbunden. Denn selbst namenloser Buchbesitz kann in Hinblick auf sozial-, mentalitäts- und buchgeschichtliche Fragestellungen interessant sein.

4 Provenienzverzeichnung in Verkaufskatalogen

Historische Antiquariats- und Auktionskataloge belegen, dass im Handel ein breites Bewusstsein für Provenienz in einem buch- und sammlungsgeschichtlichen Verständnis und zugleich in Hinblick auf die ökonomische Bewertung erst im zwanzigsten Jahrhundert aufgekommen ist. Bis dahin fand im Grunde nur sehr prominenter Vorbesitz Erwähnung, was überdies völlig der Interpretation des Handels überlassen war. Wie wenig die Geschichte des einzelnen Objekts im antiquarischen Buchverkauf interessierte, zeigt sich auch daran, dass entsprechende Angaben in den Katalogen fehlten, obwohl obrigkeitlich erlassene Auktionsordnungen bereits im siebzehnten Jahrhundert die Verkäufer aufforderten, die Ware so exakt wie möglich zu beschreiben.¹⁰ Tatsächlich zielte die obrigkeitliche Regulierung dabei vor allem auf Informationen über Defekte oder Unvollständigkeit und weniger auf spezifische,

¹⁰ Vgl. Gebauer: *Bücherauktionen* (Anm. 4), S. 34–39, hier S. 38.

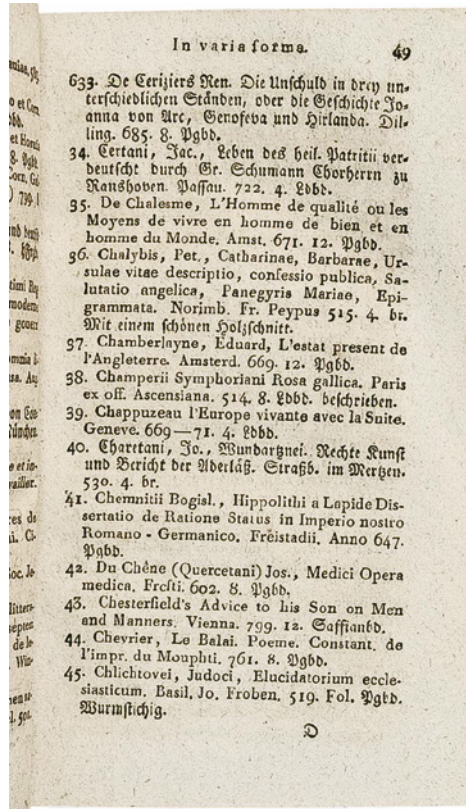


Abb. 1: Zur Verzeichnung von Werken und Buchexemplaren in älteren Auktionskatalogen: *Bibliotheca Joschiana*. [...] *welche Montags den 2. Jan. 1826 [...] versteigert werden soll*, Leipzig 1826, S. 49, HAB: Bc 4046, © Herzog August Bibliothek.

hervorstechende materiale Merkmale eines Exemplars.¹¹ Ein Beispiel aus dem Jahr 1826 belegt, dass noch in dieser Zeit sehr pragmatische Verkaufslisten üblich waren. Die in Leipzig verauktionierte Kommissionsammlung zeigt, dass die Verkaufskataloge noch im neunzehnten Jahrhundert lediglich mit äußerst schlichten Angaben über Verfasser:in, Kurztitel, Erscheinungsjahr und Format informierten. Zu den Einbänden gibt es nur sehr pauschale

¹¹ Allerdings muss dabei berücksichtigt werden, dass ältere Besitz- und Nutzungsspuren nur für Exemplare aus der frühen Zeit des Buchdrucks, die von den Sammler:innen selbst antiquarisch erworben sein mussten, erwartet werden können.

Hinweise (zum Beispiel »br.« für Broschur; »Pgbd.« für Pergamentband). Obwohl es sich um ein Sammlungssegment mit Drucken des sechzehnten Jahrhunderts handelt, erfolgen so gut wie keine Hinweise zu Erhaltungszustand und Vorbesitz.¹²

Auch wenn man sogar bis in das zwanzigste Jahrhundert immer wieder »saubere« Exemplare für besser verkäuflich oder für wertsteigernd hielt,¹³ ist im antiquarischen Handel seit Jahrzehnten eine sehr viel stärkere Wahrnehmung und positive Beachtung von Provenienzmerkmalen bei Büchern zu bemerken. Das geht nicht zuletzt mit der veränderten Bewertung von Materialität und Provenienz seitens der sammelnden Institutionen einher, in Folge derer sich einzelne Exemplare gerade wegen solcher Evidenzen besser oder überhaupt erst verkaufen lassen. Initiativen wissenschaftlicher Bibliotheken und des Handels sowie von jeweils assoziierten Verbänden bemühen sich zudem um einheitliche Regelungen.¹⁴

Bedauerlich für die Provenienzforschung ist allerdings nach wie vor die bislang fehlende Verbindlichkeit, stets auf Besitz- oder auch Nutzungsspuren in den Verkaufsangeboten hinzuweisen. Notwendig wäre ein grundlegendes Bewusstsein dafür, dass sich die Vergangenheit eines Objekts auch in indirekten, nicht unmittelbar erkennbaren Spuren konservieren kann. Selbst nicht mit einer konkreten Person verbundene Evidenzen, etwa handschriftliche Anstreichungen, Signaturschilder oder Nummernfolgen, welchen man als Außenstehender kaum Bedeutung beimisst, können versierten Kenner:innen durchaus wichtige Hinweise auf Vorbesitz und sammlungsgeschichtliche Zusammenhänge aufzeigen.

- 12 Nur bei wenigen Stücken werden knappe Hinweise wie: »Mit einem schönen Holzschnitt« oder »Wurmstichig« gegeben; Bibliotheca Joschiana. [...] welche Montags den 2. Jan. 1826 [...] versteigert werden soll, Leipzig 1826, S. 49, Lose 36 und 45.
- 13 Eine entsprechende Einstellung lässt sich auch auf der sammelnden Seite finden, was zum Beispiel der Umgang mit unterschiedlichen Exemplaren einer Ausgabe aus der Wolfenbütteler Bibliothek belegt, die man trotz ihrer Exlibris der herzoglichen Familie in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zum Verkauf gegeben hat. Vgl. dazu Feuerstein-Herz: Konfigurationen einer Bibliothek (Anm. 3), S. 182–183.
- 14 Dazu beispielhaft die Veröffentlichung der DBV-AG Handschriften und Alte Drucke: Leitfaden für den Geschäftsverkehr zwischen Wissenschaftlichen Bibliotheken und dem Antiquariatsbuchhandel, 2017, online: <https://www.bibliotheksverband.de/publikationen#ProvenienzforschungundAltbestaende> (Zugriff: 15. Juni 2023).

Provenienzbeschreibungen im Text

Werden Verkaufskataloge zu Provenienznachweisen befragt, gilt es zunächst zu prüfen, ob sich das Angebot auf eine geschlossene Sammlung bezieht. Mit dem Katalog werden solche Bestände zugleich bibliographisch erfasst und damit bleibend als Sammlung nachgewiesen, bevor sie durch den Verkauf oft komplett zerstreut werden. Je nach Umfang der Konvolute wählt der Handel entweder das Format eines separaten Angebotskataloges, meist unter dem Namen des oder der letzten Vorbesitzer:in.¹⁵ Wenn es sich um eher kleinere geschlossene Konvolute handelt, können diese auch innerhalb eines Katalogs in den sonstigen Sortimentbeständen als separates Segment von Losnummern einbezogen sein. In diesen Fällen ist die Grundprovenienz also einheitlich und wird nicht bei den Einzeltiteln erwähnt. Für weitergehende Provenienzrecherchen müssen dann hier wie generell bei den üblichen Angeboten auch von Lagerantiquariaten, die aus einem Streubestand von Bänden unterschiedlicher Herkunft stammen, jeweils die einzelnen Losbeschreibungen nach Angaben zum Vorbesitz durchsucht werden. Auch namentlich identifizierte Vorbesitzer:innen werden bislang leider kaum in den Registern der Verkaufskataloge erfasst. Erwähnt werden soll auch, dass die einliefernden Personen als jeweils letzte Vorbesitzende aus rechtlichen Gründen seitens der Auktionshäuser generell in anonymer Form geführt werden. Zu diesem Zweck wird im Verkaufskatalog ein Verzeichnis abgedruckt, das alle Losnummern individuell vergebenen Einlieferernummern zuordnet. Eine namentliche Nennung im Katalogtext muss ausdrücklich vereinbart sein.

Die konventionellen Verkaufskataloge führen Provenienzmerkmale gewöhnlich in den kurzen textlichen Beschreibungen auf, die den bibliographischen Angaben folgen. Personennamen werden meist mit einer kurzen einleitenden Formel wie »aus dem Besitz von [...]« aufgeführt.¹⁶ Aus Sicht

15 Beliebige Beispiele sind: Marcus and Elizabeth Crahan Collection of Books on Food, Drinks and Related Subjects, Sothebys 1984, Auction Oct. 9–10; Jagdbibliothek Prof. Dr. h.c. Kurt Lindner, »Bibliotheca Tiliana«, Zisska & Kistner, Auktion 6.–7. Mai 2003; Catalogue 76 Rare Medical Books from the Library of Philippe Ricord (1800–1889), Antiquariat Jeremy Norman, Novato, USA 2023, online: <https://www.historyofscience.com/pdf/76.pdf> (Zugriff: 15. Juni 2023).

16 Zum Beispiel »Besitzvermerk in Tinte auf dem Vorsatz:« Christian Gotlob Thuchseß de & a Wetzhausen [sic] < (1712–1786)« in: Wertvolle Bücher, Handschriften, Reiss & Sohn, Auktion 200, 27.–28. Oktober 2020, Los 1506 (Hübner: Kurtze Fragen, Leipzig 1716, online: <https://www.reiss-sohn.de/de/lose/9454-A200-1506/>, Zugriff: 15. Juni 2023); »Provenance: Owner's inscription of W. Kunick and a citation from Renourd's bibliography on front fly-leaf«, in: Rare Book List XIII,

des Handels besonders prominente Provenienz wird in den Katalogen häufig in typographisch gestalteten Überschriften hervorgehoben.

Auch wenn dazu keine statistischen Erhebungen vorliegen, lässt sich mit gutem Grund vermuten, dass die Angaben zu Provenienzmerkmalen dann häufiger in den Katalogen genannt werden, wenn man den Buchbesitz mit gestochenen oder gedruckten Exlibris oder bekannten Wappensupralibros eindeutig zuordnen kann. Bei handschriftlichen Namenseinträgen auf dem Titelblatt oder in den Buchinnendeckeln besteht häufig das Problem der klaren Zuordnung von Handschriften. Mittlerweile ist die Tendenz zu beobachten, auf Spuren von Herkunft auch dann pauschal hinzuweisen, wenn Unklarheiten in der Zuordnung bestehen. Wie für die Provenienzerfassung generell wären auch hier einheitliche Konventionen wünschenswert.

Bildliche Darstellungen und digitale Verkaufskataloge

Mit den technischen Innovationen des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts wurde es einfacher und damit üblicher, Objektdetails in antiquarischen Katalogen abzubilden.¹⁷ Dafür wählte man lange Zeit vor allem Titelblätter, Buchillustrationen und Einbände aus. Vereinzelt sind in älteren Verkaufskatalogen dann auch Photographien, die sich explizit auf Provenienzmerkmale beziehen, zu finden. So beispielsweise ein handschriftlicher Eintrag Heinrich Heines (1797–1856) aus dem Jahr 1818 an seine Cousine Amalie Friedländer (geb. Heine, 1800–1838) in einem bei Göschen gedruckten Drama von Adolph Müllner (1764–1892), der in einem Sammlungskatalog des bekannten Frankfurter Antiquariats Joseph Baer aus dem Jahr 1909 abgedruckt war.¹⁸

Abbildungen sind insofern von besonderer Relevanz für die Thematik der Provenienz, als sie sich auf eine spezielle Eigenheit der Evidenzen der Objektherkunft einlassen. Damit ist gemeint, dass diese im Unterschied zu

Antiquariat Erasmushaus, 2023, Nr. 4 (Ausonius: Opera, Venedig 1517, online: <https://static1.squarespace.com/static/57beabc2d482e9578928f635/t/6425a4b376250fod30b5a289/1680188606776/RBL13>. (Zugriff: 15. Juni 2023).

17 Vgl. Rudolf Paulus Gorbach: Über die typographische Gestaltung von Antiquariatskatalogen (Dritter Teil), in: Aus dem Antiquariat 34/3, 2000, A194–196.

18 Antiquariat Joseph Baer: Katalog der Bibliothek Dr. Otto Deneke in Göttingen, Frankfurt am Main 1909, Los 1109, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/baer1909_10_19 (Zugriff: 30. Juni 2023). Zur Geschichte des Antiquariats Baer vgl. Ernst Fischer: Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch, Elbingen 2011, S. 29–30.

- 1105 **Gedichte** von Friedrich Hebbel. **Gesamt-Ausgabe** stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857. (X u. 474 SS., 1 Bl. Druckfehler.) 8°. Lwdbd. Unbeschnitten.
Einige Bl. stockflechig.
- 1106 **Die Nibelungen.** Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen von Friedrich Hebbel. **Erster Band.** Der gehörnte Siegfried. Siegfrieds Tod (4 Bl. u. 210 S.) **Zweiter Band.** Kriemhilds Rache. (2 Bl. u. 218 SS.) Hamburg. Hoffmann und Campe. 1862. 8°. In einem Halbleinwandbd. Unbeschnitten.
- 1107 **Demetrius.** Eine Tragödie von Friedrich Hebbel. (Nachgelassenes Werk.) Hamburg. Hoffmann und Campe. 1864. (241 SS.) 16°. Lwd. Unbeschnitten, mit Original-Umschlägen.

HEBEL, JOHANN PETER.

- 1108 **J. P. Hebel's allemannische Gedichte** für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw. Richter. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1853. (VIII, 1 Bl. u. 222 SS.) 8°. Ill. Orig.-Lwdbd. mit Goldornamenten und Goldschnitt.

Goed. VII. 539, R. — Die zweite Ausgabe der mit 95 Holzschnitten von Ludwig Richter gezierten, hochdeutschen Übertragung. — Hoff. Richter 1592—1686.

HEINE, HEINRICH.

- 1109 **Die Schuld.** Trauerspiel in vier Akten von Adolph Müllner. Zweite Auflage. Leipzig bei Georg Joachim Göschen 1817. (X u. 250 SS.) Mit 1 Kupfer von B. Gottschick nach H. Ramberg. 8°. Roter Maroquinbd. d. Zt. mit Goldschn., die illustr. Orig.-Umschläge auf die Innenseiten der Buchdeckel aufgeklebt.

Auf dem Vorsatzblatt die **eigenhändige Widmung Heines an seine Cousine Amalie Heine:**

*Ich widm'ge Ihnen mein Glück
zum neuen Jahre. Amalie
Heine, 31 Jan. 1818. Heine*

Diese Dedikation Heines an seine unglückliche erste Liebe, die ihn zu seinen besten Liedern begeistert hat, ist eine der kostbarsten Heine-Reliquien. Am 30. Dezember 1821 schrieb er darüber an Müllner: *Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Hochwohlgeboren Schuld schuld daran. Sie war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, dass ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte.*

Die Authentizität des Exemplares wird von G. Karpeles in einem beiliegenden Briefe bestätigt.

AUKTIONSKATALOG VON JOSEPH BAER & CO., FRANKFURT A. M.

Abb. 2: Handschriftlicher Eintrag Heinrich Heines in einem Buchexemplar von 1817, abgebildet im Antiquariatskatalog Baer 1909.



the first book printed in England) should at least be mentioned (The British Museum, *Enlightenment*, 2003, p. 41). The King's Library was shelved in Buckingham House, the vignettes to Barnard's introduction depict the famous Octagon Library and one of its four adjacent bookrooms.

In 1823 the collector's son and follower George IV donated the some 65,000 books and 30,000 pamphlets to the British Museum. The present author catalogue was compiled after Barnard's classified manuscript catalogue. The donation included the King's no less ambitious collection of printed and manuscript atlases, maps and views from all over the world, totalling about 50,000 items (cf. *op. cit.*, p. 158 ff.). The separately published catalogue is arranged alphabetically by place, followed by a comprehensive key to the actual systematic order in 124 portfolios. Today *King's Library Tower* is the core of the British Library.

A large, uncut set on thick Whatman paper in its first, but very worn bindings: Most hinges broken, five covers detached (with a tear at gutter of first half-title). Spine material preserved almost complete, but one half only *in situ*, the rest in loose strips. Mild browning and foxing to first and last leaves, stronger to the portraits; else crisp.



Abb. 3: Spuren von Provenienz und Nutzung in der dreidimensionalen Ansicht der Buchbände eines mehrbändigen Werkes, Antiquariat Müller & Draheim: *Bibliognosts &c. Catalogue 23*, Ausschnitt Beschreibung Lot 3: (Barnard Frederick Augusta), *Bibliothecae Regiae Catalogus*, 5 vol., London 1820–29.

anderen Buchmerkmalen nicht allein reflexiv erfahrbar sind, sondern auch eine primäre, sinnliche Affektation ausstrahlen. Gerade die historische Aura und Herkunft – und damit ein spezifisches Empfinden des Werts eines Objekts – können sich in der unmittelbaren oder zumindest photographisch vermittelten Ansicht eines Exemplars mit Provenienz- und Gebrauchsspuren so tief entfalten, wie eine textliche Beschreibung es nicht leisten kann. Die Vergangenheit eines Objekts kann sich in sichtbaren, aber auch in indirekten Spuren konservieren. Beide wird jeder Betrachtende mehr und anders aufnehmen und kontextualisieren je nach Hintergrundwissen, Spezialisierung oder auch nur persönlichem Interesse und Erfahrungsfundus. Mit besonderen Eigentümlichkeiten von Sammlungen vertraute Betrachter:innen erkennen Zusammenhänge, die dem ungeschulten Auge verschlossen bleiben. Absichtsvoll, aber auch nicht immer explizit gewollt, können Objektbiographie und Sammlungszusammenhänge erkennbar werden. Neben Herkunftsevidenzen wie handschriftlichen Einträgen und Exlibris dienen dann vor allem die Aufnahmen des Objekts, die keine plane Seitenansicht, sondern einen räumlichen Eindruck vom Gesamtobjekt vermitteln. Rückenbeschriftungen,

aufgeklebte Signaturschilder und Einbandschmuck, die Spezifität von Abnutzungen, Beschädigungen und ähnliche Spuren von Nutzung stellen im Objekt konservierte Spuren von Ereignissen, Aufbewahrungsorten und -umständen, Sammlungszugehörigkeiten dar beziehungsweise legen sie für die kundigen Betrachter:innen frei.

Damit rückt die Materialität des Mediums ›Verkaufskatalog‹ selbst in den Fokus und ebenso die technologischen Rahmenbedingungen seines Publizierens, was sich vor allem auf die Kataloge der letzten Jahrzehnte bezieht: So ist auffällig, wie sich mit dem digitalen Herstellen, Publizieren und Distribuieren von Auktions- und Antiquariatskatalogen die Signifikanz von Provenienz und ihren Evidenzen verändert, was offensichtlich mit einer neuen Bewertung der materialen Eigenschaften von Büchern in den Kulturwissenschaften allgemein korreliert. Das zeigt sich nicht nur im sich zugunsten der Bilder verändernden Text-Bildverhältnis im Katalog, sondern auch in der Ästhetik und Motivik des alten Buches als Präsentationsobjekt.

Eine neue Dimension für antiquarische Verkaufskataloge hat sich schließlich mit der Möglichkeit des hybriden Publizierens in parallel verfügbaren gedruckten und digitalen Ausgaben ergeben. Sie öffnen die angebotenen Bücher in einem erheblich erweiterten Bildangebot, während die gedruckten Kataloge die Bände dann bisweilen nur noch textlich beschreiben beziehungsweise wie herkömmlich mit einer Abbildung darstellen.¹⁹

5 Potentiale und Chancen

Der antiquarische Handel ist von zentraler Bedeutung im Bemühen um eine systematische Provenienzforschung seitens der Bibliotheken, Archive und Museen. Seine Potentiale liegen in der Sichtung und Erfassung des reichen Provenienzmateri als, das sich im antiquarischen Buchkreislauf befindet, und dabei auch in der gezielten Vermittlung von bestimmten Provenienzbänden

19 Vgl. beispielsweise *Geographie, Reisen [...]*, Auktionshaus Reiss & Sohn, Katalog 198, 2020, Los 1183: In der gedruckten Ausgabe gibt es nur die pauschale Angabe, dass ein Stempel und handschriftliche Einträge enthalten sind, digital werden dazu sechs Abbildungen gezeigt. Eine andere Variante praktiziert das Auktionshaus Ketterer (Hamburg) seit einigen Jahren, indem parallel zum gedruckten, wenig bebilderten Gesamtkatalog zur Auktion ein zweiter Katalog für eine besonders beworbene ›Abendauktionen‹ erscheint, um hier einzelne Objekte mit mehr und besonderem Bildmaterial auffällig als attraktive Vorzugsobjekte zu inszenieren. Vgl. Wertvolle Bücher, Auktionshaus Ketterer, Katalog 499, 2020.

an öffentliche Sammlungen. Augenfällig ist der enorme Wert der antiquarischen Provenienzerschließung in den Katalogen, in welchen der Handel Sammlungen, die komplett zum Verkauf stehen, erfasst und damit bleibend – wenn auch nur virtuell – nachweist. Verkaufskataloge stellen in diesen Fällen bibliographische Nachweismittel dar, die ohne Frage in Bibliotheken und Archiven aufbewahrt und systematisch gesammelt werden sollten.

Voraussetzung für weitere Entwicklungen ist eine besser vernetzte Zusammenarbeit von Handel und öffentlichen Institutionen. Gute Kontakte zwischen Handel und Sammlungsinstitutionen bestehen dafür schon seit vielen Jahrzehnten. Die digitalen Möglichkeiten unserer Zeit bieten vielfältige neue Ansatzpunkte. Wichtige Orientierungshilfe können einschlägige Erschließungsprojekte, wie das von der UB Heidelberg betreute Portal *Auktionskataloge digital*²⁰ geben. Ideal wäre eine gemeinsam gespeiste und auch nutzbare Datenbank auf der Grundlage der umfassenden Nachweise, die bereits in Bibliotheken und Archiven vorliegen.²¹ Ein entscheidendes Desiderat besteht in einer bislang fehlenden verbindlichen und systematisch organisierten Provenienzerfassung in den Handelskatalogen, wofür einheitliche Konventionen dafür notwendig wären, wie Provenienzmerkmale pragmatisch beschrieben werden können. Das betrifft das Material an Namen sowie zeitlichen und geographischen Daten und darüber hinaus normierte Kategorien für Besitzevidenzen (Exlibris, Supralibos, handschriftlicher Namenszug, Einbandmerkmale et cetera) sowie einzelner Bestandteile davon (Wappen- oder Schriftmerkmale, Annotationsformen und Ähnliches). Erst die Erfassung in solchen Kategorien ermöglicht eine systematische Suche in Datenbanken und auch in Registern der Verkaufskataloge. Sie würden damit eine fundamental neue Basis als Quellen für Provenienzforschung erhalten.

²⁰ <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/sammlungen/artsales.html> (Zugriff: 15. Juni 2023).

²¹ Vgl. dazu unter anderem das ProvenienzWiki, online: <https://provenienz.gbv.de> (Zugriff: 15. Juni 2023).

DATENBANKEN ZU VERKAUFSKATALOGEN

Verkaufskataloge vermitteln Wissen über Objekte und deren Verbreitung. Sie erschienen zunächst, im siebzehnten Jahrhundert, als einfache Faltblätter, im Verlauf des folgenden Jahrhunderts wurden die Kataloge zu umfangreichen Publikationen ausgeweitet. Diese Verzeichnisse gaben Händler:innen oder privat verkaufende Sammlerpersonen in der Regel anlässlich von Versteigerungen heraus, weshalb die Begriffe Auktionskataloge und Verkaufskataloge vielfach synonym verwendet werden.¹

Verkaufskataloge waren beliebte Sammlerobjekte und Nachschlagewerke und erweiterten neben anderen Dinglisten gleichberechtigt das zeitgenössische Wissen in Bezug auf Buch- und Sammlungsbestände. Der Niederländer Gerard Hoet (1648–1733) veröffentlichte bereits 1752 ein Werk, das wiederabgedruckte Auktionskataloge zu Gemälden in Auszügen enthielt, die um Verkaufspreise ergänzt wurden. Er legte damit wichtige Grundlagen für die spätere kunsthistorische Provenienzforschung.² Was für die Kunstgeschichte bekannt ist, findet sich auch im buch- und bibliotheksgeschichtlichen Kontext: Eine Gerard Hoets Ansatz vergleichbare Veröffentlichung von Bibliotheksauktionslisten, in diesem Fall ergänzt um Käufernamen, scheint erstmals in Frankreich im Jahr 1753 aufgelegt worden zu sein – womit eine für die Geschichte von Sammlung und Markt aufschlussreiche Gemeinsamkeit für beide Bereiche zu beobachten ist.³

In den letzten Jahren kann vor dem Hintergrund eines gesteigerten Interesses an Fragen von Besitz, Herkunft und Restitution ein erheblicher Anstieg an Datenbanken beobachtet werden. Diese digitalen Portale bauen in überwiegender Zahl direkt auf die älteren Verzeichnisse auf und ermöglichen

- 1 Vgl. zu dieser Quellengruppe aus der Fülle an Literatur zuletzt: Arthur der Weduwen, Andrew Pettegree und Graeme Kemp (Hg.): *Book Trade Catalogues in Early Modern Europe*, Leiden 2021; Susanna Avery-Quash und Christian Huemer (Hg.): *London and the Emergence of a European Art Market, 1780–1820*, Los Angeles 2019.
- 2 Gerard Hoet: *Catalogus of naamlyst van schilderyen met derzelver pryzen, zedert een langen reeks van jaaren zoo in Holland als op andere plaatzen in het openbaar verkogt, benevens een verzameling van lysten van verscheyden nog in wezen zynde cabinetten*, 3 Bde. [Bd. 3 bearb. von P. Terwesten], Den Haag 1752–1770.
- 3 David McKitterick: *The Invention of Rare Books. Private Interest and Public Memory, 1600–1840*, Cambridge 2018, S. 123–125.

durch erweiterte detaillierte Recherchemöglichkeiten den Zugriff auf dieses bislang nur schwer zugängliche Material.

In diesen Datenbanken kommen drei vielfach verwobene Interpretations- und Bearbeitungsebenen in Bezug auf Verkaufs- beziehungsweise Versteigerungsobjekte zusammen: Neben, *erstens*, den Sichtweisen der Katalogsautor:innen, die die Objekte beziehungsweise die Losnummern zum Kauf anboten, findet man darin *zweitens* Deutungen von jenen Personen und Institutionen, die die Handelslisten zu größeren Sammlungen verbunden beziehungsweise zu Metalisten verarbeitet haben; diese bilden die Grundlage der Datenbanken. *Drittens* sind die virtuellen Infrastrukturen, da die Datenbanken auf diese Katalogverzeichnisse aufbauen, aber als neuere, digitale Methoden eigene Zugänge bieten, eine weitere, eigene Bearbeitungsebene.⁴

Diese Datenbanken und ihre Bedeutung für die Provenienzforschung thematisiert der Beitrag. Zunächst werden die epistemischen Voraussetzungen, unter denen die digitalen Kataloge entstanden sind, und die Forschungs- und Erschließungsmethoden, die damit verbunden sind, herausgearbeitet. Der anschließende Abschnitt ist der Frage gewidmet, wie eine kulturwissenschaftliche Erweiterung des Provenienzbegriffs datenbanktechnisch unterstützt werden könnte. Die eingenommene Perspektive ist die einer Frühneuzeit-historikerin. Der Fokus liegt daher vor allem auf dem *data mining* beziehungsweise der digitalen Übersetzung von Auktionskatalogen, die vor 1800 erschienen sind, und den Chancen wie Herausforderungen, die sich hieraus für die Digital Humanities und die Forschung ergeben.

1 Geschichte der Datenbanken zu Auktionskatalogen

Die Geschichte der hier interessierenden Datenbanken erklärt sich vor dem Hintergrund der Überlieferungsbedingungen der Kataloge, ihrer textuellen Listenform ebenso wie den zum Teil politisch motivierten Forschungsfragen (Restitution), mit denen an sie herangetreten wurde: Dies begründet auch den Umstand, dass die Verzeichnung von Auktionskatalogen von Disziplinargrenzen geprägt war und noch immer ist. Obwohl Verkaufs- und Auktionskataloge der Frühen Neuzeit Bücher ebenso wie Bildwerke, Instrumente und Kunst Dinge vermarkteten – die Trennung von Bibliothek und anderen Raritäten fand erst

⁴ Zum erkenntnistheoretischen Potential solcher digitalen Prozesse vor allem am Beispiel von Lesespuren Anke Jaspers: Digitalisierung als epistemische Praxis. Vom Nutzen und Nachteil der digitalen Katalogisierung und Erschließung von Autor:innenbibliotheken, in: Zeitschrift für Germanistik 32/1, 2022, S. 133–154.

in dieser Zeit statt –, interessierten sich die Kunstgeschichte beziehungsweise der Kunsthandel primär für die Kunst Dinge in den Sammlungen, während die Buchforschung in erster Linie annoncierte Buchmedien erschließt.

Book Sales Catalogues Online: BSCO

Im Kontext der Buchforschung erfolgte die Verzeichnung und Erschließung von Auktionskatalogen vornehmlich in Bibliotheken, auch aus einer Reflexion über die eigene Geschichte heraus. Man ging hier mit bibliothekarischem Rüstzeug ans Werk und verarbeitete vor allem bibliographische Katalogangaben. Erste Produkte solcher Bemühungen waren gedruckte Spezialbibliographien. Diese wiederum wurden in Datenbanken ›übersetzt‹. Etwa bildete eine ursprünglich in Mikrofiche erschienene Bibliographie zu Buchverkaufskatalogen, die in der Niederländischen Republik vor 1801 gedruckt wurden, die Grundlage für eine frühe Datenbank. Die heute vielgenutzte Datenbank BSCO behandelt entsprechend Auktionskataloge vor allem als bibliographische Datensätze.⁵ Die enthaltene bibliographische Erschließung ist mit Angaben zu Verkäufer:innen, Auktionsorten und -daten rudimentär. Was die Datenbank über den Katalog hinaus bietet, ist die kombinierte Suchmöglichkeit. Zudem ist jeder bibliographische Datensatz mit einem Digitalisat beziehungsweise Mikrofiche-Image versehen.⁶

Auffällig ist die bibliographische Erschließung, die auch die Materialität der Kataloge berücksichtigt. Die Angaben zu Kollation und Blattzahl vermitteln einen Eindruck von der Gestalt des Trägermediums. Einzelne Losnummern werden nicht aufgeführt. Die Datenbank ist damit ein wichtiger erster Einstieg für die Suche nach Informationen zu Sammlungen und Auktionen als Orte der Objektzirkulation im niederländischen Raum.

Art Sales Catalogue Online: ASCO

Stärker den Fokus auf die eigentlichen Objekte richtend, ging der heute für die Provenienzforschung wichtige Kunsthändler und -sammler Frits Lugt (1884–1970) vor. Als ehemaliger Verkäufer eines niederländischen Auktions-

5 Jan A. Gruys und Bert van Selm (Bearb.): *Dutch Book Sales Catalogues, 1599–1800*, Leiden 1990–2001; Jan A. Gruys und Henk W. de Kooker (Bearb.): *Book Sales Catalogues of the Dutch Republic, 1599–1800* (zgl. Guide), Leiden 2004.

6 <https://www.brill.com/display/db/bSCO> (Zugriff: 1. Februar 2023).

hauses lag sein Fokus auf Kunstdingen: In einem vierbändigen gedruckten Findbuch zu Kunstverkaufskatalogen vom siebzehnten bis frühen zwanzigsten Jahrhundert verarbeitete er Informationen von mehr als 100.000 Auktionskatalogen aus über 100 Bibliotheken.⁷ Das Werk ist als eine chronologisch strukturierte Metadatenliste aufgebaut, in der Lugt neben Daten zur Auktion zudem die Anzahl der im Katalog aufgeführten Losnummern verzeichnete sowie eine Kurzangabe des Angebots lieferte; eine bibliographische Angabe zum genutzten Katalog gibt es nicht. In der einfachen Kolumnenform Lugts erhielten die Losnummern eine eigene Rubrik (»Contenu«), woraus deutlich wird, wie wichtig für ihn die einzelnen Objekte waren. Auch notierte er in einer Spalte Hinweise auf einzelne Kopien mit Annotationen, etwa Preise und Käufer:innennamen. Dies ermöglicht Nutzenden heute einen besseren Zugang zur Objektzirkulation und der Preisgeschichte einzelner Dinge.

Lugts Metaliste ist in einigen Bibliotheken als gedrucktes Verzeichnis einsehbar, aber wenig bekannt. Der Aufbau und die richtungsweisenden Vorentscheidungen des Autors verdienen Aufmerksamkeit, da sie die Grundlage für das Web-Repertorium ASCO bilden, das ebenfalls viel genutzt wird.⁸ Es ist leicht zu übersehen, welche Pfadabhängigkeit Lugt mit seinem Katalog stiftete und wie sehr die Auswahl der Kataloge und die Katalogisierung von seinem spezifischen Interesse an den Dingen bestimmt waren: Offenbar hatte er den Kunstmarkt seiner eigenen Zeit vor Augen, als er sich bei der Inhaltsbeschreibung und der Verzeichnung der Dinge vor allem auf die Gemälde und Graphiken konzentrierte, obgleich der Katalog laut Titel eigentlich mehr umfasst. Sein Schema ist so angelegt, dass zunächst immer erst die Kunst Dinge aufgeführt sind, ungeachtet der eigentlichen Aufstellung und Hierarchisierung im Katalog. Die ›anderen‹, in Lugts Vorstellung weniger wichtigen Objekte, werden eher cursorisch abgehandelt; er zählt etwa Artefakte aus dem Wunderkammerkontext als ›diverse Dinge‹ und subsumiert unter Bücher sämtliche heute als buchförmig geltende Objekte.

Die Online-Version ASCO ist mit einigen technischen Neuerungen versehen. Einige Einträge führen direkt zu Digitalisaten der Kataloge, auch wurden diese mit OCR bearbeitet. Der Verlag strebt nach eigener Auskunft an, alle von Lugt bearbeiteten Verzeichnisse im Volltext zugänglich zu machen. Lugts Vorentscheidung wird beim Repertorium ASCO weitergeführt: Aus Lugts Katalog zu Kunst und Kuriositäten wird nunmehr im Titel ein

7 Frits Lugt: *Répertoire des catalogues de ventes publiques, intéressant l'art ou la curiosité: tableaux, dessins, estampes, miniatures, sculptures, bronzes, émaux, vitraux, tapisseries, céramiques, objets d'art, meubles*, 4 Bde., Den Haag 1938–1987.

8 <https://www.brill.com/display/db/asco> (Zugriff: 1. Februar 2023).

ausschließlich auf die Kunst ausgerichtetes Verzeichnis. Trotz der Ergänzung um Digitalisate können die Kataloge, aus denen die Informationen entnommen sind, nur über Umwege erschlossen werden. Die Datenbank stellt so disziplinäre Grenzziehungen zugleich dar und her, die jedoch der (frühneuzeitlichen) Sammlungs- und Handelsgeschichte nicht gerecht werden.

Getty Provenance Index

Eine weitere wichtige Datenbank ist der Getty Provenance Index (GPI), der seinerseits wiederum unter anderem auf ASCO aufbaut. Verzeichnet und recherchierbar sind einzelne Kunstobjekte. Die Verzeichnungsmethode des GPI macht die Listenform der Auktionskataloge nutzbar, zählen diese doch die Angebote vielfach in kurzen, aneinander gereihten Einträgen auf. Ihrem ursprünglichen Sammlungskontext, den früheren Relationen entnommen, werden die Dingdeskriptionen als Einzeleinträge behandelt. Hierfür eröffnet die numerische Zählung, wie sie in Katalogen häufig zu finden ist, den Rahmen, denn sie erlaubt eine schier unendliche Ergänzung von Dingen oder ein »Undsowweiter«.⁹

Bibliographische Informationen zu den Katalogen sind auch beim GPI wie bereits bei Lugt und ASCO nicht im Fokus; erst die hinter den Objekteinträgen liegende Datenbank zu den »Sales Description« führt zu genaueren Katalogangaben.¹⁰ Die Vereinzelung der Objektdaten ebenso wie die von Disziplinargrenzen geprägte, indes quer zur (frühneuzeitlichen) Sammlungspraxis liegende Spezialisierung ist damit besonders ausgeprägt.¹¹

9 Umberto Eco: Die unendliche Liste, München 2011, S. 6.

10 <https://www.getty.edu/research/tools/provenance/search.html> (Zugriff: 3. März 2023).

11 Dieses Prinzip der Vereinzelung wurde ebenfalls auf solche Kataloge angewandt, die in Spalten angelegt waren und die für die Datenbank in die Listenform gebracht wurden. Explizit thematisiert wurde dies im Rahmen des Erschließungsprojekts »British Sales 1680–1800«. In einem Bericht heißt es hierzu: »Some catalogs were fairly straightforward, while others needed a bit of decoding. For example, a single lot could have two artists in an artist column and then list two paintings in the title column. We had to determine which artist was responsible for each painting or decide that the artists were actually working together.« Blogbeitrag von Eric Hormell, Database Editor (<https://blogs.getty.edu/iris/life-before-ebay-british-art-auctions-at-the-end-of-the-18th-century/>, Zugriff: 8. Mai 2023).

German Sales-Datenbank

Inzwischen lässt sich bei Datenbanken zu Verkaufskatalogen ein stärkerer Rückbezug auf die Kataloge als Medien und als Sammlungszusammenhang beobachten. Diese veränderte Sichtweise auf die Verkaufskataloge veranschaulicht das in den letzten Jahren aufgebaute kunsthistorische Projekt »German Sales«, durchgeführt an der Universitätsbibliothek Heidelberg zusammen mit etlichen Partner:innen.¹² Nach eigener Auskunft enthält die Datenbank bereits über 11.000 digitalisierte, primär aus dem deutschsprachigen Raum stammende Kataloge, die im Volltext durchsuchbar sind. Die Sammlung wird fortlaufend ergänzt.

Vornehmlich geleitet wird die Arbeit vom Interesse an der Zirkulation von Kunstdingen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts (und den Themen Raub, Einziehung beziehungsweise erzwungenem Verkauf und der Frage nach Provenienzen). Der Browsing-Einstieg über die Erscheinungsjahre der Kataloge offenbart, dass der Zeitraum der berücksichtigten Veröffentlichungen deutlich größer ist und die Datenbank damit auch Material liefert für Fragestellungen mit anderen Zeithorizonten, etwa der 1780er bis 1980er Jahre. Zugleich zeigt sich in der Datenbank das Anliegen, sämtliche aus den Katalogen generierbare Informationen in Bezug auf die Dinge und den Handel nach einem konsistenten System aufzubereiten und recherchierbar zu machen. Dazu gehört, dass in diesem Projektverbund Methoden zur strukturierten Erfassung von Annotationen erprobt und weiterentwickelt werden. Damit gehen von ihm Impulse zur Erweiterung des Blicks auf das Medium Katalog aus, was die Provenienz-, Handels- und Wissensgeschichte insgesamt zu bereichern verspricht.

Bibliothekarischen Methoden verpflichtet, übernimmt diese Katalog-Datenbank mit vollständigen bibliographischen Datenangaben, Bereitstellung der Digitalisate und einer Reihe von Suchmöglichkeiten derzeit eine Vorreiterrolle. Der Übersichtlichkeit dienlich und für die Forschung von Bedeutung ist, dass die Datensätze, auf der Ebene der Volltexte, als LeseEinstieg auch die von den Katalogautor:innen vorgegebenen Klassifikationen beziehungsweise Objekteinteilungen liefern (etwa Bücher, gebunden oder ungebunden, Manuskripte, Möbel et cetera). Mit der Berücksichtigung der Taxonomie eröffnen sich neue Perspektiven für die Beschäftigung mit Wissenstechniken und -ordnungen. Mit der vollständigen Katalogbereitstellung gelangen schließlich auch visuelle Aspekte der Kataloge in den Blick, die zuvor bei der Anlage

¹² <https://www.arthistoricum.net/en/subjects/thematic-portals/german-sales> (Zugriff: 8. Mai 2023).

von Datenbanken kaum interessierten. So wird nun auch der ausführliche Bildanhang digitalisiert, der seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in vielen Werken enthalten ist.

2 Zielsetzung von Datenbanken in Bezug auf Provenienz

Die Datenbanken zu Verkaufskatalogen reproduzieren die listenförmig angeordnete, schematische Form, die eine besondere *traceability* der aufgezählten, zum Verkauf angebotenen Objekte suggeriert. Sind es auch selten eindeutige Koordinaten, die die Verkaufskataloge bereithalten, gelten sie doch als Provenienzdokumente erster Güte. Denn als ›Objektbiographien‹ informieren sie über zurückgelegte ›Lebensstationen‹, bisweilen sogar über verkaufende und kaufende Akteur:innen. Diese Beziehungsgeflechte werden heute ihrerseits wiederum über einen *linked data*-Ansatz verbunden, wodurch eine (quantitative) bestandsübergreifende Auswertung von Herkunft in großer räumlicher und zeitlicher Tiefe möglich wird. Dies ist ein technisch wichtiger Zugang, der auch für die Realisierung der Restitutionsforschung in Bezug auf buch- wie kunstförmige Objekte unerlässlich ist. Er eröffnet zugleich Perspektiven auf Rezeptionsgeschichten und auf soziale Konstellationen beziehungsweise Netzwerke. Digitale Forschungsinfrastrukturen können hier viel leisten und tun das bereits, indem sie einerseits eine bequeme Recherchehilfe für ansonsten schwer zugängliches Material sind. Andererseits bilden sie als Datengrundlage einen wichtigen Ausgangspunkt für weitere darauf aufbauende und über einzelne Datensammlungen hinausreichende Forschungsansätze.¹³

Eine von der Wirtschaftsgeschichte geprägte Richtung der Kunstgeschichte nutzt das aus den Verkaufskatalogen generierbare *linked data*-Material in diesem Sinne, um die Mechanismen des Markts zu beleuchten. Diese Forschung betreibt keine Provenienzanalyse im engeren Sinne. Sie ist allerdings für auf die Herkunft von Dingen bezogene Studien unmittelbar anschlussfähig und folglich stark mit ihr verwoben. Denn mit ihrer Fokussierung auf die Dynamiken und Bedingungen von Objektwanderungen schafft diese Richtung wichtige Grundlagen für eine Forschung zu Handels- und Zirkulationswegen und damit zu den Bedingungen, unter denen Sammlungen entstehen konnten.

13 Als Überblick, auch zur digitalen Infrastruktur, zuletzt: Caroline Jessen, Stefan Höppner und Ulrike Trenkmann (Hg.): Der komplexe Faden der Herkunft. Provenienz. Themenschwerpunktheft, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 46/1, 2021; Christoph Zuschlag: Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird, München 2022.

Dies erfolgt dabei insbesondere mittels der Netzwerkforschung. Über die Erforschung der an den Verkäufen beteiligten Akteur:innen werden die personellen Verbindungen innerhalb des Kunsthandels aufgedeckt und mit *visual tools* optisch erfahrbar gemacht. Bei diesen Ansätzen lässt sich die Pfadabhängigkeit von den gedruckten Metalisten und den später darauf aufbauenden Datenbanken daran erkennen, dass hier der Kunsthandel von anderen Formen des Sammelns unterschieden und ferner ein spezifisches, eher eng gedachtes Marktverständnis reproduziert wird.¹⁴

Ein sich in der Entwicklung befindlicher Ansatz liegt im Bereich der auf Künstlicher Intelligenz basierenden Bilderkennung. Das Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und Konstruktionstechnik (Fraunhofer IPK) verzeichnet erste Erfolge bei der Anwendung von modernen Computer-Vision-Verfahren für die Recherche von Kunstobjekten in digitalen, mit Bildern versehenen Auktionskatalogen. Die entwickelten KI-basierten Bildsuchverfahren erlauben einen Abgleich von historischen Bildern beziehungsweise Kunstobjekten unterschiedlicher Bildqualität. Ausgangspunkt für diese Forschungen bildet die »German Sales«-Datenbank.¹⁵

3 Provenienz als kulturwissenschaftliche Kategorie und Implikationen für die Verkaufskatalogdatenbanken

Versteht man in kulturwissenschaftlicher Erweiterung des Provenienzbegriffs die Herkunft eines Objekts als eine fluide und kulturell geprägte Zuschreibung, wird Raum dafür geschaffen, den Blick auf die Ideen und Narrative zu richten, die die historischen Akteur:innen mit dem Ursprung und dem Itinerar eines Objekts in Verbindung brachten.¹⁶ Bei diesem Ansatz wird also eine andere Betrachtungsebene eingenommen, wobei die Provenienz kein Instrument der Forschung oder eine Hilfswissenschaft derselben ist, um die Kette physischer Translokationen nachzuvollziehen. Der Mehrwert dieses

14 Hierzu exemplarisch: Avery-Quash und Huemer (Hg.): London (Anm. 1); auch Claartje Rasterhoff und Sandra Van Ginhoven (Hg.): *Art Markets and Digital Histories*, Themenschwerpunktheft: *Arts* 8/ 2/3, 2019.

15 Erklärung vom 30. Juni 2021, online: <https://www.ipk.fraunhofer.de/de/medien/presseinformationen/20210630-mit-kuenstlicher-intelligenz-auf-bildersuche.html> (Zugriff: 1. Februar 2023). Vgl. hierzu auch Zuschlag: Einführung (Anm. 13), S. 41.

16 Explizit als Plädoyer formuliert und methodisch diskutiert bei: Gail Feigenbaum: *Manifest Provenance*, in: *Provenance. An Alternate History of Art*, hg. von ders. und Inge Reist, Los Angeles 2012, S. 6–28, hier S. 7.

Zugangs ist, dass er Herkunft als Deutungs- und Bedeutungskategorie selbst zum Untersuchungsgegenstand macht.

Verkaufskataloge können in dieser Hinsicht fruchtbar gemacht werden, indem auf die Herkunftserzählungen fokussiert wird, die die Kataloge parat halten. Dies kann anhand der heute eher als paratextuelle Bestandteile gelten den Textteile erfolgen, zu nennen sind etwa die ausführlichen Einleitungen zur Geschichte des Angebots, die man vor allem in vormodernen Katalogen findet. Mit diesen Herkunftsketten beziehungsweise Wanderwegen wurde gleichermaßen Tradition wie Evidenz gestiftet. Indes ist die Datenverarbeitung der Kataloge mit ihrer Schwerpunktsetzung auf individuelle Losnummern einen anderen Weg gegangen.

Die genannten Pfadabhängigkeiten stärker nutzbar machend, könnte ein solcher Zugang ferner bei den Losnummern ansetzen, etwa durch den Einsatz von *named-entity recognition* (NER). Eine solche *linked data*-Analyse eignet sich ebenfalls, um Fragen nach der dynamischen Geschichte von Provenienznarrativen und den Logiken der Rezeption, Kanonisierung sowie Wert- und Autoritätszuschreibungen nachzugehen. Darüber hinaus würde dies dazu beitragen, Entwicklungen wie Brüche in der Professionalisierung und Spezialisierung von Objektbeschreibungen zu erkennen, wozu seit dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert auch die Auseinandersetzung mit der Objektherkunft gehört. Ob Neu- und Vollverzeichnung, wie bei »German Sales« praktiziert, einerseits oder Weiterentwicklung von Suchverfahren für bereits katalogisierte Repertorien andererseits: Es gilt bei den Entscheidungen zu berücksichtigen, wie man die von disziplinärer Trennung geprägten Forschungsrichtungen wieder stärker auf einander beziehen kann.

AUTOBIOGRAPHISCHE ZEUGNISSE

Über die Existenz manch einer Bibliothek wissen wir heute lediglich aus schriftlicher Überlieferung. So entstammen die spärlichen Informationen über die von Mythen umrankte Bibliothek von Alexandria unter anderem aus dem so genannten ›Aristeasbrief‹. Darin beschreibt ein aus Ägypten stammender Jude des zweiten Jahrhunderts vor der Zeitrechnung, wie das jüdische Gesetz, die Tora, für Alexandria aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt wurde.¹

Auch die lückenhaften Schilderungen zur Bibliothek des herodianischen Tempels in Jerusalem kennen wir im Gros aus den Berichten des hellenistischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus (circa 37/38–100). Demnach wurden die im Heiligtum des Judentums gesammelten religiösen Schriften, Genealogien, Geschichts- und Rechtstexte im Zuge der römischen Belagerung von Jerusalem im Jahre 70 nach der Zeitrechnung zerstört. Nach der Schilderung des Josephus war lediglich die Tora von Titus nach Rom verschleppt, auf dem Triumphzug als Schauobjekt herumgetragen und anschließend mit weiteren erbeuteten jüdischen Tempelgeräten im römischen Tempel der Friedensgöttin deponiert worden.²

Aber nicht nur mit Blick auf antike Texte und Sammlungen müssen wir uns bei der Rekonstruktion der Überlieferung auf schriftliche Aufzeichnungen unterschiedlichster Art beschränken. Gerade im Kontext der durch die Herrschaft des Nationalsozialismus gerissenen Lücken der europäischen jüdischen Lebenswelt und ihrer materiellen Kultur sind häufig nicht mehr als Fragmente und Erinnerungen in narrativer Form geblieben. Folgt man den häufig verworrenen Spuren, setzt Bruchstücke zusammen, lassen sich manchmal zumindest kaleidoskopartige Bilder des Verlorenen nachzeichnen, die aufschlussreich sein können bei der Rekonstruktion der umliegenden historischen Kontexte. Dennoch müssen narrative Texte und Erinnerungen kritisch hinterfragt werden und können manchmal nur als Andeutungen

1 Zum ›Aristeasbrief‹ siehe Justus Cobet: Der sogenannte Aristeas-Brief. Jüdische Geschichte und Alte Geschichte, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte, 72/1, 2022, S. 1–104, hier S. 65.

2 Flavius Josephus: Der Jüdische Krieg, VII 150.162, zitiert nach: ders.: Geschichte des Jüdischen Krieges. Kleine Schriften, Wiesbaden 2005, S. 495.



Abb. 1: Lateinische Übersetzung des ›Aristeasbriefes‹ von Mattia Palmieri (1423–1483), um 1480, © Bayerische Staatsbibliothek, BSB Clm 627.

gelesen werden.³ Als etwa der deutsch-jüdische Schriftsteller Walter Mehring (1896–1981) in seiner stark autobiographisch geprägten Erzählung *Die verlorene Bibliothek* (1952) den Verlust der väterlichen Sammlung im Zuge von Verfolgung und Flucht beschreibt, erinnert er darin zwar bildhaft zahlreiche Exemplare aus dem Vorbesitz seines Vaters Sigmar Mehring (1856–1915), die

3 Zur Bedeutung von Büchern in autobiographischen Quellen im Kontext von Migration und Flucht siehe Caroline Jessen: Bücher als Dinge. Funktionen emigrierter Bücher und Büchersammlungen für deutsch-jüdische Einwanderer in Palästina/Israel nach 1933 aus Perspektive der Kanonforschung, in: Bibliotheken und Sammlungen im Exil, hg. von Claus-Dieter Krohn und Lutz Winckler, Berlin und Boston 2011, S. 12–27, hier S. 17–20.

ihn im Verlauf des Lebens auf unterschiedlichste Weise prägten.⁴ Ob sich die von Mehring erwähnten Ausgaben Heines, Stendhals oder Baudelaires tatsächlich in die Bücherregale des Vaters einreihen oder ob diese stellvertretend als »die Summe aller Bände Inventar und Geschichte einer ganzen Literatur- und Kulturepoche«⁵ repräsentierten, lässt sich nicht mehr nachweisen. Die Sammlung muss als verschollen gelten und kein einziges Buch aus dem Vorbesitz Sigmar Mehrings lässt sich heute ausmachen.⁶ Auch Walter Mehring blieb bei der Rekonstruktion aus der Retrospektive nur die Erinnerung, über die er »eine Übersetzung der Bibliothek aus der äußeren und materiellen Schrift [...] in die innere und immaterielle Schrift der *memoria*«⁷ anfertigte.

Mehring ging es bei seiner Auseinandersetzung mit dem Schicksal der Sammlung nicht um eine faktische Rekonstruktion der Bibliothek; vielmehr zeichnete er die *Autobiographie einer Kultur*⁸ nach, die darüber hinaus symbolisch für die zahlreichen Bibliotheken und Sammlungen stehen kann, die dem NS-Terror zum Opfer fielen.⁹ Aber auch jenseits des Symbolischen und Metatextuellen können autobiographische Darstellungen in Form von Briefen und anderen narrativen Zeugnissen ein essenzieller Ausgangspunkt für konkrete Fragen nach Provenienz (Vorbesitz), Überlieferung und Rekonstruktion sein, wie sich an einer weiteren »väterlichen Bibliothek« exemplarisch

4 Walter Mehring: Die verlorene Bibliothek. *Autobiographie einer Kultur*, Hamburg 1952 [erstmalig erschienen 1951 in englischer Sprache].

5 Ebd., Umschlagtext.

6 Manuela Günter: Walter Mehring. *The Lost Library (1951)*, deutsch: *Die verlorene Bibliothek. Autobiographie einer Kultur (1952)*, in: *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller*, hg. von Bettina Bannasch und Gerhild Rochus, Berlin und Boston 2013, S. 449–456 (auch online: <https://www.doi.org/10.1515/9783110256758.449>, Zugriff: 21. Januar 2023).

7 Andreas B. Kilcher: Das Horoskop des 19. Jahrhunderts im Prüfstand der Geschichte. *Walter Mehrings Verlorene Bibliothek*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 78/2, 2004, S. 287–312, hier S. 306 [Hervorhebung im Original].

8 Nach Mehring erweiterte der Historiker Jacques Barzun das Werk um den Untertitel »Autobiographie einer Kultur«, als er das Manuskript 1946 für den Verlag Bobbs-Merrill begutachtete. Vgl. das von Mehring verfasste »post scriptum« der 1978 erschienenen Ausgabe. Vgl. Walter Mehring: *Die verlorene Bibliothek*, Düsseldorf 1978, S. 11–14.

9 Zur Zerstörung von Bibliotheken im NS-Kontext siehe u. a. Evelyn Adunka: *Der Raub der Bücher. Über Verschwinden und Vernichten von Bibliotheken in der NS-Zeit und ihre Restitution nach 1945*, Wien 2002; *Jüdischer Buchbesitz als Raubgut*, hg. von Regine Dehnel, Frankfurt am Main 2006; Cornelia Briel: *Beschlagnahmt, erpresst, erbeutet. NS-Raubgut, Reichstauschstelle und Preußische Staatsbibliothek zwischen 1933 und 1945*, Berlin 2013; Richard Ovenden: *Bedrohte Bücher. Eine Geschichte der Zerstörung und Bewahrung des Wissens*, Berlin 2021.

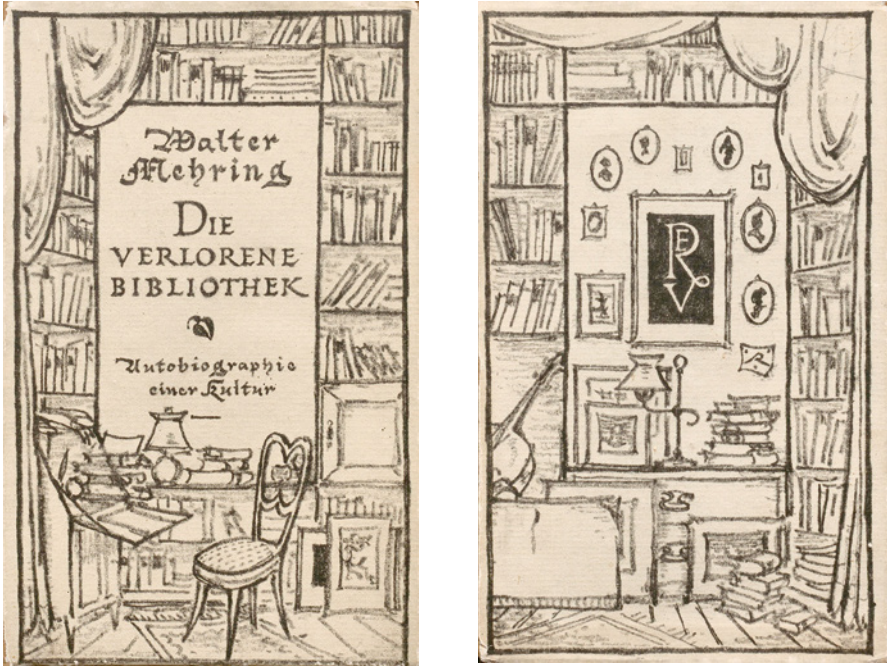


Abb. 2: Buch-Cover *Die verlorene Bibliothek*, gestaltet von Werner Rebhuhn, 1952, © Rowohlt Verlag Hamburg.

aufzeigen lässt: Die Privatbibliothek Sigmund Feuchtwangers (1854–1916), Vater des berühmten Münchner Schriftstellers Lion Feuchtwanger (1884–1958), zählte um die Jahrhundertwende zu den kostbarsten privaten Hebraica- und Judaica-Sammlungen. Der Margarine-Fabrikant war nicht nur erfolgreicher Unternehmer und eine zentrale Figur der orthodox-jüdischen Gemeinde Münchens, er war auch Gelehrter und Bibliophiler.¹⁰ Heute muss die Sammlung jedoch nicht nur als verschollen gelten, sie wurde bisher auch von der Forschung gänzlich übersehen. Auch wenn sich zunächst keine konkreten Hinweise zum Schicksal und zur Überlieferung der Sammlung finden, lassen sich über narrative Beschreibungen wichtige Erkenntnisse über die Sammlung zusammentragen und gar einzelne materielle Spuren ausmachen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.¹¹

¹⁰ Heike Specht: *Die Feuchtwangers. Familie, Tradition und jüdisches Selbstverständnis*, Göttingen 2006, S. 138–139.

¹¹ Die folgenden Erkenntnisse entstammen der Dissertation der Autorin, die sich dem

Aus dem Kreis der Familie Feuchtwanger sind nur wenige allgemeinere Beschreibungen der Bibliothek erhalten geblieben. So erinnern sich sowohl Lion¹² wie auch sein Bruder Martin an die vielseitigen literarischen und bibliophilen Interessen des Vaters, die sich in der »große[n] Sammlung althebräischer Werke, Erstdrucke, Pergamentmanuskripte aus den ältesten Zeiten«¹³ vereinten. Es waren etwa die »alten, mächtigen Folianten« des Flavius Josephus, die Lion als Kind auf dem Schreibtisch des Vaters liegen sah und die nachhaltig Eindruck auf ihn machten.¹⁴ Später verarbeitete der Schriftsteller diesen Themenkomplex um die Figur des Josephus nicht nur in seinem literarischen Werk, sondern bewahrte eine Vielzahl kostbarer Josephus-Ausgaben in seiner herausragenden Exilsammlung in Los Angeles.¹⁵

Über das weitere Schicksal der Sammlung des Vaters finden wir weder bei Lion Feuchtwanger noch in den Aufzeichnungen der Geschwister Hinweise.¹⁶ Einen ersten wichtigen Ausgangspunkt für eine Spurensuche nach der Bibliothek Sigmund Feuchtwangers stellt die Schilderung des berühmten Kabbala-Forschers und Bücherkundigen Gerhard (später Gershom) Scholem (1897–1982) dar, der in seinen autobiographischen Erinnerungen *Von Berlin nach Jerusalem* (erstmalig 1977) ein Erlebnis in München beschreibt, an das er sich viele Jahre nach seiner Migration im Jahre 1923 nach Palästina/Israel noch erinnerte:

Schicksal deutsch-jüdischer Privatbibliotheken widmet. Vgl. Julia Schneidawind: Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles, Göttingen 2023.

- 12 Lion Feuchtwanger: Meine Schulzeit, in: »Federleichte Mädchen«. Das Nymphenburger Lesebuch, hg. von Dietz-Rüdiger Moser, München 1991, S. 200–202, hier S. 201.
- 13 Martin Feuchtwanger: Zukunft ist ein blindes Spiel. Erinnerungen, Frankfurt am Main 1992, S. 22.
- 14 Zit. nach Marje Schuetze-Coburn: Lion Feuchtwanger und seine Privatbibliothek. Eine Geschichte von Verlust und Überleben, in: Krohn und Winckler (Hg.): Bibliotheken und Sammlungen im Exil (Anm. 3), S. 229–240, hier S. 230. Online: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783112423066/html> (Zugriff: 14. Februar 2022).
- 15 So besaß Feuchtwanger später eine Vielzahl an seltenen Frühdrucken des »Jüdischen Kriegs« von Josephus, vgl. Lion Feuchtwanger Memorial Library, online: https://uosc.primo.exlibrisgroup.com/discovery/search?query=any,contains,Flavius,AND&tab=LibraryCatalog&search_scope=MyInstitution&sortby=date_a&vid=01USC_INST:01USC&facet=creator,include,Feuchtwanger%20Memorial%20Library&lang=en&mode=advanced&offset=0&pcAvailability=true&came_from=sort (Zugriff: 16. Januar 2023).
- 16 Vgl. Feuchtwanger: Zukunft ist ein blindes Spiel (Anm. 13).



Abb. 3: Lion Feuchtwanger in seiner Bibliothek in Los Angeles, um 1955,
© USC Digital Library, Lion Feuchtwanger Papers Collection.

Eines Tages erzählte Käthe Becher, [...] daß im Haus des Onkels ihres Freundes, eines seinerzeit bekannten Sammlers, ein großer, kostbarer und unvergleichlicher Schatz stehe: ein Erstdruck des Sohar, Mantua 1558–1560, und alle drei Bände aufs prächtigste auf Pergament gedruckt. Was für ein Ereignis – ein auf Pergament gedruckter Sohar in einem Münchner Privathaus! Ich bat Käthe, bei ihrem Freund für mich um die Erlaubnis nachzusuchen, dieses Kleinod mit eigenen Augen besichtigen zu dürfen. Ich weiß nicht mehr, ob Sigmund Feuchtwanger (der Onkel) noch am Leben war, aber ich meine, er war schon gestorben. Jedenfalls nahm man mich freundlich auf, brachte mir die drei Bände, und ich erfreute mich an den glanzvollen und berühmten Blättern.¹⁷

¹⁷ Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt am Main 1994, S. 154–155.

Bei Scholems Beschreibung von der Begegnung mit der kabbalistischen Schrift des Sohars aus Mantua handelt es sich um weit mehr als eine Anekdote, denn sie gilt als eine der wenigen Spuren, die sich heute mit Blick auf die kostbare Sammlung Feuchtwanger ausmachen lassen. Scholem, der im Jahr 1919 für das Studium und die einzigartigen Hebraica-Schätze der Bayerischen Staatsbibliothek von Berlin nach München kam, lag richtig in seiner Annahme, dass Sigmund Feuchtwanger bei seinem Besuch nicht mehr am Leben war. Der Unternehmer und Buchexperte war bereits im Februar 1916 verstorben. Über einen Nachruf im *Israelitischen Familienblatt* wird er nicht nur als »Hauptstütze des altgläubigen Judentums in Bayern« und als »Förder[er] der hebräischen Wissenschaft« erinnert, sondern es wird auch seine »erlesene judaistische Bibliothek« hervorgehoben, »deren Besuch viele Sprachforscher, Kulturhistoriker« nach München zog.¹⁸ Einer dieser Forschenden war niemand Geringeres als der angesehene jüdische Bibliograph und Historiker Aron Freimann, der im Hause Feuchtwanger die Seltenheiten an hebräischer Buchkultur bewunderte. Seine daraus gezogenen Erkenntnisse hielt er in der Bibliographie *Die hebräischen Pergamentdrucke*¹⁹ fest, in welcher neben dem seltenen Mantua-Sohar weitere Raritäten aus dem Besitz Feuchtwangers beschrieben wurden.²⁰ Die bibliographische Arbeit Freimanns ist auch dahingehend aufschlussreich, da sie einen Katalog der Bibliothek Sigmund Feuchtwanger mit dem Titel *Beit Sefer* [hebräisch für Bibliothek] erwähnt, der jedoch ebenfalls als verloren gelten muss, weshalb die genaue Zusammensetzung der Sammlung weiter unbekannt bleibt.²¹

Dass manch ein narratives Zeugnis jedoch trügerisch sein kann, ergibt sich aus weiteren Anhaltspunkten mit Blick auf die Überlieferungsgeschichte der Bibliothek: Setzt man sich mit biographischen Arbeiten über die Familie Feuchtwanger auseinander, die die Sammlung, wenn überhaupt, lediglich beiläufig erwähnen, taucht häufiger der (unbelegte) Vermerk auf, Feuchtwanger habe seine Sammlung nach seinem Tod an die Universitätsbibliothek

18 *Israelitisches Familienblatt*, Nr. 7 vom 17. Februar 1916, S. 4 [Hervorhebung im Original].

19 Aron Freimann: *Die hebräischen Pergamentdrucke*, in: *Zeitschrift für Hebraeische Bibliographie* 15/2, 1911, S. 46–57, hier S. 56; Freimann gibt hier bei der Nr. 75 seiner Auflistung den Namen »Sigmund Fränkel« an, korrigiert dies jedoch im zweiten Teil seiner Bibliographie mit dem Hinweis »Oben nr. 75 muss es statt Sigmund *Fränkel* heißen Sigmund *Feuchtwanger*.«, siehe: ders., *Die hebräischen Pergamentdrucke*, in: *Zeitschrift für Hebraeische Bibliographie*, 15/3, 1911, S. 82–83, hier S. 83 [Hervorhebung im Original].

20 Ebd., S. 83.

21 Ebd.

Oxford vermach, wie es auch Lion Feuchtwangers Biograph Joseph Pischel angibt.²² Allerdings finden sich nach Auskunft der Bibliothek Oxford in keiner der dortigen Sammlungen Hinweise auf ein solches Vermächtnis, noch lassen sich dort nach bisherigem Kenntnisstand Ausgaben aus der Provenienz Feuchtwanger nachweisen. Ebenso wenig findet sich im Testament eine solche Verfügung beziehungsweise wird das Büchererbe darin überhaupt erwähnt.²³ Es bleibt ungewiss, woher diese Information stammt, die mehrfach in der Literatur aufgegriffen und ohne weitere Belegstellen kopiert wurde.²⁴ Ebenso offen bleibt, weshalb die väterliche Bibliothek, die so viele Interessen des Sohnes Lion (auch der anderen Geschwister) abdeckte, nicht innerfamiliär weitergegeben wurde. Eine mögliche, wenn auch nicht durch Quellen belegbare Erklärung könnte sein, dass Sigmund die Sammlung über die Weitergabe an eine institutionelle Einrichtung der Forschung öffentlich zugänglich wissen wollte. In jedem Fall erweist sich der Hinweis um einen Transfer nach Oxford zunächst als bibliomigratorische Sackgasse.

Es ist einmal mehr die Autobiographie Scholems, die weitere Anhaltspunkte birgt und aufzeigt, dass die Spuren aber tatsächlich weiter nach Großbritannien führen. So berichtet Scholem, wie der Sohar, der ihn in München so beeindruckt hatte, »später in die Sammlung Sasso[o]n [nach] London« wanderte und von dort über eine Auktion schließlich in die Nationalbibliothek nach Jerusalem kam.²⁵ Ein Blick in den Katalog einer Versteigerung vom 30. Juni 1970 über das Auktionshaus Sotheby's London bestätigt die Aufzeichnung Scholems: Unter der Los-Nummer 186 wird eine zwischen 1558 und 1560 gedruckte dreibändige Ausgabe des Mantua-Sohar mit dem Hinweis »extremely rare« aufgeführt und darüber hinaus vermerkt, dass es

- 22 Joseph Pischel: Lion Feuchtwanger. Versuch über Leben und Werk, Leipzig 1976, S. 20. Vgl. auch Jürgen G. Backhaus: Werner Sombart (1863–1941). His Life and Work, Marburg 1996, S. 117.
- 23 Nachlass des Feuchtwanger Sigmund, Testament vom 25. November 1915 (Staatsarchiv München (StAM), Feuchtwanger AG München, 1916/241). Nach schriftlicher Auskunft des Hebrew and Judaica Department der Bodleian Libraries Oxford ist nichts über eine Sammlung Feuchtwanger bekannt.
- 24 Vgl. ohne Angabe: The Feuchtwanger Family. The Descendants of Seligmann Feuchtwanger, Tel Aviv 1952, S. 71; Backhaus: Werner Sombart (Anm. 22), S. 117; Carsten Colpe: Weltdeutungen im Widerstreit, Berlin und New York 1999, S. 344.
- 25 Scholem: Von Berlin nach Jerusalem (Anm. 17), S. 155. Die Sammlung David Salomon Sassoons, eines der größten jüdischen Bibliophilen Großbritanniens, ist eine ausführliche Schilderung für sich wert – an dieser Stelle sei so viel erwähnt, dass David Salomon Sassoon einer bibliophilen Familie entstammte. Sein Großvater David Sassoon fungierte als Gemeindeoberhaupt der jüdischen Gemeinde Bagdads.

sich hierbei um die »Feuchtwanger copy« handelt.²⁶ Der Hinweis auf den Münchner Bibliophilen ist nicht nur für die Rekonstruktion des Schicksals der Sammlung wertvoll, sondern bringt darüber hinaus noch einmal mehr zum Ausdruck, dass Sigmund Feuchtwanger durchaus einen Namen unter Sammlern hatte, da man ihn sonst im Auktionskatalog kaum explizit erwähnt hätte. Wann genau der seltene Sohar aus München nach London kam, bleibt hingegen weiter unbekannt. Die Sammlung Sassoon, die zu den beeindruckendsten Hebraica- und Judaica-Sammlungen überhaupt zählte, wurde seit den 1970er Jahren sukzessive über den Auktionshandel aufgelöst.²⁷ Dass der Feuchtwanger-Sohar über die Versteigerung dann auch tatsächlich nach Jerusalem kam, ergibt sich wiederum nicht nur durch eine Zeitungsmeldung, in welcher über zahlreiche Erwerbungen der Nationalbibliothek Jerusalem im Zuge der Auktion von 1970 berichtet wird,²⁸ sondern auch über die erste materielle Spur: eine dreibändigen Ausgabe eines Sohar, gedruckt in Mantua in den Jahren 1558 bis 1560, die sich heute in Jerusalem befindet.

Wie bereits Scholem bemerkte, ist neben dem seltenen Druck aus der Provenienz Feuchtwanger lediglich ein weiteres Exemplar bekannt, welches in der Nationalbibliothek von Paris verwahrt wird – eine Tatsache, die die Identifizierung deutlich vereinfacht.²⁹ Das Exemplar des kabbalistischen Werkes in Jerusalem bleibt bis heute der einzige materielle Hinweis auf die Bibliothek Sigmund Feuchtwangers. Ein direkter Nachweis auf den Vorbesitzer aus München findet sich weder in einem der drei seltenen auf Pergament gedruckten Bände selbst, noch im Katalog der Bibliothek von Jerusalem. Auch wenn mit Blick auf die Sammlung Sigmund Feuchtwangers zahlreiche Fragen offenbleiben müssen, zeigt die Gegenüberstellung von narrativen Texten, Zeitungsannoncen, bibliographischen Listen und autobiographischen Aufzeichnungen, dass sich selbst »verlorene Sammlungen« über solche Zeugnisse zumindest im Ansatz rekonstruieren lassen und wie lohnenswert eine solche Spurensuche sein kann. Gerade mit Blick auf die jüdische Geschichte – aber auch darüber hinaus – sind narrative Zeugnisse und autobiographische Erinnerung daher umso wertvoller, da sie nicht selten die einzigen Quellen darstellen, die Anhaltspunkte über Herkunft, Vorbesitz

26 Catalogue of the Sassoon Collection of Highly Important Hebrew Printed Books. The First Portion, hg. von Sotheby's London, London 1970, S. 74.

27 Zur Sammlungs- und Familiengeschichte vgl. Cecil Roth: *The Sassoon Dynasty*, London 1977, sowie Joseph Sassoon: *The Sassoons. The Great Global Merchants and the Making of an Empire*, New York 2022.

28 Ohne Angabe: *Valuable Books*, in: *The Australian Jewish News* (Melbourne), 30. Oktober 1970, S. 16.

29 Scholem: *Von Berlin nach Jerusalem* (Anm. 17), S. 155.



Abb. 4: Titelblatt vom ersten Band des Sohars, Mantua 1558,
 © Israelische Nationalbibliothek, System-Nr. 990010734570205171.

oder Überlieferungsgeschichte kulturellen Erbes offenlegen. Auch wenn die materiellen Zeugnisse also nicht mehr physisch erhalten oder nur fragmentarisch rekonstruierbar sind, eröffnen narrative und autobiographische Texte nicht selten neue Zugänge mit Blick auf die Nachzeichnung verlorener Sammlungen oder Sammlungsteile. Über (auto-)biographische Zeugnisse

lassen sich also nicht nur Informationen offenlegen, die mit den Objekten selbst in Verlorenheit gehen, sondern auch solche, die diesen materiell nicht eingeschrieben sind. So kann ein Tagebuch oder Brief über den Kauf eines Objekts, seine Verwendung oder Weitergabe aufschlussreich sein und Auskunft darüber geben, wann es sich zu einem bestimmten Zeitpunkt im Besitz einer Person befunden hat, wohin es wanderte oder welche individuelle Zuschreibung es erfahren hat. Anderen Quellen gegenübergestellt, eröffnen narrative Zeugnisse somit die Rekonstruktion einer »virtuellen« Bibliothek (Ferrer).³⁰

Gleichwohl muss sich bei narrativen Quellen immer auch die Frage nach Verbindlichkeit und Authentizität stellen. Wie das Beispiel Walter Mehrings zeigte, kann die Beschreibung in der Rückschau nicht nur eine dokumentierende, sondern auch eine stilistische Funktion verfolgen. Über die literarische Form der Ekphrasis wird die Charakterisierung der verlorenen Bibliothek zu einer virtuellen Rekonstruktion, und damit zum Versuch, die Sammlung »im Geiste zu restituieren«.³¹ Obwohl also narrative Texte *bewusst* unterschiedliche Funktionen jenseits der faktischen Rekonstruktion verfolgen können, bergen sie darüber hinaus die Gefahr, *unbewusst* lückenhafte oder verzerrte Erinnerungen zu transportieren. Nicht nur bei juristischen, sondern auch bei der lückenlosen Rekonstruktion von historischen Zusammenhängen stoßen (auto-)biographische Zeugnisse – stehen sie für sich allein – an Grenzen. Dennoch können diese Quellen für die Provenienzforschung als ebenso wertvoll erachtet werden wie für die Geschichtswissenschaft als Ganzes.³² Bei der Auseinandersetzung mit dem Vergangenen, was die Rekonstruktion von Vorbesitz miteinschließt, eröffnen diese Zeugnisse neue Perspektiven, die jedoch nur durch kritische Einordnung und Prüfung zu einem fruchtbaren Instrument werden. Über narrative und (auto-)biographische Zeugnisse lässt sich aber nicht nur ein umfassenderes Verständnis über Herkunft, Besitz und Bedeutung eines Objekts rekonstruieren, sondern diese ermöglichen es, über den narrativen Gegenstand hinaus einen größeren kulturgeschichtlichen Kontext abzubilden.

30 Daniel Ferrer: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010, S. 15–18.

31 Mehring: Die verlorene Bibliothek (Anm. 4), Umschlagtext.

32 Vgl. dazu Dagmar Günther: »And now for something completely different«. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft«, in: Historische Zeitschrift, 272/1, 2001, S. 25–61.

BIBLIOTHEKSPHOTOGRAPHIEN

Etliche hat er aussortiert und verschenkt oder verkauft, viele sind durch die Enteignung in München aus dem Zusammenhang gerissen worden und als NS-Raubgut verloren gegangen, einige sind auf Umwegen durch den antiquarischen Buchhandel in private und öffentliche Sammlungen geraten, manche davon konnten restituiert werden. Die Bücher der privaten Bibliothek Thomas Manns (1875–1955) haben sehr verschiedene Biographien; ein Großteil seines ehemaligen Buchbesitzes bildet heute das Korpus der Nachlassbibliothek im Thomas-Mann-Archiv (TMA) der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich. Weitere externe Exemplare sind über die Welt verstreut, in Lübeck, München, am Zürichsee, in Bern, Pacific Palisades, New Haven, Husum, Wien und andernorts. Dieser Befund ist keine Sensation, weder für eine Privat- noch spezifischer für eine Autoren- und Exilbibliothek im deutschsprachigen Raum des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Besondere an Manns Bibliothek ist aber, dass es schon immer eine hohe Aufmerksamkeit für sie beziehungsweise für die von ihm gelesenen Bücher gab und deshalb einzelne Buchbiographien nachvollziehbar sowie die Aufenthaltsorte vieler Exemplare überhaupt dokumentiert sind.

An anderer Stelle habe ich zeigen können, dass die Inszenierung Thomas Manns als Schriftsteller und seine Werkpolitik bereits zu Lebzeiten aufs Engste mit seiner Bibliothek verbunden waren und bis heute sind.¹ Diesem Umstand ist es auch zu verdanken, dass im Laufe ihrer Geschichte eine ganze Reihe von Photographien der Bibliothek zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten ihrer Aufstellung entstanden und überliefert ist. Die Bilddatenbank des TMA auf der ETH-Plattform *E-Pics* hält derzeit 2.868 Bilder bereit (Stand März 2023). Unter den 87 Treffern zum Schlagwort ›Bücherregal/Bücherschrank‹ befindet sich auch eine kleine Serie von Schwarz-Weiß- und Farb-Photographien aus dem Jahr 1954, die Mann suchend und

1 Vgl. Anke Jaspers: (Frau) Thomas Manns Bibliothek? Autorschaftsinszenierung in der Nachlassbibliothek, in: Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von ders. und Andreas B. Kilcher, Göttingen 2020, S. 141–165.

lesend in seiner Bibliothek und denkend und schreibend am Schreibtisch zeigen.²

Solche Bibliotheksphotographien (ob mit oder ohne Autor:in) sind im hohen Grade inszeniert. Sie halten eine bestimmte historische Ordnung der Bibliothek im medialen und chronologischen Sinne ausschnitthaft fest. Wenn Bildmaterial einer Autor:innenbibliothek überliefert ist – seien es Zeichnungen, Photographien oder Filmaufnahmen –, dann lassen sich darauf gegebenenfalls Exemplare der »virtuellen«³ Bibliothek identifizieren, die einmal im Besitz der Autor:in waren, deren Aufenthaltsorte heute aber unbekannt sind. Solche Abbildungen ermöglichen es also, das Korpus einer Autor:innenbibliothek und damit der möglichen Lektüren und Quellen ihrer Besitzer:innen zu ergänzen und ihre Geschichte, ihren Bestand und ihre Ordnung(en) an verschiedenen Orten differenzierter darzustellen. Zunächst ist also zu fragen, welche Titel dort stehen und ob die Bücher in der »realen«⁴ Bibliothek Thomas Manns überliefert sind. Wie gelangten sie in die Bibliothek? Hat Mann sie gelesen und für Eigenes verwendet? Welche Stationen, Akteur:innen und Entwicklungen der Buchbiographien lassen sich rekonstruieren? Ziel solcher Unternehmungen ist es, den Blick auf Nachlassbibliotheken zu erweitern, Autor:innenbibliotheken als genuinen Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen und deren Entstehung, Entwicklung und andauernde Dynamik nachzuzeichnen. Hier aber soll es erst einmal darum gehen, auszuloten, welche Fragen sich bei der Beschäftigung mit Bibliotheksphotographien entwickeln, die aufschlussreich für die Provenienzforschung an Autor:innenbibliotheken sein könnten.⁵

Darüber hinaus besteht der Wert einer Bibliotheksphotographie, zumal wenn sich wie hier der Autor in Bezug zu seinen Büchern setzt, vor allem darin, das Reale der Inszenierung untersuchen zu können. Denn gerade in ihrer Inszeniertheit treffen die Photographien Aussagen über die Bibliothek und über die (Selbst-)Darstellung Thomas Manns *in* seiner Bibliothek im Moment der Aufnahme. Welche Bände sind wie und in welchem Zusammenhang abgebildet? Welche Praktiken im Umgang mit einer Privatbibliothek –

2 Es handelt sich um die Bilder TMA_2655, 2657, TMA_3533 bis 3546 und 8629. ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv / Photo: Photopress.

3 Vgl. Daniel Ferrer: Introduction. »Un imperceptible trait de gomme de tragacante ...«, in: Bibliothèques d'écrivains, hg. von Paolo D'Iorio und Daniel Ferrer, Paris 2001, S. 7–27, hier S. 15.

4 Vgl. ebd.

5 Zur Tradition herkunftsspezifischer Fragen in den Literaturwissenschaften und zu deren aktueller Reformulierung mithilfe des Provenienz-Begriffs vgl. die Einleitung des vorliegenden Bands.

sammeln, suchen, finden, ordnen, lesen et cetera – werden dargestellt? Was lässt sich darüber hinaus anhand der bildlichen Darstellung zum Verhältnis von Autor und Bibliothek in der spezifischen historischen Situation sagen?

Von Ende 1952 bis Anfang 1954 lebten die Manns nach der Rückkehr aus dem kalifornischen Exil in einem mehrstöckigen Haus in Erlenbach am Zürichsee. Bereits der Auszug aus der weißen Villa am Pazifik hatte große Verluste für Manns Bibliothek bedeutet. Hunderte von Büchern ließ er dort, die sein Neffe Klaus Hubert Pringsheim (1923–2001) an einen Buchhändler in Los Angeles verkaufte, viele Titel erhielt auch Manns Sohn Michael (1919–1977), der damals nur sechs Autostunden von seinen Eltern entfernt wohnte.⁶

Die Wiedereinrichtung der Bibliothek im Erlenbacher Haus war für den Routine liebenden Thomas Mann zunächst nur mit Ärger verbunden: Zum Aufstellen der kalifornischen Bücherregale waren das Wohnzimmer zu klein, die Decken zu niedrig, der Wandraum nicht ausreichend,⁷ zudem war die Leseecke zu »kalt«.⁸ Die ohne Aufsicht in Kalifornien verpackten Bücher lagen »wie Kraut und Rüben«⁹ in den Umzugskisten, viele waren in einem »elenden Zustand«.¹⁰ Manns »Kummer über Beschädigungen«¹¹ und das »Tohuwabohu«¹² der Bibliothek in den neuen Räumlichkeiten verstärkten seine Sehnsucht nach Pacific Palisades und machten die Rückkehr zu einer routinierten Arbeitsweise umso dringender: »Wie notwendig sind Ordnung und Übersicht.«¹³ Auch wenn Mann sich bereits in Pacific Palisades von vielen Büchern getrennt hatte, muss seine Bibliothek in der kalifornischen Zeit so sehr angewachsen sein, dass er im Erlenbacher Umzugschaos nicht nur das Wiedersehen mit vielen Titeln feierte, sondern die »Entdeckung«¹⁴ immer neuer Büchermengen auch dazu nutzte, weitere Bände auszusondern und wegzugeben. Eine »Übersicht« hatte Mann auch nach Ende der Aufräumarbeiten nicht, immerhin aber schien die Anordnung der Bücher in

6 Vgl. Anke Jaspers: Onkel Tommys Hütte. Erinnerungen von Klaus Hubert Pringsheim an Pacific Palisades, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 12/3, 2018, S. 120–127.

7 Vgl. Thomas Mann: Tagebücher in zehn Bänden. Bd. 9: 1951–1952, hg. von Inge Jens und Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1993, Eintrag vom 22. Dezember 1952, S. 316.

8 Thomas Mann: Tagebücher in zehn Bänden. Bd. 10: 1953–1955, hg. von Peter de Mendelssohn und Inge Jens, Frankfurt am Main 1995, Eintrag vom 21. Januar 1953, S. 15.

9 Ebd., Eintrag vom 16. Januar 1953, S. 12.

10 Ebd., Eintrag vom 18. Januar 1953, S. 13.

11 Ebd., Eintrag vom 21. Januar 1953, S. 14.

12 Ebd.

13 Ebd., Eintrag vom 28. Januar 1953, S. 19.

14 Ebd., Eintrag vom 31. Januar 1953, S. 20.

den neu angefertigten Regalen produktiv zu wirken. Mann empfand wieder »Vergnügen an der Bibliothek, die in dieser Aufstellung neue Sicht bietet und viel Reizvolles enthält«. ¹⁵

Ein Jahr später, am 22. Januar 1954, entstand die genannte Photoserie im Erlenbacher Arbeitszimmer, aufgenommen von einem unbekanntem Photographen der Zürcher Agentur Photopress. ¹⁶ Die Photographien sind teilweise so detailgenau, dass sie sich für einen Rekonstruktionsversuch eignen. Das »Objekt«, dessen Herkunft und Geschichte hier erforscht werden soll, ist also nicht die digital reproduzierte Photographie, deren Provenienz im Rahmen der Translokationsforschung ganz andere Fragen aufwerfen würde. ¹⁷ Von Interesse wäre dann die Frage nach den sozialen Biographien der reproduzierten Photographien, zum Beispiel in der Fontane-Forschung, in der das unten besprochene Photo anscheinend ikonisch geworden ist. ¹⁸ Vielmehr steht hier die Autorenbibliothek im Fokus, die auf den Photos abgebildet ist. Ich behandle die Photographien also als historische Dokumente, die Auskunft über eine bestimmte – zeitlich und räumlich gedachte – Situation der Bibliothek geben können, *und* als Artefakte, deren sorgfältig kuratierte und auf eine lange Tradition rekurrierende Bildsprache davon erzählt, wie Thomas Mann sich in dieser Situation als »Autor in der Bibliothek« inszeniert beziehungsweise vom Photographen darin inszeniert wird.

15 Ebd., Eintrag vom 4. Februar 1953, S. 22.

16 Die Archivphotographien der Agentur Photopress sind heute im Besitz der Zürcher Agentur Keystone. Laut Auskunft der Agentur liegen keine weiteren Informationen zur Herkunfts-, Entstehungs- und Publikationsgeschichte der Photographien vor. Vgl. Steve Jossi an Anke Jaspers, E-Mail vom 10. März 2023. Monika Hardmeier hat in einer Seminararbeit am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich mit eigenen Archivrecherchen und Interviews herausgefunden, dass die Geschichte des Photopress-Archivs kaum wissenschaftlich untersucht wurde. Vgl. Monika Hardmeier: Das Photopress Archiv. Archivbilder und ihre kontextuelle Verortung. Exemplarische Fotografieanalysen anhand von Photopress Archivfotografien und in Gegenüberstellung zu Fotografien aus der Fotosammlung des Schweizerischen Nationalmuseums, 2012, S. 4, online: <https://uzh.academia.edu/MonikaHardmeier> (Zugriff: 26. März 2023).

17 Vgl. exemplarisch Costanza Caraffa: Objects of Value: Challenging Conventional Hierarchies in the Photo Archive, in: Photo-Objects. On the Materiality of Photographs and Photo Archives in the Humanities and Sciences, hg. von Julia Bärnighausen u. a., Berlin 2019, S. 11–32, hier S. 15–17, sowie die anderen Beiträge in dieser Sammelpublikation, online: <https://www.mprl-series.mpg.de/studies/12/index.html> (Zugriff: 15. Mai 2023).

18 Vgl. Hanna Delf von Wolzogen: Und dazu der alte Fontane, online: <https://www.kulturstiftung.de/und-dazu-der-alte-fontane/> (Zugriff: 26. März 2023).

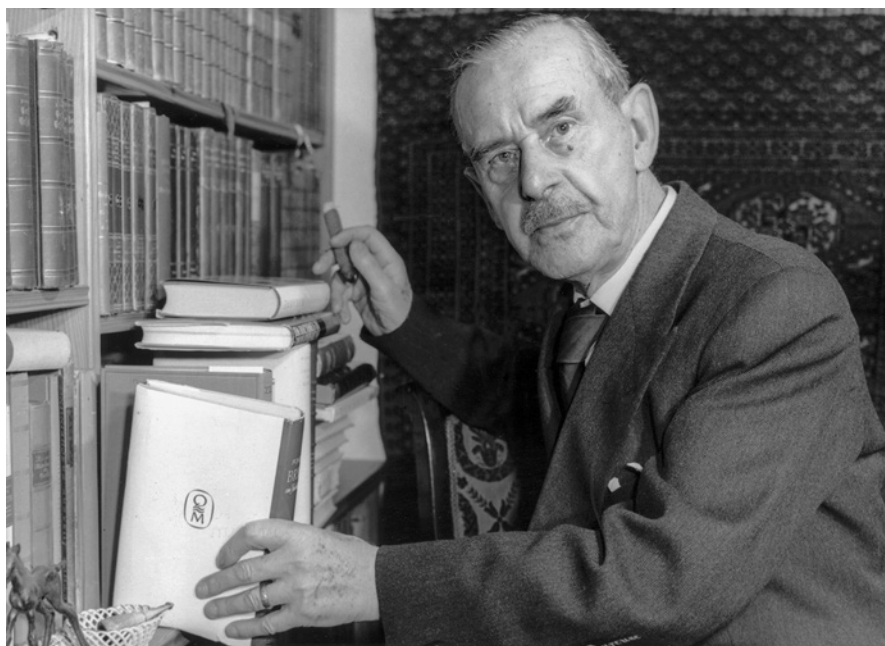


Abb. 1: Thomas Mann zieht ein Buch aus dem Regal ...

© ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv, TMA_3537 (Photo: Photopress).

Bei der Photoserie handelt es sich um einen *visual essay*,¹⁹ um arrangierte Szenen, die eine chronologisch aufgebaute Geschichte erzählen und die eigene Inszeniertheit mehr oder weniger offen zur Schau stellen. In Reihe simulieren die abgebildeten Posen des Autors verschiedene Momente eines (Lese- und) Schreibprozesses: die Suche am Bücherregal (TMA 3536), das Herausgreifen eines Exemplars (TMA 3537), das Seitenblättern neben Stapeln von gelesenen oder zu lesenden Büchern, Heften und Manuskripten (TMA 3544–3546), die vertiefte Lektüre im Armsessel vor der Bücherwand (TMA 3538, mit Detailaufnahme des Buchtitels: TMA 2655), das Aufschreiben (TMA 3534) und Nachdenken (TMA 3535) am Schreibtisch. Umgeben von seinen Utensilien und Erinnerungstücken, die untrennbar von Schreibtisch und Bibliothek zu sein scheinen, hält der Autor die gewohnten Insignien des Genusses und der Konzentration in den Händen: eine halb abgebrannte Zigarre und den Schreibstift. Zwischendurch guckt Mann direkt in die Kamera (TMA 3533 und

19 Vgl. Carolin John-Wenndorf: Der öffentliche Autor. Über die Selbstinszenierung von Schriftstellern, Bielefeld 2014, S. 350–351.

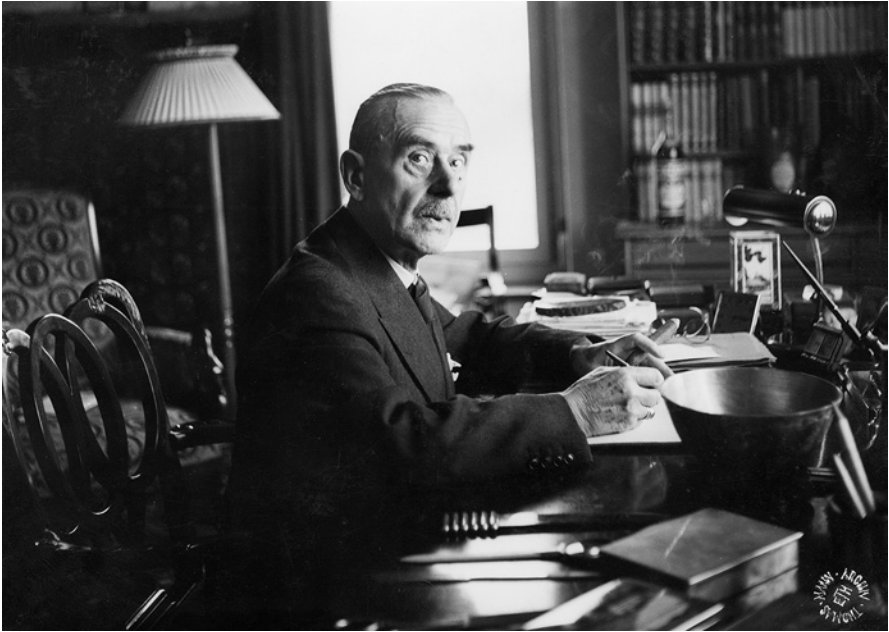


Abb. 2: ... und bringt nach dessen Lektüre etwas zu Papier.
 © ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv, TMA_3533 (Photo: Photopress).

3537), als hätte der Photograph ihn bei der Arbeit unterbrochen und als handle es sich doch um spontane Aufnahmen eines authentischen Augenblicks im Schaffensprozess eines sich unbeobachtet wählenden Schriftstellers.

Sogar das anschließende Gespräch mit Katia Mann (1883–1980), bei einer Tasse Tee in Korbstühlen ein wenig abseits vom Schaffensort (TMA 3529–3531), ist photographisch dokumentiert. Es scheint all das, was Manns häusliches Arbeiten ermöglicht, abgebildet zu sein: Bibliothek, Sitzmobiliar, Schreibtisch, Stifte, kleine Kunst-Dinge und Erinnerungsstücke, Arbeitskleidung, Arbeitszimmer und seine engste Lebens- und Arbeitspartnerin. In der Zusammenschau vereint die Photoserie Varianten der typischen Autordarstellungen des umfangreich gebildeten, lesenden und schreibenden Autors (*poeta doctus*), des in die Ferne blickenden, weltentrückten Dichters (*poeta vates*) und des nahbaren, seinen Leser:innen zugewandten, souveränen Zeitgenossen (Darstellung *en face*).²⁰ Das Werk selbst, auf das diese Inszenierung

²⁰ Vgl. Matthias Bickenbach: Autor-Bild, in: Grundthemen der Literaturwissenschaft: Autorschaft, hg. von Michael Wetzlar, Berlin und Boston 2022, S. 366–381, hier

zielt, ist nur in seiner Genese und in Form seines metonymischen Stellvertreters, des Autors, präsent.²¹

Die Photographien setzen den Autor also ›zwischen den Werken‹ in mehrfachem Sinn in Szene: Sie veranschaulichen, dass Literatur sich in komplexen Beziehungen von Lesen und Schreiben (in der Darstellung des Lese- und Schreibprozesses) sowie Schreiben und Lesen (in der asymmetrischen Kommunikation des Bilds mit seinen Betrachter:innen als potentielle Leser:innen der literarischen Werke) vollzieht. »[S]chreibende Hand und lesendes Auge stehen in spürbar innigem Verhältnis zueinander«,²² aufgrund dessen sich Thomas Manns Autorschaft überhaupt erst herausbildet: Gemeint ist, dass zum einen sein Werk aus der Lektüre in der Zwischenzeit zweier Publikationen entsteht und zum anderen sich vor allem Manns Autorschaft (auch) über das (inszenierte) Verhältnis zu seinen Büchern und seiner Bibliothek konstituiert.

Die Photographien wirken in ihrer Darstellungsweise ebenso individualisierend wie kollektivierend.²³ Sie bieten scheinbar intime Einblicke in das Leben und Arbeiten Thomas Manns, führen aber auch eine reiche Bildtradition weiter,²⁴ indem sie den *poeta doctus* zwischen seinen Büchern, denen er sein Wissen entnimmt, den Möbeln, die sein Schaffen ermöglichen, und den ihn umgebenden Dingen, die ihn und sein Werk inspirieren, quasi wie in Film-Standbildern darstellen und in Bewegung bringen. Mit Blick auf die Szenerie handelt es sich bei den Photographien auch eigentlich gerade nicht um Einzelporträts Thomas Manns in seinem Erlbacher Arbeitszimmer, vielmehr präsentieren sie Autor und Werk im Kontext. Hier entstehen Werke aus der Lektüre, wird Intertextualität materiell – in den Mann umgebenden Schriften – und medial – in deren photographischer Inszenierung – greifbar. Manns (Selbst-)Darstellung bildet Allianzen mit den in gleicher Tradition dargestellten Autor:innen, Herausgeber:innen und Verlagen der abgebildeten

S. 370. Zur Bildpolitik Thomas Manns vgl. zudem Eva-Monika Turck: Thomas Mann. Fotografie wird Literatur, Frankfurt am Main 2004.

21 Vgl. ähnlich Ulrich Kinzel: Das fotografische Porträt Thomas Manns, in: Subjektform Autor. Autorschaftsinszenierungen als Praktiken der Subjektivierung, hg. von Sabine Kyora, Bielefeld 2014, S. 197–215, hier S. 208.

22 Alexander Honold: Zwischen den Werken. Thomas Manns Spiel mit der Autorschaft, in: Poetologien des Posturalen. Autorschaftsinszenierungen in der Literatur der Zwischenkriegszeit, hg. von Clemens Peck und Norbert Christian Wolf, Paderborn 2017, S. 29–47, hier S. 35.

23 Vgl. zu dieser Ambivalenz Bickenbach: Autor-Bild (Anm. 20), S. 369 und S. 374, sowie grundlegend zur Geschichte, Funktion und Erforschung von Autor-Bildern: ebd.

24 Zur »Ästhetik der Tradition« in der photographischen Inszenierung Thomas Manns vgl. Kinzel: Das fotografische Porträt (Anm. 21), S. 203.



Abb. 3: Thomas Mann im Schwanfauteuil vor seiner Bibliothek, lesend. Erlenbach am 22. Januar 1954, © ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv, TMA_3538 (Photo: Photopress).

Bücher; sie zeigen literarische Wahlverwandtschaften in Gegenwart und Geschichte.

Eine Photographie ist in verschiedenen Ausschnitten überliefert (Abb. 3). Sie zeigt Mann im Lehnstuhl sitzend, die Zigarre in der rechten, die Finger der linken Hand zwischen den Seiten, in die Lektüre vertieft. Sein Kopf wird von einer hellen Stehlampe beschirmt, die lesende Hand und sein Gesicht sind erleuchtet. Das zentimetergenau auf die Buchrückenhöhe angepasste Regal dominieren ledergebundene und goldgeprägte Werkausgaben: Goethe (1749–1832), Keller (1819–1890), Stifter (1805–1868) und die Arbeiten des dänischen Literaturhistorikers Georg Brandes (1842–1927) stehen in Manns

Rücken. Allein im Regal, das im Hintergrund seiner Stirn in der Bildmitte arrangiert ist, sind die Bücher mit ihren hellen Buchrücken und Buchschnitten so dynamisch aufgestellt und abgelegt, dass sie zur Lektüre ihrer Titel geradezu einladen.²⁵ Nicht der Autor, sondern seine Bücher gucken uns an und geben Hinweise, anhand derer sich Literaturgeschichte erzählen lässt: über Manns Umgang mit seiner Bibliothek, über seine Lektüren, über sein Denken und Schreiben. Sie legen somit Fahrten ins Werk *und* in die Nachlassbibliothek – mit der impliziten Aufforderung, deren Bezüge herzustellen, die Werkentstehung in ihrer historisch-kulturellen Situiertheit nachzuvollziehen.

Eingedenk dieser Inszenierung der spezifischen (An-)Ordnung der Bücher sowie der bewussten Auswahl des Bildausschnitts hat die Photographie auch dokumentarischen Charakter. Sie zeigt nicht nur, was Mann zu einem bestimmten Zeitpunkt als relevant für das Verständnis seiner Arbeit und Autorschaft erachtet hat. Die Bücher, die man sieht, sind darüber hinaus tatsächlich einmal – als Eigentum oder Besitz – Teil seiner Autorenbibliothek gewesen. So lässt sich aus einem Abgleich der Photographie mit den Katalogen der Nachlassbibliothek feststellen, was da war und heute nicht mehr ist. An einigen Beispielen will ich verschiedene Provenienzen aufzeigen und veranschaulichen, welche Fragen sich mit ihnen verbinden.

Direkt hinter dem Lehnstuhl liegen zwei Bände auf einem Bücherstapel, die 1953 erschienen sind: Obenauf Hans Werner Richters (1908–1993) Roman *Spuren im Sand*, den Mann am Tag der Photoaufnahmen noch nicht gelesen hatte,²⁶ und Ernst Niekischs (1889–1967) Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus *Das Reich der niederen Dämonen*. Beide Bände befinden sich heute in der Nachlassbibliothek, letzterer mit Anstreichungen von Golo Mann.²⁷ Manns Sohn erbt viele Bücher, die Grundlage seines eigenen Schaffens wurden. Doch obwohl er in seinen Büchern viel und expressiv annotiert hat, behandelte er die Exemplare aus der Bibliothek seines Vaters teilweise nur als Leihgabe, so dass sie nach dessen Tod ihren Weg zurück in ihren ursprünglichen Zusammenhang fanden. Heute lassen

25 Was hier für die Erforschung von (inszenierten) Schreibprozessen und Autorschaftskonzepten aufschlussreich ist, gerät der Provenienzforschung gerade zum Nachteil: ermöglicht die Abbildung des weißen Buchschnitts eben gerade keine (oder nur eine erschwerte) Rekonstruktion des Titels, der Ausgabe et cetera. Ich danke Sarah Gaber für den Hinweis.

26 Mann: Tagebücher 1953–1955 (Anm. 8), Eintrag 29. Januar 1954, S. 176.

27 Vgl. Ernst Niekisch: *Das Reich der niederen Dämonen*. Hamburg 1953, online: <https://nb-web.tma.ethz.ch/digbib/view?pid=004198554#4> (Zugriff: 26. März 2023), Phänomen 1, Bild 2.

sich anhand der gemischten Urheberschaften der Lesespuren sowie der Bücherbiographien Fragen nach den Zuschreibungspraktiken im Umgang mit Autor:innenbibliotheken stellen: Welche Besitzverhältnisse lassen sich nachweisen? Wer entscheidet nach welchen Kriterien, wohin ein Lesespurenexemplar gehört? Abgewogen wird dabei zwischen Eigentumsrechten, der Präsenz und Prominenz der Nachlässe, dem Grad der Kanonisierung von Autor:in und Werk, der Qualität und Quantität der Lesespuren sowie der jeweiligen Bedeutung als Quelle. Und daraus wiederum lässt sich schließen, was die Gewichtung dieser Kriterien für den Status einer Büchersammlung bedeutet.²⁸

Neben dem Stapel steht Hermann Brochs (1886–1951) Romanfragment *Der Versucher*, das 1953 aus dem Nachlass herausgegeben von Felix Stössinger im Zürcher Rhein-Verlag erschien. Laut Thomas Manns Tagebüchern hatte er die Druckfahnen bereits im Dezember des Vorjahres vom Verleger erhalten, um eine Empfehlung vermutlich für die Buchwerbung abzugeben. Besorgt über die Vorgehensweise Stössingers, der drei Fassungen kombiniert und eigenhändig ergänzt hatte, beschäftigte sich Mann mit der Herausgabe von Schriften aus dem Nachlass, unter anderem ratsuchend bei dem Broch und ihm gemeinsamen Freund Erich von Kahler (1885–1970).²⁹ Manns Exemplar ist nicht überliefert, der Titel aber Teil einer Büchersammlung in der Depotbibliothek des TMA (Signatur TMB), die vermutlich vom ehemaligen Archivleiter, Hans Wysling (1926–1995), initiiert wurde und Ausgaben der Titel enthält, die Thomas Mann nachweislich gelesen hat.

Die zweibändige Essaysammlung *Deutscher Geist* – drei Bände weiter links –, die ebenfalls 1953 in einer erweiterten Neuauflage im Suhrkamp Verlag erschien, steht heute weder in der Nachlassbibliothek noch in der Depotbibliothek. Mann hatte die Bände im November 1953 vom Verlag als Belegexemplar für seinen darin veröffentlichten Essay *Der Künstler und die Gesellschaft* erhalten und mehrfach darin gelesen.³⁰ In diesem Fall erweitert die Provenienzrecherche an der Photographie also das historische Korpus der Privatbibliothek des Autors. Dass Mann darin gelesen hat, schließen wir allerdings allein aufgrund der Aufzeichnungen in den Tagebüchern. In ihrem dialektischen Verhältnis aus (Selbst-)Dokumentation und Fiktionalisierung sind die Tagebücher den Bibliotheksphotographien sehr ähnlich. Sie sind besonders ergiebig, will man Manns Lektüren rekonstruieren und mit den überlieferten Bänden der »realen« Bibliothek kontrastieren, ohne zu

28 Vgl. zu ähnlichen Fragen den Beitrag von Martina Schönächler in diesem Band.

29 Vgl. Mann: Tagebücher 1953–1955 (Anm. 8), Einträge vom 30. Dezember 1953, 2. Januar 1954 und 15. Januar 1954, S. 161, S. 165 und S. 170.

30 Ebd., Einträge vom 23. November 1953 und 6. Dezember 1953, S. 143 und S. 150.

vergessen, dass Mann ein Meister der quellenpolitischen Rezeptionslenkung war: Mehrfach hat die Thomas-Mann-Forschung nachweisen können, dass der Autor geschickt hervorhob, was er zum Quellenmaterial seiner Werke gezählt haben wollte, und verschwieg, was er sonst noch gelesen und verwendet hatte.³¹ Vielmehr noch geben sie auch Auskunft darüber, welche Buchsendungen, Lektüren, Eindrücke und sonstigen Erfahrungen Thomas Mann zu einem bestimmten Zeitpunkt wie dargestellt und konstelliert hat. Wozu aber, bleibt zu klären, dann die aufwendige Recherche an den Bibliotheksphotographien?

Drei Gründe möchte ich nennen: Erstens geben die Photographien wie bereits erwähnt Auskunft über eine bestimmte Situation der Bibliothek. Das Regalbrett im Hintergrund von Manns Stirn setzt nach Art einer Handbibliothek das aktuelle Pensum von bereits gelesenen oder noch zu lesenden Büchern in Szene. Ein visueller Eindruck, der sich mit den Ausführungen in den Tagebüchern, wie sich bereits gezeigt hat, kontextualisieren und vergleichen lässt. Bedenkt man die Inszeniertheit der Photographie, dann wirkt die Ordnungsweise der Bücher aber auch als Aufforderung an die Nachwelt, Fragen zum Gehalt des Bilds zu stellen. Besonders aufschlussreich ist die Frage nach den literarischen, materiellen und sozialen Nachbarschaften der Bücher. Welche Zusammenhänge ergeben sich aus der Anordnung der Titel, ihrer Autor:innen und der beteiligten Verlage? Wie inszeniert Mann sich als Autor und wie stellt sich die Dynamik von Bibliothek, Werk und Leben dar? Zweitens stehen im Bücherregal Bände, deren Titel auch aus den Tagebüchern nicht beziehungsweise nicht allein aus diesen rekonstruierbar sind. Den Bestseller-Roman *Keiner kommt zu kurz oder Der Stundenlohn Gottes* des schottischen Autors Bruce Marshall (1899–1987) links neben *Deutscher Geist* erhielt Mann – so vermute ich wiederum aufgrund der Tagebuchaufzeichnungen – am 10. November 1953 als Teil einer »[g]roße[n] Büchersendung«³² des Verlegers Jakob Hegner (1882–1962) aus Köln. Dass er sich auf der Photographie befindet, generiert – drittens – Fragen nach seiner Relevanz. Hat Thomas Mann in dem Buch gelesen? Hat die Lektüre in seinen eigenen Schriften oder in seinem Denken und Handeln Spuren hinterlassen? Hat er den Autor und sein Werk gekannt? In welchem Verhältnis stand Mann zu dem Verlag und seinem Verleger?

31 Vgl. zum Beispiel Yahya Elsaygh: Einleitung, in: Thomas Mann Goethe, hg. von dems. und Hanspeter Affolter, Frankfurt am Main 2019, S. 7–58, hier S. 37–38, und ders.: Thomas Mann und die kleinen Unterschiede. Zur erzählerischen Imagination des Anderen, Köln, Weimar und Wien 2004, S. 316–325.

32 Mann: Tagebücher 1953–1955 (Anm. 8), Eintrag vom 10. November 1953, S. 138.

Das folgende, letzte Beispiel illustriert, welcher Mikrokosmos an biographischen, literarischen, medialen, sozialen und im weitesten Sinne politischen Konstellationen sich um die Situation einer Bibliotheksphotographie aufspannen kann, und verdeutlicht, dass die Provenienzforschung notwendigerweise in den schriftlichen und materiellen Nachlass (Bibliothek, Sammlungsstücke, Schreib- und andere Utensilien), in die Texte des *dossier génétique* und ins Werk führt, diese also in Beziehung zueinander setzt. Das Buch, um das es geht, hält Mann in den Händen: Nur wenige Wochen vor dem Phototermin hatte er die *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil* und damit – was er nicht wusste – seine letzte Arbeit an einem Roman abgeschlossen. Seit dieser Zeit las er in der von Kurt Schreinert herausgegebenen Edition der Briefe Theodor Fontanes (1819–1898) an den jüdischen Amtsrichter und Altersfreund Georg Friedlaender (1843–1914). Dass Mann sich in den Tagen der Photographie gedanklich mit den Herausforderungen der Nachlassverwaltung auseinandersetzte, hat bereits das Broch-Beispiel gezeigt. Ihn plagten seit geraumer Zeit rheumatische Schmerzen, so dass er nicht mehr lange und auf jedem Möbel sitzen konnte, hinzu war im Dezember eine Augenentzündung gekommen, die das Lesen und Schreiben so stark behinderte, dass Mann seine Briefe zwischendurch diktieren musste.³³ In dieser Situation, wiederum »zwischen den Werken«, unzufrieden mit den Arbeitsbedingungen und körperlich leidend, sich im Lebensabend einrichtend, beeindruckten ihn Fontanes »Briefschreibe-Frische und Leichtigkeit im Alter«³⁴ so sehr, dass er am 5. Februar 1954 eine Rezension unter dem Titel *Noch einmal der Alte Fontane* in der Zürcher *Weltwoche* veröffentlichte.³⁵ Die Bibliothek diente ihm wie so oft als Bücherkammer, aus der sich das eigene Werk und Wirken speiste.

Die Kontextualisierung der Photographie ermöglicht nun einen differenzierten Blick auf die Bibliothek und deren Verhältnis zu Leben und Werk des Autors: Auf dem Photo liest Thomas Mann in den Briefen eines seiner Lieblingsautoren, umgeben von seiner ihn seit langer Zeit begleitenden Büchersammlung, die dynamisch abnimmt und anwächst. Der erweiterte Blick auf die Photoserie verdeutlicht die medial-materielle Vielfalt von Manns Lektüren zwischen wertvollen Werkausgaben und der Zürcher Tageszeitung. Der Autor erscheint als Herr über seine Bibliothek mit wohlsortierten Funktionsbereichen, aus denen er gezielt etwas herausgreifen kann. Allein der Ab-

33 Ebd., Einträge vom 3. und 4. Januar 1954, S. 166.

34 Ebd., Eintrag vom 22. Dezember 1953, S. 157.

35 Thomas Mann: *Noch einmal der Alte Fontane*, in: *Die Weltwoche*, Nr. 1056 vom 5. Februar 1954, S. 5 und S. 7.

lagestapel an unsortierten Publikationen (zum Beispiel TMA 3546) vermittelt bereits einen Eindruck davon, dass Mann zeitweise und immer wieder von den eingehenden Buchgeschenken, Verlagsbuchsendungen, abonnierten Zeitschriften und Zeitungen, dem damit verbundenen Lese- und Briefschreibpensum sowie dem mangelnden Überblick über den eigenen Buchbesitz überfordert war: eine dynamische Masse, die er nur mithilfe seiner Familie und Freund:innen einigermaßen in den Griff zu bekommen wusste. Manns Tagebucheinträge zeigen parallel dazu ein Panoptikum an materiell-medial und thematisch vielfältigen Lektüren und Eindrücken eines Tages, die sein Denken und Schreiben angeregt haben sollen. Am 8. Dezember 1953 zum Beispiel hielt er fest:

Guter Artikel über »L'Inganno« in *Il Mondo*, wo das Ganze erschien. Auch warme Briefe über die Erzählung. [...] Abends Schlußteil von Harold in Italy, bewundert. Dann Ouvertüre u. Weiteres aus der »Fledermaus«. Reichtum an Einfällen. – Tief bewegt von [der] Hadrianischen Memoiren-Fiktion. Die Antinous Liebesgeschichte, sein Tod, des Liebenden Schmerz, die Vergöttlichung – ergreifend.³⁶

Das Lesen von Zeitungsartikeln, Briefen und Büchern, begleitet von musikalischen Eindrücken, Theaterbesuchen, Kinoabenden und – nicht zu vergessen – Gesprächen geht in der Erzählung des Tagebuchs über ins Schreiben von Briefen, Rezensionen, eigenen literarischen Arbeiten. Solche Fahrten führen in die Bibliothek und ins Werk und können trotz oder gerade aufgrund ihres selektiven Charakters veranschaulichen, wie komplex das Verhältnis zwischen der Vielfalt des Gelesenen, Gehörten, Gesehenen und deren (Mehrfach-)Verwertung in der eigenen Textproduktion ist. Sowohl der Blick auf die Photographien als auch in die Tagebücher in Vergleich zu dem, was über Jahrzehnte hinweg unter der (Nachlass-)Bibliothek Thomas Manns verstanden wurde, führt außerdem zu einer Kritik an bestehenden und historischen Korpusdefinitionen. Ganz generell formuliert: Wie lässt sich das Korpus einer Autor:innenbibliothek definieren, wenn es nicht nur Eigentum und Besitz, sondern auch Lektüren umfassen soll? Denn problematisch, um nicht zu sagen utopisch, wird es spätestens dann, wenn »Lektüre« und »Bibliothek« metaphorisch verstanden auch nicht-schriftliche Eindrücke umfassen sollen, die sich im Schreiben niedergeschlagen haben.

Neben Szenen produktiver Rezeption erzählen die Tagebücher in den Tagen der Photographie aber auch, dass Mann nicht wusste, wie er nach dem

36 Mann: Tagebücher 1953–1955 (Anm. 8), Eintrag vom 8. Dezember 1953, S. 150–151.

Krull weitermachen sollte: »Was tun?«³⁷ »[D]as Problem, was ich arbeiten soll, denn ohne das ist kein Leben.«³⁸ Im Kontrast von relativ sachlicher Bild-Darstellung und emotiver Erzählung des Tagebuchs wird deutlich, wie einschneidend und existentiell diese Alterserfahrungen sein mussten.³⁹ Vor diesem Hintergrund wird klar, dass die Photoserie die reale Arbeitssituation entlastet, indem sie den von Mann gerade abgeschlossenen Schreibprozess (der Fontane-Rezension) idealisiert darstellt und in dieser Form souveräne Leistungsfähigkeit suggeriert.

Die Provenienz- oder Translokationsforschung an Bibliotheksphotographien und Büchern von Autor:innenbibliotheken hat experimentellen Charakter: Sie erfordert eine ressourcenintensive Recherche sowie die Erweiterung der genuin philologischen Methoden (zum Beispiel um Archiv- und Datenbankrecherche, Interviews, kooperatives Forschen) und Quellen (zum Beispiel um bibliothekarische Datenbanken, Akzessionsjournale, Photographien, Zeitzeug:innen und ihr Praxiswissen). Generell ist vorab unklar, welches literaturhistorische oder textgenetische Wissen sich akkumulieren lässt. Der Informationsgewinn ist dann relativ gering, wenn der »virtuellen« Bibliothek Thomas Manns aufgrund der Autopsie des Bibliotheksphotos nur ein Exemplar hinzugefügt werden kann. Die Frage nach der Provenienz eines Buchs oder einer Autor:innenbibliothek ermöglicht allerdings, literatur- und werkgeschichtliche Szenen zu erzählen, die neue Perspektiven auf das dynamische Verhältnis von Bibliothek und Autor:in, Werk und Leben bieten und unser Verständnis von den verschiedenen Funktionen einer (bestimmten) Autor:innenbibliothek ergänzen. Sie ist somit eine sinnvolle Erweiterung der Betrachtung von Literatur (im weitesten Sinne) in ihren sozialen, historischen, politischen, literarischen und materiellen Entstehungs- und Wirkungsbedingungen. »Es geht«, um es mit Bénédicte Savoy zu sagen, »um zusätzliche Aufklärung, um kollektive Verortung, um Erkenntnis.«⁴⁰

37 Ebd., Eintrag vom 4. Januar 1954, S. 166.

38 Ebd., Eintrag vom 17. Januar 1954, S. 171.

39 Vgl. Inge Jens: *Am Schreibtisch. Thomas Mann und seine Welt*, Reinbek bei Hamburg 2013, S. 175.

40 Bénédicte Savoy: *Die Provenienz der Kultur. Von der Trauer des Verlusts zum universalen Menschheitserbe*. 3. Aufl., Berlin 2018, S. 56–57.

III. EDIEREN UND HERAUSGEBEN VON TEXTEN

TEXTZEUGENERMITTLUNG AUS AUKTIONSKATALOGEN

1 Autographenmarkt und Editionsphilologie

Das Aufspüren aller relevanten Textzeugen steht am Anfang jeder Edition und zählt zu den zentralen Aufgaben im methodischen Prozess der Vorbereitung wissenschaftlicher Ausgaben.¹ Neben der gezielten Recherche der handschriftlichen Überlieferung – in der Regel in Form von Autographen oder Abschriften nach den Originalen – in Archiven, Bibliotheken und Privatsammlungen sowie der Auswertung aller relevanten Drucke gehört in diesen Zusammenhang auch die systematische Beobachtung des Autographenhandels. Der Handel bildet eine zentrale Funktionsstelle bei der Überlieferung und Distribution literarischer Quellen, die sich nicht (oder jedenfalls noch nicht) in öffentlichem Besitz befinden.

Der Komplex Autographenhandel und Editionsphilologie hat eine synchrone und eine diachrone Dimension. Während bei aktuellen oder rezenten Auktionen eine große Chance besteht, dass die angebotenen Manuskripte, Briefe oder Lebenszeugnisse über kurz oder lang erneut im Handel auftauchen, bestenfalls in Begleitung neuer und genauerer Informationen zu ihrem Inhalt und der Materialität ihrer Überlieferung, müssen viele Textzeugen, die in der ferneren Vergangenheit gehandelt wurden, ohne je in öffentlichen Besitz gelangt zu sein, als verloren gelten. In diesen Fällen sind die Beschreibungen (und gelegentlichen Abbildungen) in Auktions- und Verkaufskatalogen nicht selten die einzigen Quellen für die editorische Erschließung der Texte.²

Schon die kursorische Heranziehung einschlägiger deutschsprachiger Kataloge aus den Jahren zwischen 1900 und 1945, deren Inhalte heute bereits zu großen Teilen über die Webportale *Auktionskataloge – digital* und *German Sales* recherchiert werden können, vermittelt eine deutliche Ahnung davon, in welcher Zahl bedeutende kulturhistorische Zeugnisse, auch als Re-

1 Vgl. hierzu Rose-Maria Hurlebusch: Zur Methodik der Vorbereitung historisch-kritischer Ausgaben, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 401–412.

2 Zum Quellenwert von Auktions- und Verkaufskatalogen, ihrer Bedeutung für die Provenienzforschung und dem Stand ihrer Erschließung vgl. die Beiträge von Petra Feuerstein-Herz und Elizabeth Harding in diesem Band.

sultat von Vertreibung, Emigration oder Krieg, zerstreut wurden, ›verschollen‹ sind oder sich, sofern sie noch existieren, derzeit mutmaßlich in schwer zugänglichen Privatsammlungen befinden.³

Das Zusammenspiel von Autographenmarkt, privatem und institutionellem Sammeln und Editionswissenschaft soll hier am Beispiel der Briefe Frank Wedekinds (1864–1918) untersucht werden. In Form eines Werkstattberichts greife ich dabei auf Erfahrungen und Forschungsergebnisse zurück, die während der Arbeit an der digitalen Editionsdatenbank *Frank Wedekinds Korrespondenz digital* gesammelt wurden.⁴ Das von der Editions- und Forschungsstelle Frank Wedekind bearbeitete, aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Forschungsprojekt (2018–2024) stellt den ersten Versuch dar, das umfangreiche Korpus der Briefe von und an Frank Wedekind systematisch zu erschließen und als kumulative digitale Edition für eine breite Öffentlichkeit diesseits und jenseits der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Eine Reihe erkenntnisleitender Fragen lässt sich mit Bezug auf das Rahmenthema dieses Sammelbandes formulieren, das die Zusammenhänge zwischen Provenienz und der materiellen Überlieferung literarischer Texte in den Blick nimmt: Welche quantitative und qualitative Bedeutung kommt Auktionskatalogen für die Textgrundlagen einer großen Edition zu? Wie ist der Quellenwert der Kataloge zu beurteilen, insbesondere dort, wo sie an die Stelle einer nicht mehr vorhandenen originalen Überlieferung treten? Wie erforschen und dokumentieren Editor:innen die Überlieferungswege von Briefen mithilfe der Kataloge? Und vor welchen Problemen steht schließlich die Interpretation von Daten, die aus diesen Quellen gewonnen werden, und wie können diese transparent in eine moderne elektronische Edition eingebracht werden?

3 Die Datenbanken bieten derzeit Zugang zu »knapp 11.500 digitalisierten Auktions- und Verkaufskatalogen mit einem Schwerpunkt auf deutschsprachigen Katalogen der Jahre 1901 bis 1945«, online: <https://www.arthistoricum.net/themen/portale/german-sales/auktionskataloge> (Zugriff: 15. August 2024).

4 Frank Wedekinds Korrespondenz digital, online: <https://www.briefedition.wedekind.h-da.de/> (Zugriff: 15. August 2024). Projektleitung: Ariane Martin (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und Uta Störl (FernUniversität Hagen). Im Folgenden verzichte ich aus Platzgründen, sofern es sich nicht um direkte Zitate handelt, auf Einzelnachweise der Briefe Wedekinds in der Datenbank, da diese über die Namen der jeweiligen Korrespondenzpartner:innen sowie das Datum leicht zu ermitteln sind. – Für Hinweise, Material und Kritik bin ich Ariane Martin und Anke Lindemann (JGU Mainz) sowie Caroline Jessen, Hans-Harald Müller und den Herausgeber:innen des vorliegenden Bands zu Dank verpflichtet.

2 Wedekinds Korrespondenz: Überlieferte und erschlossene Briefe

Mit Frank Wedekind ist ein Autor adressiert, der zwar seit langem zum Kanon der Klassischen Moderne gehört, dessen zeitgenössische und posthume Wirkung aber von starken Widerständen, Konjunkturen und gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt war, die sich auch auf die Überlieferung und Edition seiner Manuskripte und Briefe ausgewirkt haben. Wedekind, der wie kaum ein zweiter Autor seiner Generation von den Mechanismen staatlicher Zensur betroffen war, forderte die wilhelminische Gesellschaft in vielfacher Hinsicht heraus: durch seinen antibürgerlichen Habitus, die Schärfe seiner Satire, seine experimentelle Dramatik und nicht zuletzt dadurch, wie er beispielsweise in der Kindertragödie *Frühlings Erwachen* oder in den *Lulu*-Tragödien seinerzeit tabuisierte Themen wie die Sexualität Jugendlicher, ›abweichendes‹ Sexualverhalten oder Prostitution verhandelte.⁵ Wedekind stand mit einer Vielzahl prominenter Zeitgenoss:innen mehr oder weniger kontinuierlich in brieflichem Kontakt, darunter neben Schriftsteller:innen, Verleger:innen und Theaterleuten auch Wissenschaftler:innen, Intellektuelle und Medienschaffende aller Professionen. Sein weit verzweigter Freundes- und Bekanntenkreis berührte sich mit etlichen Kreisen und Schichten der europäischen Bohème in verschiedenen Kulturzentren (vor allem München, Berlin, Leipzig, Zürich, Paris, London). Er korrespondierte außerdem intensiv mit Familienmitgliedern und Verwandten, Geliebten und Verehrer:innen.⁶

Auf die prekäre Situation der Nachlasspublikation bei Wedekind wies schon 1932 Theodor W. Adorno (1903–1969) hin, der seiner Hoffnung Ausdruck verlieh, »es möchten Trümmer und Bruchstücke an die Ganzheit eines literarischen Werkes erinnern, während die Ganzheit des Werkes selber [...] für das öffentliche Bewußtsein in Trümmer und Bruchstücke zerfiel«.⁷ Erschwerend wirkte sich für die Forschung die Entscheidung der Familie Wedekind aus, den Nachlass, der während des Zweiten Weltkrieges zum Schutz vor Bombenangriffen in die Schweiz verlagert worden war, in zwei größere

5 Eine gute Einführung in Leben und Werk des Autors sowie aktuelle Forschungsprobleme bietet der anlässlich Wedekinds 150. Geburtstag erschienene Ausstellungskatalog: Manfred Mittermayer und Silvia Bengesser (Hg.): *Wedekinds Welt. Theater – Eros – Provokation*, Leipzig 2014.

6 Für einen Überblick vgl. die umfangreiche Liste der bisher in der Datenbank erfassten Korrespondenzpartner:innen: <https://www.briefedition.wedekind.h-da.de/view/correspondent/list.xhtml> (Zugriff: 15. August 2024).

7 Theodor W. Adorno: *Über den Nachlaß Frank Wedekinds* [1932], in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 11: *Noten zur Literatur*, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1974, S. 627–633, hier S. 627.



Abb. 1: Frank Wedekind an seinem Schreibtisch in München, um 1908,
© DLA Marbach (Photo: Atelier Jaeger & Goergen, München).

Teilnächlässe – in der Kantonsbibliothek Aargau (Aarau/Schweiz) und der Monacensia (Stadtbibliothek München) – zu separieren.⁸

Editorisch war Wedekinds umfangreiche Korrespondenz bis vor wenigen Jahren im Wesentlichen durch eine frühe, von Fritz Strich (1882–1963) besorgte Auswahlangabe (1924)⁹ sowie in jüngerer Zeit durch eine Reihe von Ausgaben einzelner Briefwechsel¹⁰ erschlossen. Das Projekt *Frank Wedekinds Korrespondenz digital* konnte indes von der systematischen Erschlie-

8 Vgl. hierzu Hartmut Vinçon: Frank Wedekind, Stuttgart 1987, S. 3–5.

9 Frank Wedekind: Gesammelte Briefe. 2 Bde., hg. von Fritz Strich, München 1924.

10 Frank Wedekind, Thomas Mann, Heinrich Mann. Briefwechsel mit Maximilian Harden, hg. von Ariane Martin, Darmstadt 1996; Karl Kraus – Frank Wedekind. Briefwechsel 1903 bis 1917, hg. von Mirko Notttscheid, Würzburg 2008; Frank und Tilly Wedekind: Briefwechsel 1905–1918. 2 Bde., hg. von Hartmut Vinçon, Göttingen 2018; Frank Wedekind: Briefwechsel mit den Eltern 1868–1915. 2 Bde., hg. von Hartmut Vinçon, Göttingen 2021. Die in diesen Ausgaben enthaltenen Korrespondenzen wurden unter erneuter Prüfung der handschriftlichen Überlieferung in die Briefdatenbank übernommen.

ßung des Nachlasses sowie umfangreichen Materialsammlungen profitieren, die bereits in den vergangenen Jahrzehnten für die inzwischen abgeschlossene *Kritische Studienausgabe* von Wedekinds Werken erarbeitet wurden.¹¹

Für die quantitative Neuerhebung aller Korrespondenzstücke¹² von und an Wedekind im Hinblick auf ihre elektronische Edition wurden neben den Nachlässen des Autors systematisch weltweit Archiv- und Bibliotheksbestände ausgewertet. Derzeit – August 2023 – sind aus Wedekinds Nachlass, den Nachlässen seiner Korrespondenzpartner:innen sowie verschiedenen Autographensammlungen etwas mehr als 3.500 physisch überlieferte Korrespondenzen aus den Jahren 1868 bis 1918 ermittelt (vgl. die folgende Tabelle). Diese Briefe verteilen sich auf rund 100 Liegeorte im In- und Ausland, unter starker Dominanz der deutschsprachigen Länder, in denen Wedekind als Autor, Kabarettist und Schauspieler in eigenen Stücken gewirkt hat. Korrespondenzstücke Wedekinds sind aber auch in öffentlichen Sammlungen in Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Tschechien, der Russischen Föderation, den USA und Japan überliefert. 225 Briefe sind bisher nur im Druck bekannt, darunter neben Korrespondenzstücken, die lediglich durch ihren Abdruck in der oben erwähnten Briefauswahlausgabe überliefert sind, auch zahlreiche offene Briefe Wedekinds, meist an Zeitungsredaktionen, die für das Projekt erstmals systematisch recherchiert wurden.

Die Gesamtzahl von derzeit 5.321 Korrespondenzstücken umfasst schließlich noch die erschlossenen Briefe¹³ von und an Wedekind, derzeit annähernd 1.600 – eine Zahl, die freilich lediglich eine Momentaufnahme darstellt, da sie mit jeder neu edierten Korrespondenz Wedekinds ansteigt.

- 11 Frank Wedekind: Werke. Kritische Studienausgabe in acht Bänden. Darmstädter Ausgabe, hg. von Elke Austerstuhl, Rolf Kieser und Hartmut Vinçon, Darmstadt 1994–2013.
- 12 Dieser Begriff umfasst neben den klassischen Versandformen (Briefe samt Beilagen, Postkarten, Telegramme) auch ›briefähnliche‹ Mitteilungsformen, zum Beispiel auf Visitenkarten, Notizzetteln oder auch als Widmungen in Büchern, die nicht nur häufig ebenfalls mit der Post versandt wurden, sondern auch formal und inhaltlich als Teile einer Korrespondenz fungierten.
- 13 Als ›erschlossen‹ gelten alle Korrespondenzstücke, die weder im Original (eigenhändige Handschrift, Typoskript, Abschrift) noch als autorisierter Druck oder durch Editionen mit wissenschaftlichem Anspruch vorliegen. Erschließungsquellen bilden neben Hinweisen in der überlieferten Korrespondenz beispielsweise Wedekinds Tagebücher, auszugsweise Zitate oder Paraphrasen von Briefen in der Literatur sowie die Hinweise in Auktionskatalogen.

Gesamtkorpus der ermittelten Briefe von und an Wedekind
(Stichtag: 31. August 2023)

Gesamtzahl ermittelter Briefe	5.321
Briefe von Wedekind	2.849
Briefe an Wedekind	2.472
bisher in der Briefdatenbank ediert	4.806

Überlieferungsformen innerhalb des Gesamtkorpus

Handschrift ¹⁴	3.505		
Druck	225		
erschlossen	1.591		
Überlieferung Briefe von Wedekind		Überlieferung Briefe an Wedekind	
Handschrift	1.774	1.731	Handschrift
Druck	214	11	Druck
erschlossen	861	730	erschlossen

Erschlossene Briefe

aus Auktionskatalogen/im Handel	135
aus sonstigen Quellen erschlossen	1.456

¹⁴ ›Handschrift‹ umfasst hier auch die verhältnismäßig kleine Anzahl von maschinenschriftlich überlieferten Briefen, außerdem zeitgenössische Abschriften Dritter.

Weniger volatil ist unter den erschlossenen die Anzahl derjenigen Briefe – derzeit 135 –, zu denen bekannte Informationen fast ausschließlich auf den Beschreibungen in Auktions- und Antiquariatskatalogen sowie – in neuerer Zeit – modernen Handelsplattformen beruhen. Ermittelt wurden diese – zumindest einstweilen – im Original nicht zugänglichen Korrespondenzstücke (fast ausschließlich Briefe *von* Wedekind) für die Zeit vor 1945 überwiegend über die Datenbanken *Auktionskataloge – digital* und *German Sales*, für spätere Jahre aus dem *Jahrbuch der Auktionspreise* (seit 1950) und der zugehörigen kostenpflichtigen Datenbank *JAP-Online* (Zuschläge seit 1990); ferner durch kontinuierliche Beobachtung aktueller Auktionen sowie Handelsplattformen im Internet (zum Beispiel ZVAB, abebooks, viaLibri).

3 Wedekinds Briefe im Autographenhandel

Der erste ermittelte Ausruf eines Wedekind-Briefs bei einer öffentlichen Auktion datiert schon von 1913 – also noch aus Lebzeiten des Autors.¹⁵ Regelmäßig gelangte Wedekinds Korrespondenz erst nach seinem Tod (1918) in den Handel. Seit Anfang der 1920er Jahre gehört Wedekind zu den modernen Autor:innen, die kontinuierlich bei Auktionen oder im Antiquariat angeboten werden und dabei, je nach Inhalt, Umfang und Beschaffenheit, mittlere bis hohe Preise erreichen. Der kleinere Teil dieser Autographen – derzeit etwa 15 Prozent – befindet sich nach wie vor im Handel; andere, die vor Jahrzehnten das letzte Mal angeboten wurden, dürften mittlerweile als ›verschollen‹ einzustufen sein.

Vier Beispiele sollen hier den Quellenwert der Auktionskataloge für die Rekonstruktion des Briefkorpus skizzieren und zugleich die Probleme illustrieren, die mit der editorischen Erschließung solcher Briefe verbunden sind.

1) Zu den frühen Anbietern von Wedekind-Autographen gehört das Berliner Antiquariat von S(iegbert) Martin Fraenkel (1883–1941), der von 1919 bis 1933, als er sein Geschäft bald nach der nationalsozialistischen ›Machtergreifung‹ aufgeben musste, zahlreiche Kunst-, Buch- und Autographenauktionen durchführte. Am 29. Mai 1922 wurden bei Fraenkel drei Briefe Wedekinds ausgerufen, der im Katalog zwar mit falschem Sterbejahr (1917 statt 1918),

15 Vgl. Galerie Hugo Helbing (München), Auktion vom 2./3. Juni 1913, Nr. 660: »Wedekind, Frank, der bekannte zeitgenöss. Dichter. L[ettre] a[vec] s[ignature] München 5. VI. [19]03. 1 ½ Ss. 8°«, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/helbing1913_06_02/0057/image/info (Zugriff: 15. August 2024). Der Brief, dessen Adressat:in nicht ermittelt ist, ist verschollen, zu seinem Inhalt nichts bekannt.

dafür aber als »einer der bedeutendsten Schriftsteller unserer Zeit«¹⁶ eingeführt wurde.

Fraenkels Katalogbeschreibungen entsprechen den damaligen Standards: Sie verbinden knappe Angaben zur äußeren Form der Briefe – zu Materialität, Datum und Umfang – mit eher kursorischen Inhaltsangaben und Schlagworten werbenden Charakters. So heißt es etwa zu einem Brief Wedekinds an den Schriftsteller Otto Julius Bierbaum (1865–1910): »E[igenhändiger] B[rief] m[it] U[nterschrift] vom 16. Mai 1906 an Bierbaum. 6 SS. Gr.-8°. Wunderschöner Brief interessanten literarischen Inhalts. | Sehr begehrenswertes Stück!«¹⁷ Wörtlich zitiert wird im Katalog nur aus einem der drei angebotenen Briefe, der so immerhin Teile des Wortlautes eines im Original verschollenen Briefs von Wedekind an Otto Brahm (1856–1912), den damaligen Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, vom 3. Mai 1895 überliefert. Es ist ein aufschlussreiches Zeugnis für Wedekinds ›Kampfjahre‹, in dem sich der junge Autor, von dem bis zu diesem Zeitpunkt noch kein Drama aufgeführt worden war, über die Unhöflichkeit des einflussreichen Theaterdirektors empörte, nachdem er wiederholt erfolglos versucht hatte, Brahm in der Direktion des Deutschen Theaters zu sprechen:

Geehrter Herr Direktor, es ist das vierte Mal, dass mir die Ehre widerfährt in Ihrer Direktion erfolglos zu antichambrieren. Ich bin überzeugt, dass Ihnen die Geschäfte keinen freien Augenblick lassen. Das berechtigt Sie nicht, das Gegenteil von jemandem vorauszusetzen, der Sie in Geschäften zu sprechen wünscht. Sie glauben nicht, wie fern es mir liegt, eine Aufführung am Deutschen Theater als Akt persönlicher Gnade, als Experiment von zweifelhaftem Erfolg zu erbitten.¹⁸

Ob der für 200 Mark ausgerufene Brief damals einen Käufer fand, ist nicht bekannt, er ist, soweit ermittelt, nicht wieder auf dem Autographenmarkt aufgetaucht. Dagegen konnte der oben erwähnte »interessante« Brief Wedekinds an Bierbaum in der Briefdatenbank nach dem Original ediert werden, das sich heute in Bierbaums Nachlass in der Münchner Monacensia befindet, die ihn freilich erst 2012 – rund 90 Jahre nach dem ersten Ausruf – bei einer Auktion erworben hat.¹⁹

16 S. Martin Fraenkel, Auktion vom 29. Mai 1922, Nr. 475, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/fraenkel1922_05_29/0038/image (Zugriff: 15. August 2024).

17 Ebd., Nr. 477.

18 Ebd., Nr. 476.

19 Vgl. J.A. Stargardt, Auktion 698, 5./6. Juni 2012, Nr. 293. – Für freundliche Auskünfte danke ich Hidajete Nesimi (Monacensia im Hildebrandhaus – Literaturarchiv).

Die hier angedeutete Konfliktzone der Textsorte ›Auktionskatalog‹ zwischen der sorgfältigen Beschreibung historischer Artefakte und ihrer Anpreisung als Handelsware hat sich seither stärker in die Sphäre der anspruchsvolleren Dokumentation verlagert, die zugleich bestrebt ist, ihren Gegenstand auch durch gediegene Ausstattung, Typographie und Illustration der Kataloge ins rechte Licht zu setzen.²⁰

2) Ein weiterer Brief aus Wedekinds Anfangsjahren wurde am 28./29. Januar 1924 bei Karl Ernst Henrici (1879–1944) versteigert, der von 1916 bis 1929 als auf den Handel mit Autographen spezialisierter Auktionator in Berlin operierte. Das Schreiben datiert vom 10. Oktober 1898, wenige Monate nach der erfolgreichen Leipziger Uraufführung von Wedekinds Drama *Erdegeist* (1895) und nur rund zwei Wochen vor seiner folgenschweren Anklage wegen Majestätsbeleidigung in der so genannten *Simplicissimus*-Affäre.²¹ Dazwischen war Wedekind einige Wochen als Dramaturg und Schauspieler am Schauspielhaus München verpflichtet, worauf die knappe Beschreibung in Henricis Katalog kursorisch Bezug nimmt:

Wedekind, Frank, Schriftsteller und Schauspieler [...]. Eigh. Brief m.U. München 10. Okt. 1898. 1 Seite. 4°. Mit Adresse. | Interessanter Brief an G.H., aus der kurzen Zeit, da er [Wedekind] am Münchener Theater tätig war. Betrifft die Verhandlungen des Münchener Schauspielhauses mit dem Schauspieler Friedrich Kayssler, die durch dessen Schuld zu keinem Resultat führten.²²

Bei dem nur mit seinen Initialen ›G.H.‹ genannten Adressaten handelt es sich zweifellos um den seinerzeit prominenten naturalistischen Dramatiker Georg Hirschfeld (1873–1942), mit dem Wedekind Anfang September 1898 im Zusammenhang mit einer geplanten Aufführung von Hirschfelds Schauspiel *Die Mütter* (1896) in München korrespondiert hatte. Es liegt nahe, dass es Hirschfeld selbst war, der die an ihn gerichteten Briefe Wedekinds zur Auktion einlieferte und dabei durch die gelegentliche Anonymisie-

20 Vgl. etwa Tilman Bassenge: Der Auktionskatalog im Gewande der Zeit, in: Bücher, Kunst und Kataloge. Dokumentation zum 40jährigen Bestehen des Antiquariats Jürgen Holstein, hg. von Jürgen und Waltraud Holstein, Berlin 2007, S. 262–264.

21 Vgl. hierzu Johannes G. Pankau: Polizeiliche Tugendlichkeit. Frank Wedekind vor Gericht, in: Schriftsteller vor Gericht. Verfolgte Literatur in vier Jahrhunderten. Zwanzig Essays, hg. von Jörg-Dieter Kogel, Frankfurt am Main 1996, S. 142–170, hier S. 149–156.

22 Karl Ernst Henrici, Auktion 85, 28./29. Januar 1924, Nr. 659, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/henrici1924_01_28/0113/image,info (Zugriff: 15. August 2024).

zung seines Namens eine gewisse Diskretion wahren wollte, die freilich von Kenner:innen der zeitgenössischen literarischen Szene leicht zu entschlüsseln war. Die namentliche Nennung des Schauspielers Friedrich Kayssler (1874–1945) im Katalog hat gleichsam dokumentarischen wie werbenden Charakter, da Kayssler auch in den Jahren der Weimarer Republik ein prominenter Bühnendarsteller war und zudem schon im damals neuen Medium des Films reüssiert hatte. Auch dieser Brief ist, soweit ermittelt, nicht erneut angeboten worden, so dass Henricis Katalog derzeit für seine Edition die einzige Quelle darstellt.

3) Beim traditionsreichen Berliner Auktionshaus J.A.Stargardt (gegründet 1830) wurde 2004 eine vom 16. April 1911 datierende Visitenkarte Wedekinds mit einer kurzen Nachricht an den Theaterintendanten Emil Meßthaler (1869–1927) ausgerufen: »... darf ich Sie ersuchen, Herrn Privatdozent Dr. Kutscher zwei Plätze für den heutigen Abend überlassen zu wollen ...«²³ Bei der Kommentierung der Katalogbeschreibung im Rahmen der Edition stellte sich heraus, dass es sich bei der Karte ursprünglich um die Beilage zu einem Brief gehandelt haben muss, der in der Datenbank bereits ediert war. Diesen Brief hatte Wedekind am selben Tag an den ihm befreundeten Theaterwissenschaftler Artur Kutscher (1878–1960) geschrieben, der ihn um Eintrittskarten für einen Vortrag seiner Lieder zur Gitarre in München gebeten hatte: »Wollen Sie wirklich an diesem herrlichen Tag in meinen Vortrag kommen. [...] *Inliegend eine Karte*. Wenn ich Meßthaler sehe werde ich es ihm übrigens auch sagen.«²⁴

Über die Provenienz des bei Stargardt angebotenen Korrespondenzstücks kann hier nur gemutmaßt werden: Es könnte bei Meßthaler verblieben sein, in dessen Nachlass (Monacensia/Stadtbibliothek München) sich die Korrespondenz mit Wedekind nur sehr lückenhaft überliefert hat. Oder die Visitenkarte verblieb bereits 1911 bei Kutscher, der sie möglicherweise auch noch zurückbehielt, als er die an ihn gerichteten Briefe Wedekinds 1957 als Teil seines Vorlasses an das Deutsche Literaturarchiv veräußerte.²⁵

4) Das letzte und ausführlichste Beispiel betrifft nicht einen einzelnen Brief, sondern eine ganze Briefreihe, aus der seit nunmehr über hundert Jahren regelmäßig einzelne Stücke oder kleine Konvolute bei Auktionen oder im Antiquariat angeboten werden. Es handelt sich um Wedekinds Briefe an Emil Gutmann (1877–1938), der seit den frühen 1900er Jahren eine Konzertagen-

23 J.A.Stargardt, Auktion 680, 23./24. November 2004, Nr. 321.

24 Wedekind an Artur Kutscher, 16. April 1911, in: Frank Wedekinds Korrespondenz digital, online: <https://www.briefedition.wedekind.h-da.de/view/document/single.xhtml?documentId=1461> (Zugriff: 15. August 2024; Hervorhebung des Verfassers).

25 Vgl. Bernhard Zeller: Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv 1953–1973, Marbach am Neckar 1995, S. 139–140.

tur in München betrieb, die zahlreiche prominente Künstler:innen der Epoche vertrat. Gutmanns Unternehmen, das ab 1911 auch von Berlin aus operierte, firmierte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als »Grösste Konzertdirektion Süd-Deutschlands«. ²⁶ Zu seiner Klientel gehörten unter anderem die Komponisten Gustav Mahler (1860–1911) und Arnold Schönberg (1874–1951), die Wiener Philharmoniker, zahlreiche Musiker:innen, Theaterleute und Vortragskünstler:innen, aber auch zeitgenössische Schriftsteller wie Detlev von Liliencron (1844–1909) oder Richard Dehmel (1863–1920). Zwischen etwa 1908 und 1913, als die Firma ins Schlingern und bald darauf in Konkurs geriet, ließ sich auch Wedekind bei der Organisation von Gastspielen, Lesungen und Vorträgen seiner Bänkellieder zur Gitarre durch Gutmann vertreten. Die erhaltene Korrespondenz dreht sich dementsprechend überwiegend um diesbezügliche Anfragen, Terminabsprachen, Honorarverhandlungen und sonstige organisatorische Einzelheiten. Zumindest gelegentlich finden sich in der Korrespondenz aber auch programmatische Aussagen des Autors, so etwa, wenn er Gutmann in seinem Brief vom 7. Dezember 1912 einen Plan für die zukünftige Ausrichtung seines Vortragsprogramms skizziert, der, wenigstens in dieser Form, nicht realisiert wurde: »Die gemeinsamen Gesangsvorträge mit meiner Frau [Tilly Wedekind] möchte ich vorderhand überhaupt außer Acht lassen und im nächsten Jahr mit ernstern Vorträgen über moderne Ethik beginnen, in der Art wie sie [Maximilian] Harden über Politik hält.« ²⁷

26 Anzeige des Konzertbüros Emil Gutmann, in: Allgemeine Musikzeitung 38, Nr. 1 vom 6. Januar 1911, S. 2, zitiert nach Yuki Melchert: Gabriele Wietrowetz – ein »weiblicher Joachim«? Ein Beitrag zur Künstlerinnensozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Hildesheim, Zürich und New York 2008, S. 145. Melchert gibt ebd., S. 144–146, einen knappen Überblick zur Firmengeschichte mit Fokus auf dem musikalischen Sektor. Die Biographie Gutmanns, der in keinem Lexikon vertreten ist, ist bisher nur lückenhaft erforscht. Emil (Albert Hermann Josef Siegfried) Gutmann wurde am 24. Februar 1877 in Wien-Wieden als Sohn des Wiener Musikalienhändlers, späteren Konzertagenten und Mäzens Albert Gutmann (1851–1915), römisch-katholischer Konfession, aus zuvor jüdischer Familie, geboren und starb im August 1938 im Alter von 61 Jahren an Tuberkulose in Wien. Das verschiedentlich genannte Sterbejahr 1920 ist falsch. Lebensdaten erhoben aus Originalquellen in der kostenpflichtigen genealogischen Datenbank ancestry: <https://www.ancestry.de> (Zugriff: 15. August 2024). Für Hinweise und Austausch danke ich Ariane Martin (JGU Mainz), die auch für die Edition der Briefe an Gutmann in der Wedekind-Briefdatenbank verantwortlich zeichnet.

27 Wedekind an Gutmann, 7. Dezember 1912, in: Frank Wedekinds Korrespondenz digital, online: <https://www.briefedition.wedekind.h-da.de/view/document/single.xhtml?documentId=842> (Zugriff: 15. August 2024). Der Brief wurde zum ersten und

Infolge ihrer fragmentarischen und weit verstreuten Überlieferung ist diese Korrespondenz in der Forschung bisher kaum wahrgenommen worden. Tatsächlich stellt sie jedoch eine wichtige Quelle nicht nur zu Wedekinds vielfältigen Aktivitäten jenseits des offiziellen Bühnenbetriebs dar, sondern überhaupt für die Erforschung dieses noch verhältnismäßig wenig beleuchteten Bereichs des literarisch-kulturellen Lebens der Zeit.²⁸ Für die Briefdatenbank wurden erstmals alle bekannten Briefe Wedekinds an Gutmann dokumentiert und ediert.

Wedekinds umfangreiche Korrespondenz an Gutmann – von dessen Gegenbriefen sich im Nachlass des Dichters kein einziger überliefert hat – tauchte, soweit ermittelt, erstmals nach dem Ersten Weltkrieg im Handel auf; mit großer Wahrscheinlichkeit war es Gutmann selbst, der die ersten Verkäufe lancierte. Bis heute sind insgesamt 40 Briefe Wedekinds bekannt geworden, von denen sich 22, verteilt auf 15 Liegeorte, mittlerweile in Archiven und Bibliotheken in Deutschland, der Schweiz und den USA befinden.²⁹ Ein Brief liegt in einer deutschen Privatsammlung. Eine Postkarte schließlich, die sich früher in einer Schweizer Privatsammlung befand, ist derzeit nur durch eine in der Mainzer Forschungsstelle befindliche Photokopie verfügbar.³⁰

einzigem Mal 1921 ausgerufen bei Leo Liepmannssohn, Auktion 46, 30./31. Mai 1921, Nr. 743, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/liepmannssohn1921_05_30/0081/image/info (Zugriff: 15. August 2024).

- 28 Vgl. neuerdings die materialreiche Monographie von Reinhart Meyer-Kalkus: *Geschichte der literarischen Vortragskunst*. 2 Bde., Berlin 2020. Der darin enthaltene Abschnitt über Wedekind (Bd. 2, S. 685–689) geht nicht näher auf die Organisationsform der Vorträge ein.
- 29 Vier Briefe befinden sich in der Münchner Monacensia, drei in der Kantonsbibliothek Aargau, jeweils zwei in der Universitätsbibliothek Leipzig und im Deutschen Literaturarchiv Marbach, jeweils einer an den folgenden Liegeorten: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Universitätsbibliothek Bielefeld, The Houghton Library/Harvard University (Boston, MA/USA), Stadtarchiv Celle, Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, Stadtbibliothek Hannover, Stadtarchiv Karlsruhe, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel/Theatergeschichtliche Sammlung, Bayerische Staatsbibliothek München, Památník národního písemnictví/Museum der tschechischen Literatur (Prag), Hochschul- und Landesbibliothek RheinMain (Wiesbaden).
- 30 Die Karte vom 7. Januar 1910 (Poststempel) gehörte zur Autographensammlung des Basler Journalisten Otto Kleiber (1883–1969), dessen Erb:innen der Forschungsstelle Photokopien der von Kleiber gesammelten Wedekind-Autographen überließen. Die Sammlung wurde später von der Universitätsbibliothek Basel erworben; im dortigen Archiv Otto Kleiber fehlen diese Autographen. Zu weiteren Stücken aus der Korrespondenz Wedekind/Gutmann, die von Privatsammler:innen erworben wurden vgl. Anm. 34.

825 — Fig. Br. m. U. 12. 2. 12. 2 SS. Gr.-8°.
Schöner Brief. Betrifft Gastspiel-Abschlüsse für das Rheinland.

659 — Eigh. Brief m. U. O. O. 12. II. 1912. 2 Seiten. 8°.
An Gutmann: „In Coblenz erzählte mir Herr Direktor Schröder, dass Sie ihm auf seinen Vorschlag mit der Vereinigung Rheinischer Theaterdirektoren Gastspiele für mich abzuschließen, geschrieben hätten, dass ich sehr besetzt sei und deshalb mit der Vereinigung nicht abschließen möchte . . .“

208 — 2 E. Br. m. U. O. O. 3. I. 1909 und 12. II. 1912. 3^{1/2} S. 8°. [1]
(16.—)
An Gutmann. Betrifft eine Vorlesung in Barmen und Gastspielverträge mit der „Vereinigung Rheinischer Theaterdirektoren.“

Abb. 2: Beschreibungen zu Wedekinds Brief an Gutmann vom 12. Februar 1912 aus Auktionskatalogen von 1921, 1929 und 1940, © DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

Weitere 15 Briefe an Gutmann sind lediglich durch Hinweise zu ihrem Inhalt oder wörtliche Auszüge aus Auktions- und Verkaufskatalogen bekannt.

Die Briefe Wedekinds an Gutmann wurden zusammen zwischen 1921 und 2022 bei mindestens 41 Versteigerungen von insgesamt neun Auktionshäusern angeboten, überwiegend im deutschsprachigen Raum. Während die Verkaufsgeschichte einiger Briefe spärlich oder gar nicht dokumentiert ist, lassen sich in anderen Fällen bis zu sechs Ausrufe ermitteln. Die begleitenden Hinweise und Beschreibungen in den Katalogen – auch zeitbedingt von sehr unterschiedlicher Qualität – mussten für die Rekonstruktion der Korrespondenz in der Datenbank umfassend dokumentiert und ausgewertet werden.

Exemplarisch sei hier nur auf Wedekinds Brief vom 12. Februar 1912 hingewiesen, der sich nach den bekannten Informationen um den Abschluss von Gastspielverträgen im Rheinland dreht. Der Brief wurde bis 1940, als er vom Markt verschwand, dreimal bei Berliner Auktionen angeboten.

In diesem Fall bieten zwei der Kataloge neben den äußeren Briefdaten nur sehr knappe Inhaltsangaben, die in einem Fall – bei Stargardt (November 1940) – mit denen zu einem zweiten, gleichzeitig angebotenen Brief an Gutmann gekoppelt wurden.³¹ Der erste Ausruf – bei Leo Liepmannsohn (Inhaber: Otto Haas, 1874–1955) im Dezember 1921 – kam sogar noch ohne Nennung des Adressatennamens aus, so dass eine sichere Identifizierung des

31 Vgl. J.A.Stargardt, Auktion 448, 28. November 1940, Nr. 208, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/stargardt1940_11_28/0045/image,info,thumbs (Zugriff: 15. August 2024).

Briefs nur durch die Datumsangabe in Kombination mit der knappen Inhaltsangabe gewährleistet ist.³² Lediglich einer der drei Auktionskataloge – derjenige Karl Ernst Henricis von Sommer 1929 – zitiert auch wörtlich aus dem Brief und liefert damit zugleich nähere Hinweise, bei denen ein editorischer Kommentar ansetzen kann.³³

Aufschlussreich ist schließlich auch die enorme Streuung derjenigen Briefe an Gutmann, die bereits in öffentliche Sammlungen gelangt sind. Neben den beiden Hauptsammelstätten für Wedekind in Aarau und München, die jeweils mehrere Briefe erwarben, befinden sich Teile der Korrespondenz sowohl in großen Staats- und Universitätsbibliotheken, als auch in Regional- und Spezialbibliotheken oder Stadtarchiven. Offenbar boten diese verhältnismäßig erschwinglichen Autographen, die mehrheitlich nicht in die wertsteigernden Kategorien ›ausführlich‹ und ›inhaltsreich‹ fallen, für viele Sammlungen eine willkommene Gelegenheit zur Ergänzung ihres Bestands um einen prominenten Namen wie den Wedekinds. Aus demselben Grunde dürften sie auch bei Privatsammler:innen beliebt gewesen sein, von denen einige als ›Zwischenstationen‹ der überlieferten Briefe ermittelt sind. So erwarb das Deutsche Literaturarchiv 1998 mit dem Nachlass des Schriftstellers Ernst Jünger (1895–1998) auch dessen Autographensammlung, die einen undatierten Brief Wedekinds an Gutmann enthält, der um den 25. November 1911 geschrieben wurde und – soweit ermittelbar – zuletzt 1958 beim Auktionshaus Stargardt (damals Marburg/Lahn) ausgerufen wurde.³⁴

Obschon die Zahl der Angebote in den letzten Jahren abgenommen hat, befinden sich noch immer Briefe aus der Gutmann-Korrespondenz im Umlauf. Noch während der Recherchen zu diesem Aufsatz tauchten zwei bisher

32 Vgl. Leo Liepmannsohn, Auktion 47, 2./3. Dezember 1921, Nr. 825, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/liepmannsohn1921_12_02/0088/image.info/image,info,thumbs (Zugriff: 15. August 2024).

33 Vgl. Karl Ernst Henrici, Auktion 154, 14./15. Juni 1929, Nr. 659, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/henrici1929_06_14/0137/image,info,thumbs (Zugriff: 15. August 2024).

34 Vgl. J.A.Stargardt, Auktion 537, 13. Mai 1958, Nr. 298. – Ob Jünger den Brief bereits bei dieser Gelegenheit erwarb, ist unklar. Dagegen spricht, dass der Brief seinerzeit zusammen mit einem zweiten Brief an Gutmann vom 15. Januar 1913 angeboten wurde, der 1989 – also noch zu Lebzeiten Jüngers – erneut bei Stargardt angeboten wurde. Vgl. ebd., Auktion 645, 4./5. Oktober 1989, Nr. 395. Für Auskünfte danke ich Norbert Mecklenburg (J.A.Stargardt). Einzelne Briefe von Wedekind an Gutmann enthalten beispielsweise auch die Autographensammlungen des Leipziger Musikbibliothekars Kurt Taut (1888–1939) und des Rostocker Veterinärs Paul Nebauer (1912–2004), die sich heute beide in der Universitätsbibliothek Leipzig befinden.

unbekannte Briefe an Gutmann im Online-Angebot eines Berliner Antiquariats auf; sie wurden, soweit ermittelt, bisher noch nie öffentlich angeboten.³⁵

4 Kann man Auktionskataloge edieren?

Diese Frage, auf die hier abschließend nur kurz eingegangen werden kann, ist im Grunde genommen rhetorisch, da aus Auktionskatalogen nachgewiesene Briefe (oder Werkmanuskripte) schon seit jeher für Editionen herangezogen werden, seien diese herkömmlich-analog oder, wie in jüngster Zeit stark zunehmend, digital (oder ›hybrid‹) basiert. Infolge der digitalen ›Revolution‹ werden immer größere Teile dieser wichtigen sekundären Überlieferungsquellen, die früher mühsam ausfindig gemacht und ausgewertet werden mussten, verhältnismäßig leicht zugänglich. Dadurch war es auch im Fall der Briefe Wedekinds möglich, empfindliche Überlieferungslücken zu schließen und zahlreiche Briefe, die im Original derzeit nicht auffindbar sind, erstmals in die Forschung einzuführen.

Unverändert besteht indes die Notwendigkeit einer besonders sorgfältigen, kritischen Auswertung der Kataloge, die zwar oft mutmaßlich Verlorenes dokumentieren, aber nicht ersetzen können und zudem besondere textkritische Probleme bieten, sei es durch Anonymisierungen, Auslassungen, Leseirrtümer oder normalisierende Eingriffe der Katalogbearbeiter:innen. Die moderne digitale Edition, ihre Werkzeuge und ihre flexible visuelle Oberfläche, die auf eine projektförmige, kumulative Arbeitsweise zugeschnitten sind, bieten hierzu ideale Grundlagen, weil sie eine strukturierte und übersichtliche Darstellung der verschiedenen Katalogquellen, einschließlich ihrer textkritischen Besonderheiten, ermöglichen und auch, weil nachträgliche Korrekturen oder neue Informationen jederzeit eingearbeitet werden können – etwa im Fall wiederholt angebotener oder schließlich doch noch in öffentlichen Besitz gelangter Briefe, die zuvor nur durch Katalogbeschreibungen bekannt waren. Auch die Verknüpfung mit den zunehmend über das Netz verfügbaren Originalquellen ist so problemlos möglich und gewährleistet ein Höchstmaß an Transparenz.

Die ebenso komplexe wie unabgeschlossene Handelsgeschichte der Briefe Wedekinds konnte hier nur angerissen werden. Aber schon diese wenigen Beispiele sollten einen Eindruck von der ambivalenten Rolle vermitteln, die

35 Vgl. Antiquariat Düwal (Berlin) via <https://www.zvab.com> (Zugriff: 15. August 2024), Suchbegriffe: »Wedekind« und »Gutmann«: »Wedekind, Frank, 1864–1918, 2 eigenhändige Briefe m. Unterschrift, o.O., 9.1.9 u.o. D. (1911). 2 S. [...] An einen Herrn Gutmann über geplante Vorträge Wedekinds [...]«.

Berlin, 20. Juli 1897 (Dienstag), Erschlossenes Korrespondenzstück

Autor*in: **Wedekind, Frank** Adressat*in: **Ganske, Willy**

Korrespondenzübersicht Nachfolgendes Korrespondenzstück

Inhalt	Faksimiles	XML
<p>[1. Hinweis in J. A. Stargardt: <i>Katalog 296 (1929), Nr. 463</i>]</p> <p>Wedekind, Frank [..]. (<i>Berlin</i> 20.VII.1897) [...] Erwähnt sein Schauspiel „Erdgeist“.</p> <p>[2. Hinweis und Referat in J. A. Stargardt: <i>Katalog 655 (1994), Nr. 381</i>]</p> <p>WEDEKIND, Frank [..]. (Berlin 20.VII.1897). [..]</p> <p>An den Schriftsteller und Theaterbuchhändler Willy Ganske, wegen Bemühungen, den Leiter des Berliner <i>Residenztheaters</i>, Theodor Brandt, für die Uraufführung seines Stückes „D e r E r d g e i s t“ zu gewinnen.</p> <p>[3. Zitat in J. A. Stargardt: <i>Katalog 655 (1994), Nr. 381</i>]</p> <p>[..] wenn Sie an Brandt schreiben, wollen Sie bitte keine Beziehung auf das nehmen, was ich Ihnen über sein Interesse für den <i>Erdgeist</i> gesagt. Nicht daß ich irgendwie übertrieben habe aber es wird von besserem Eindruck sein, wenn Sie aus eigener Eingebung schreiben [..]</p>	<p>“Theaterbuchhändler” ↑</p> <p>Der Kunsthistoriker und Journalist Willy Ganske war seinerzeit als Buchhändler in Berlin verzeichnet (Hallesches Ufer 17) (vgl. Adreßbuch für Berlin und seine Vororte 1897, Teil I, S. 329).</p>	<p>“Leiter” ↑</p> <p>Direktor des Residenz-Theaters in Berlin war in der kommenden Spielzeit nicht mehr Sigmund Lautenburg (vgl. <i>Neuer Theater-Almanach für das Jahr 1897</i>, S. 265), sondern Theodor Brandt (vgl. <i>Neuer Theater-Almanach für das Jahr 1896</i>, S. 265), der die Direktion am 1.9.1897 angetreten hat. Er „letzte im Sommer 1897 das Sommertheater in Berg bei Stuttgart“ [KSA 3/II, S. 1214].</p>

Abb. 3: Editorische Darstellung eines aus verschiedenen Auktionskatalogen erschlossenen Briefs von Wedekind an Willy Ganske (1870–1940) vom 20. Juli 1897 (Screenshot).

der Handel bei der Überlieferung kulturhistorischer Zeugnisse dieser Art spielt. Einerseits tragen die tradierten Praktiken im Handel mit Autographen nicht selten zu einer nachhaltigen Zersplitterung ursprünglicher Überlieferungszusammenhänge bei, die auf dem Weg der Provenienzforschung mühsam rekonstruiert werden müssen.³⁶ Andererseits bietet der Handel der Forschung mit seinen Katalogen wichtige Instrumente zur Textsicherung, die das zentrale Ziel der Edition ist.³⁷

³⁶ Dass dies nicht zwangsläufig der Fall sein muss, zeigt das Beispiel der Briefe Wedekinds an seine Freundin Beate Heine (1859–1939), die Frau des Regisseurs Carl Heine (1861–1927). Die ebenso umfangreiche wie aufschlussreiche Korrespondenz, die zu großen Teilen bereits durch Fritz Strichs Briefausgabe von 1924 bekannt wurde, ist bei Auktionen zweimal als Konvolut angeboten worden. Vgl. J.A.Stargardt, Auktion 626, 8./9. Juni 1982, Nr. 281a und Auktion 695, 19./20. April 2011, Nr. 232.

³⁷ Diese wichtige Funktion ist bei den flüchtigen Angeboten moderner Handelsplattformen im Internet, die nach einem Zuschlag oder Verkauf in der Regel gelöscht werden, nachhaltig eingeschränkt.

EDITORISCHE PRAXIS

Zwar wird Provenienz als Überlieferungsgeschichte der Textträger im Rahmen der (neugermanistischen) Editionswissenschaft kaum theoretisch thematisiert, doch ist sie in der praktizierten Editorik ein üblicher Gegenstand.¹ Der Fokus der Editionswissenschaft lag lange Zeit auf dem ›Text‹ und wurde tendenziell von seinem ›Material‹ getrennt betrachtet.² Termini der Editionswissenschaft wie ›Überlieferung‹, ›Überlieferungsgeschichte‹ oder ›Restitution‹ widmen sich meist nur der Geschichte eines in der altphilologischen Tradition der Textkritik abstrakt verstandenen Textes.³ Dieser theoretischen Einengung entspricht aber nicht immer die Praxis des Edierens.⁴ Siegfried Scheibe (1932–2017) klagte 1991 darüber, dass »in den letzten vierzig Jahren weitgehend nur über die Variantendarstellung nachgedacht« worden sei und dadurch »die ebenso wichtigen weiteren Teile einer Edition (darunter Text, Textkonstitution, Überlieferung, zusammenfassende Darstellung der Entstehungsgeschichte und der zeitgenössischen Wirkungsgeschichte eines Werkes) weitgehend außerhalb der Betrachtung blieben und nicht analog weiterentwickelt wurden.«⁵ Als einer der wenigen in der Editionswissen-

- 1 Ich danke Caroline Jessen für die Einsicht in ihre Arbeiten und die vielen wertvollen Hinweise. Auch möchte ich Rüdiger Nutt-Kofoth für seine kritische Lektüre einer frühen Fassung des Textes danken.
- 2 Für den Versuch einer Revision dieses Umstands siehe Wolfgang Lukas, Rüdiger Nutt-Kofoth und Madleen Podewski (Hg.): *Text – Material – Medium. Zur Relevanz editorischer Dokumentationen für die literaturwissenschaftliche Interpretation*, Berlin und Boston 2014.
- 3 Siehe dazu Bodo Plachta: *Editionswissenschaft. Handbuch zu Geschichte, Methode und Praxis der neugermanistischen Edition*, Stuttgart 2020, S. 226–232, aber auch schon die Einführungsbücher von Herbert Kraft: *Editionsphilologie*, Darmstadt 1990 (2. Aufl.: Frankfurt am Main 2001); Klaus Kanzog: *Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur*, Berlin 1991; Siegfried Scheibe: *Vom Umgang mit Editionen. Eine Einführung in Verfahrensweisen und Methoden der Textologie*, Berlin 1988.
- 4 Mit der Überlieferung des Nachlasses wird etwa der editorische Bericht von »Arthur Schnitzler digital« eröffnet, in: *Arthur Schnitzler digital. Digitale historisch-kritische Edition (Werke 1905–1931)*, Wuppertal, Cambridge und Trier 2018, online: <https://www.schnitzler-edition.net/edb> (Zugriff: 1. September 2023).
- 5 Siegfried Scheibe: *Zur Darstellung der Überlieferung in historisch-kritischen Ausga-*

schaft, die auf dieses Desiderat hingewiesen haben, bemerkte er hinsichtlich des deskriptiven Teils der Handschriftenbeschreibung:

Hat die Handschrift nachweislich mehrmals den Besitzer gewechselt, sollten, soweit möglich, die Vorbesitzer in chronologischer Abfolge angegeben werden. Das kann in vielen Fällen Aufschlüsse über die Art des Zeugen vermitteln, die für die Geschichte des Zeugen und für seine Bewertung wichtig sein können (etwa Überlieferung einer Abschrift im Nachlaß des durch den Autor damit Beschenkten).⁶

Die umfangreichste Editionsform eines Textes ist die mittels der historisch-kritischen Methode. Sie wurde maßgeblich im Rahmen von Gesamtausgaben einzelner Autor:innen im neunzehnten Jahrhundert entwickelt und in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ausdifferenziert. Zwar werden im beginnenden einundzwanzigsten Jahrhundert aufgrund des personellen und finanziellen Aufwands weniger historisch-kritische Gesamtausgaben erarbeitet, doch kann die Methode auch für Editionen einzelner Texte oder Werksegmente angewandt werden. Der *materiale Textträger* wird abseits des edierten Textes (Apparat) mittels einer *Dokumentbeschreibung* raumzeitlich bestimmt: neben Aufbewahrungsort und Datierung kann hier die Überlieferungsgeschichte dargestellt werden. Sie kann sowohl (a) spezifisch (etwa die eines bestimmten, einzelnen Textträgers) als auch (b) allgemein (etwa die des gesamten Nachlasses) sein, wird aber nicht als notwendiger Teil einer Edition erachtet.

Zur Datierung von Textzeugen hat sich die (nicht so benannte) Provenienzforschung der Filigranologie (Wasserzeichenkunde) als besonders ertragreich erwiesen. Sie untersucht Wasserzeichen von Papieren und schließt daraus auf deren Herkunft und im Verbund mit biographischem Wissen auf

ben, in: *Edition als Wissenschaft. Festschrift für Hans Zeller*, hg. von Gunter Martens und Winfried Woesler, Tübingen 1991, S. 17–30, hier S. 18. Ich danke Rüdiger Nutt-Kofoth für diesen Hinweis und die hilfreichen Anmerkungen. – Auch knapp drei Jahrzehnte nach Scheibe stellen Wolfgang Lukas und Elke Richter einen Mangel an Diskussion über die »diskursiven Teile einer Edition (Überlieferung, Entstehung, Kommentar etc.)« fest. Wolfgang Lukas und Elke Richter: *Zur Einführung*, in: *Annotieren, Kommentieren, Erläutern. Aspekte des Medienwandels*, hg. von dens., Berlin und Boston 2020, S. 1–8, hier S. 2.

6 Scheibe: *Zur Darstellung der Überlieferung* (Anm. 5), S. 22. Vgl. dort S. 29 zu »Angaben über das Schicksal des Zeugen zur Lebenszeit des Autors«.

mögliche Datierungen des Textes.⁷ Marianne Bockelkamp (1925–2011) hat 1982 eindrücklich aufzeigen können, dass zwei in Paris und in Düsseldorf voneinander getrennt aufbewahrte Handschriftenfragmente von Heinrich Heine (1797–1856) ursprünglich einen Handschriftenbogen bildeten, also zusammengehören.⁸ In Folge wurde die Beschreibung des Papiers zum fixen Bestandteil zunächst der Heine- und später anderer Editionen.⁹

Neben der qualitativ ausführlichen Beschreibung des materialen Textträgers ist die quantitativ möglichst vollständige Sammlung aller relevanten Textzeugen (Varianten, Fassungen, Drucke zumindest verzeichnet) für die historisch-kritische Methode entscheidend.¹⁰ Rose-Maria Hurlebusch (1935–1989) hat darauf hingewiesen, dass die Textzeugen zuallererst gefunden – das heißt gesucht! – werden müssen und dass die Suche nach ihnen ein Teil der Vorbereitung einer historisch-kritischen Ausgabe, mithin als Teil des Erschließungsverfahrens zu begreifen ist.¹¹ In diesem Sinn ist die Provenienzforschung ein Baustein der (tatsächlichen) editorischen Praxis, auch wenn sie *editionswissenschaftlich* bislang kaum berücksichtigt wurde.

Vor der Erschließung eines Handschriften-Bestandes durch ein Archiv steht dessen Einwerbung. Während die Überlieferungsgeschichten im Fall von Nachlässen besonders interessant und aufschlussreich für deren Editions- und Wirkungsgeschichte sind, scheint sie bei so genannten Vorlässen direkt und einfach zu sein. Als Vorlass wird jene private Sammlung bezeich-

- 7 Zur Datierung von am Computer geschriebenen Texten vgl. die computerforensischen Analysen von Thorsten Ries: »die geräte klüger als ihre besitzer«. Philologische Durchblicke hinter die Schreibszene des Graphical User Interface. Überlegungen zur digitalen Quellenphilologie, mit einer textgenetischen Studie zu Michael Speiers »ausfahrt st. nazaire«, in: *editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft* 24/1, 2010, S. 149–199.
- 8 Vgl. Marianne Bockelkamp: *Analytische Forschungen zu Handschriften des 19. Jahrhunderts. Am Beispiel der Heine-Handschriften der Bibliothèque Nationale, Paris und Hamburg* 1982, S. 17.
- 9 Vgl. zum Beispiel Georg Büchner: *Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar* (Marburger Ausgabe), hg. von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer, Darmstadt 2000–2013.
- 10 Vgl. Siegfried Scheibe: *Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 1–44, hier S. 9.
- 11 Vgl. Rose-Maria Hurlebusch: *Zur Methodik der Vorbereitung historisch-kritischer Ausgaben*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 401–412, hier S. 401–402 und 404, auch wenn sie diese Arbeit (klassisch) als »Vorbereitung« und nicht als Teil der editorischen Arbeit klassifiziert.

net, die, im Unterschied zum Nachlass, noch zu Lebzeiten von Autor:innen an ein Archiv übergeben wird. Er wird durch Selektion und Ordnung stark von den die Sammlung Betreffenden gestaltet, weswegen diskutiert wird, inwiefern ihm Werkcharakter zugesprochen werden muss.¹² Jochen Meyer hat 1997 aus seinen Erfahrungen bei der Einwerbung von Nach- und Vorlässen tentativ verschiedene Nachlass(er)-Typen unterschieden¹³ und zusätzlich nach dem Einfluss von Literaturarchivar:innen gefragt, die in Form von Gesprächen und Verhandlungen auf die Konstitution des jeweiligen Bestands einwirken.¹⁴ Sowohl der Vor- als auch der Nachlass sind Überlieferungsformen, die durch die Eingliederung in ein Archivsystem, das meist nach dem Provenienzprinzip (das heißt nach ihrer Herkunft)¹⁵ strukturiert ist, zwar eine wichtige Grundlage für die editorische Arbeit darstellen, aber nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass sie meist ›nur‹ eine Sammlung – kein vollständiges Archiv im ursprünglichen staatsverwaltungstechnischen Sinn – sind und damit die Editor:innen nicht von der Aufgabe weiterer Recherchen entheben. Im Folgenden sollen zwei Seiten eines einzelnen Blattes in den Blick genommen werden, auf dem Ilse Aichinger (1921–2016) und Günter Eich (1907–1972), Entwürfe eigener Arbeiten notiert haben. Aufgrund des archivarischen Provenienzprinzips wurde dieses Blatt mit der Zugangsnummer 83.616 als Teil des Nachlasses von Günter Eich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar (DLA) erschlossen. Es soll der Zusammenhang der beiden Seiten, der auf den ersten Blick womöglich nicht ersichtlich ist, aufgezeigt werden.

Ilse Aichinger zog nach ihrer ersten Veröffentlichung, dem Roman *Die größere Hoffnung* (1948), von Wien nach Ulm und lernte bei einem Treffen der Gruppe 47 Günter Eich kennen, mit dem sie zunächst nach Lenggries und später nach Großmain zog, Orte in der bayerisch-österreichischen Grenzregion. Nach dem Tod Eichs 1972 übergab Aichinger 1977 seinen literarischen Nachlass zunächst als ein Depositum an das DLA, das 1981 in das

12 Vgl. Carlos Spoerhase: Postume Papiere. Nachlass und Vorlass in der Moderne, in: *Merkur* 68/781, 2014, S. 510–511.

13 Vgl. Jochen Meyer: Pedanten und Chaoten. Notizen zu einer Nachlass- und Nachlasser-Typologie, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 49/2, 2002, S. 52–58, hier S. 55: »Archivar seiner selbst«, »Chaotiker«, »Bastler«, »Bestandserweiterer oder -verstärker«, »Bestandsverminderer oder gar -tilger«.

14 Vgl. ebd., S. 58.

15 Vgl. Philipp Messner: Provenienzprinzip und archivisches Denken. Von der ursprünglichen Ordnung zur Geschichtlichkeit von Überlieferung, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 46/1, 2021, S. 149–156, insbesondere S. 152–153. Ich danke Caroline Jessen für diesen Hinweis.

Eigentum des Archivs übergang (die Zugangsnummer gibt Auskunft über das Jahr der Akzession: beim betreffenden Archival 83.616 also 1983).¹⁶ Nachdem Aichinger 1984 zunächst nach Frankfurt am Main zu ihrer Verlegerin Monika Schoeller (1939–2019) zog, verlegte sie ihren Lebensmittelpunkt 1988 schließlich wieder nach Wien. Mit nur einem einzigen Koffer zog sie in ihre Geburtsstadt zurück, der restliche Besitz verblieb zunächst in einem Container in Frankfurt verwahrt. Durch die persönliche wie finanzielle Unterstützung von Monika Schoeller und der S. Fischer Stiftung kam ihr Vorlass Ende 2005 in das DLA.¹⁷ 2016 starb Ilse Aichinger in Wien.

Angesichts der engen Lebens- wie Arbeitsbeziehung von Aichinger und Eich verwundert es nicht, dass viele Blätter in den getrennt voneinander erschlossenen Nachlass-Beständen im DLA Spuren von beiden tragen. Die gegenseitigen Einschreibungen lassen sich womöglich in drei Bereiche einteilen: Erstens gibt es den seltenen Fall, in dem die beiden zusammengearbeitet haben, nämlich das Hörspiel *Der letzte Tag*.¹⁸ Zweitens gibt es kommentierende Notizen zu den Texten des jeweils anderen, wie etwa von Eich zur Hörspielarbeit *Auckland* von Aichinger¹⁹ beziehungsweise von Aichinger zur Hörspielarbeit *Beatrice und Juana* von Eich.²⁰ Drittens gibt es ein mehr oder weniger zufälliges Zusammenkommen von Arbeiten beider auf einzelnen Textträgern. Letzteres soll anhand eines Blattes genauer in den Blick genommen werden.

16 Vgl. Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1978, S. 772; sowie 1981, S. 546. Im Folgenden wird das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft mit der Sigle JdDSG und der entsprechenden Jahresangabe referenziert: 1957–2004: Stuttgart; 2005–2013: Göttingen. Der Nachlass wird 1984 um einige Materialien ergänzt (JdDSG 1984, S. 511).

17 Vgl. JdDSG 2006 (Anm. 16), S. 708. Erweitert wurde der Bestand 2006 (JdDSG 2007, S. 628 und 640), 2013 (JdDSG 2013, S. 643), 2017 (JdDSG 2017, S. 500) und 2018 (JdDSG 2019, S. 519 und 527). JdDSG 2006, S. 722, 733 und 735. Vgl. Hannah Markus: Ilse Aichingers Lyrik. Das gedruckte Werk und die Handschriften, Berlin 2015, S. 167–168.

18 Vgl. Julia Karnahl: »Der letzte Tag«. Zur gemeinsamen Hörspielarbeit von Ilse Aichinger und Günter Eich, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 7, 2005, S. 172–193.

19 Vgl. Richard Reichensperger: Bibliographische Hinweise, in: Ilse Aichinger. Werke in acht Bänden. Auckland. Hörspiele, hg. von Richard Reichensperger, Frankfurt am Main 1991, S. 327–332, hier S. 331–332.

20 Vgl. Klaus B. Kaindl: Über Korrekturen Ilse Aichingers an einem Hörspiel von Günter Eich, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 9, 2010, S. 108–114.

Im Herbst 1959 zogen sich Aichinger und Eich nach Brixen in Südtirol zurück, um in Ruhe an ihren jeweiligen Texten arbeiten zu können: Eich an seiner Büchner-Preisrede, die er Ende Oktober desselben Jahres hielt,²¹ und Aichinger an der Überarbeitung ihres Romans *Die größere Hoffnung*, die 1960 erschien.²² Aichingers Form der Überarbeitung bestand darin, einzelne Passagen nicht in situ zu ändern, sondern den ganzen Text abzuschreiben und im Zuge dieser Abschrift Änderungen vorzunehmen: »Die erneute Niederschrift des gesamten Textes ist für Aichinger offenbar ein wichtiger Aspekt des Revisionsprozesses«, wie Kathrin Wittler kürzlich festgestellt hat.²³ Eich schrieb, so Roland Berbig, auf Papier, »das in Reichweite lag: Briefe, Rundschreiben, Werbewerksendungen und Ähnliches«.²⁴ Unter anderem schrieb er auf eines jener Blätter, auf denen Aichinger bereits eine ihrer Roman-Abschriften notiert hatte.²⁵ Obwohl, chronologisch gesehen, Aichinger zuerst die ›Vorderseite‹ beschrieb und Eich später die ›Rückseite‹, hat sich das Blatt in Eichs Nachlass in einer Mappe mit Texten zur Büchner-Preisrede erhalten. Eichs Notiz wird damit zur ›Vorderseite‹ des Blattes.²⁶ Dennoch ist das gleichzeitig auf diesem Blatt erhaltene Fragment von Aichingers Überarbeitung ihres Romans ein wertvoller Textzeuge für ihre »Revision des (literaturgeschichtlich) bereits kanonisierten«²⁷ Textes. Ob Vorder- oder Rückseite ist eine Frage der Perspektive. Vor allem ist an diesem Beispiel ersichtlich, dass es eine sinnvolle Entscheidung war, die beiden Bestände im selben Archiv aufzubewahren.

21 Ich stütze mich hier auf Angaben von Roland Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache. Eichs Büchnerpreis-Rede 1959 – von der Handschrift zum Druck, in: Berliner Hefte. Zur Geschichte des literarischen Lebens 7, 2005, S. 264–286.

22 Ilse Aichinger: *Die größere Hoffnung* [2. Fassung], Frankfurt am Main und Hamburg 1960.

23 Kathrin Wittler: Nur »einige stilistische Dinge«? Ilse Aichingers Überarbeitung ihres Romans »Die größere Hoffnung« (1948/60) im Spiegel ihrer Korrespondenz mit dem Fischer Verlag, in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge XXXIV/1, 2024, S. 166–174, hier S. 169.

24 Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache (Anm. 21), S. 268.

25 Günter Eich: Darmstädter Rede bei der Entgegennahme des Georg Büchner Preises (Drucktitel) (DLA Marbach, A:Eich, Günter).

26 Berbig, in dessen Fokus der Text Eichs steht, nennt Aichingers Text explizit Rückseite. Vgl. Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache (Anm. 21), S. 268.

27 Roland Berbig: »Die größere Hoffnung« 1948, 1960 – zwei Seiten einer Medaille? Zum frühen Werkverständnis von Ilse Aichinger unter Einbezug ihrer Tagebücher, in: Text + Kritik 175: Ilse Aichinger, hg. von Roland Berbig, München 2007, S. 19–28, hier S. 20.

Die Trennung in zwei Bestände mag großteils einleuchten, doch gibt es zahlreiche Überschneidungen, die aus dem Zusammenleben und -arbeiten des Ehepaars resultieren. Die beiden Seiten des Blattes, das von Aichinger und von Eich beschrieben worden ist, könnten als voneinander unabhängige Textzeugen gelten, welche Aichinger- wie Eich-Forschende jeweils für sich beschäftigen. Beide Seiten entstanden aber zu einer ähnlichen Zeit, am gleichen Ort und sind vermutlich auch von gemeinsamen Gesprächen geprägt. Von einer solchen realen Auseinandersetzung zwischen den beiden zeugt zumindest eine Seite in dem Konvolut, auf dem eine zunächst von Eich niedergeschriebene Formulierung in der Handschrift Aichingers verändernd wiederholt wird. In der Handschrift Eichs heißt es:

Sprache ~~soll~~ [*darüber*: ist] hier kein additiver Begriff ~~sein~~, also nicht die Summe aller Vokabeln und Formen, für die Dauer dieser Rede soll das Wort [*darüber*: Sprache] einen Wert bezeichnen.²⁸

Durch einen Strich getrennt, steht darunter in Aichingers Handschrift:

Sprache, nicht als addit. Begr., nicht als die Summe aller Vok. und Formen, sondern wertend gebraucht.

Wie es zu dieser Umformulierung kam, ob Aichinger sie selbst formuliert hat oder ob der Eintrag die Mitschrift eines von Eich mündlich geäußerten Satzes ist, lässt sich nicht rekonstruieren. Doch zeugt dieses Archivaldokument davon, dass die beiden nicht unabhängig voneinander gearbeitet haben, sondern in einem produktiven Austausch standen und teilweise gemeinsam Formulierungen überlegt haben.

Nun zu dem Text des fraglichen Blattes (siehe Abb. 1 und 2), zunächst zur Seite, die von Eich beschrieben wurde. Es ist eine mit Schreibmaschine dicht beschriebene Seite, gelegentlich mit Sofort-, großteils mit Bleistiftkorrekturen. Sie fängt an mit »Mein Mißtrauen ist groß« und ist oben mit der getippten Zahl 11 nummeriert. Auf dieser einen Seite steht der folgende Absatz (der sich im Druck am Ende der Rede befindet):

²⁸ Eich: Darmstädter Rede (Anm. 25). Es ist eine Passage, die später lauten wird: »Sprache, für die Dauer dieser Rede nicht als additiver Begriff, nicht als die Summe aller Vokabeln und Formen, sondern wertend gemeint«. Günter Eich: Gesammelte Werke. Bd. 4, hg. von Axel Viereg, Frankfurt am Main 1991, S. 618.

Es wird Ernst gemacht, den perfekt funktionierenden Staat und die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, Ja zu sagen. Wenn das, [*darüber: indem*] was wir schreiben [*darüber: unsere Arbeit*], weder durch seine Existenz noch durch sein Thema [*darüber: nichts*] als Kritik verstanden werden kann [*Umstellung von: verstanden werden kann als Kritik*], als Gegner und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und erhalten die Dekorationen der Welt [*darüber: tragen zur Ausschmückung der Fassade bei*]. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan.

Hier wird das für Eichs Rede zentrale Thema der Kritik an der Macht gebündelt. Noch fehlt in dem Entwurf die harte, aufweckende, textgenetisch offenbar spätere Formulierung: »Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, [...] als Herausforderung der Macht, [...] dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien.«²⁹ Der Macht schreibt er zu, Antworten zu geben, und Fragen nicht zuzulassen.

Auf der anderen Seite dieses Blattes steht ein Fragment der Roman-Überarbeitung von Aichinger. Das Blatt ist, ebenfalls mit der Schreibmaschine, nur zu einem Viertel beschrieben und oben mit der getippten Nummer 28 gekennzeichnet. Die zwei kurzen Absätze schildern eine Szene des Romans, in der Agenten des Staatsapparats auf eine Gruppe von Kindern treffen, die sich in einer ihnen verbotenen Zone aufhalten. In der Gruppe der Kinder befindet sich die Protagonistin Ellen, die zuvor nicht als vollwertiges Mitglied dieser Freundesgruppe anerkannt worden ist,³⁰ sich aber mit ihnen solidarisiert. Auf der anderen Seite dieser Konfrontation steht die Gruppe von Soldaten mit ihrem Offizier. Kurz vor der nun zu zitierenden Szene stellt sich heraus, dass Ellen die Tochter des Offiziers ist. Mit einem Schlag verkehren sich damit die Machtverhältnisse. In der Erstpublikation des Romans (1948) lautet die Stelle, die von Aichinger später überarbeitet wird:

29 Die Passage im Druck lautet: »Es wird Ernst gemacht, die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, ja zu sagen. Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan«. Günter Eich: Gesammelte Werke, Bd. 4 (Anm. 28), S. 627.

30 Aichinger: Die größere Hoffnung [2. Fassung] (Anm. 22), S. 25: »Mit zwei falschen Großeltern! Das ist zu wenig.« Vgl. Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung [1. Fassung], Frankfurt am Main 1948, S. 48: »Du hast nur zwei falsche Großeltern und das ist zu wenig!«

Mein Mißtrauen ist groß, und ich vermute, daß die Wissenschaft eines Tages ^{wie es heißt} realistisch denkt und zu den Tatbeständen auch das ^{nicht} rechnet, was sein soll: Was wir zu denken haben, zu glauben, zu hassen und zu lieben. Die in Osten und Westen geläufige Verbindung von Reaktion und technischem Fortschritt, die Liaison von Stahlhelm und Physik sind günstige Ausgangsstellung en dafür.

Aber noch sind wir im Vorfeld. Die Rosen haben ringsum hoffnungsvoll angesetzt, und da wir negativ sind, schauen wir nach einem wirksamen Gift aus, das die Blüte verhindern könnte. Wir sind nicht ~~so ganz~~ erfreut von der Möglichkeit, Menschen zu bestimmten Verhaltensweisen zu zwingen. Auch ~~ist~~ die Aussicht auf eine Zulage stimmt ~~weder~~ ^{nicht} ~~noch~~ uns freudiger. Überhaupt wollen wir lieber unfreundlich sein, bevor wir ^{nicht} gezwungen werden zu schweigen. Es ist die Zeit für Hohn und Satire, die höchste Zeit. Ich für mein Teil habe den ~~schlichten~~ Verdacht, daß die Ewigkeitswerte die Macht verewigen und die gedichtete ~~Wahrheits~~ ^{Dassins} Freude erinnert mich an das dienstfreundige Gesicht, das ich einmal machen mußte. Diese Lebensbejahung in gelenkter Sprache, dieses unaufhörliche Kraft-durch-Freude-Motiv und Seid nett zueinander! (Aber wehe, wenn ihr nicht nett seid, und wehe, wenn ihr euch nicht freut!) Alles im Aufbau, alles positiv, die Wirtschaft, die Helden und die Liebe, ~~das Dasein ein heiteres Sommerwien~~, ^{das Dasein ein heiteres Sommerwien} Glück und Freizeit ~~ohne Grenzen~~, ^{ohne Grenzen} sorgt euch nicht, wir sorgen für euch. Dieser ganze fatale Optimismus, so verdächtig erwünscht und so genau nach Maß. Augen und Ohren fest geschlossen und ein strahlendes Lächeln auf allen Gesichtern, ein Lied, drei, vier, ~~so hält man uns sicher an den Drähten~~, so marschieren wir zukunftsgläubig in die tausendundeine Art von Sklaverei.

Es wird Ernst gemacht, den perfekt funktionierenden Staat und die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, Ja zu sagen. Wenn ~~das~~, ^{was wir schreiben} ~~was wir schreiben~~, ^{nicht} ~~weder~~ durch seine Existenz noch durch sein Thema (verstanden werden kann als Kritik, als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und erhalten die Dekorationen der Welt. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan.

Meine Damen und Herren, indem ich mich zu einer Dichtung bekenne, die Gegnerschaft ist, bekenne ich mich, ~~wie ich meine~~, zu Georg Büchner. ^{Jedenfalls} vermute ich, daß eine solche Literatur seinem Geiste nicht ~~ganz~~ ^{ent-} ~~gegen~~ ^{gegen} ist. ~~Zunächst ist es ein Bekenntnis für einen Augenblick die Diktatur zu verlassen.~~ Ich möchte aber in dieses Bekenntnis noch einige Bundesgenossen einschließen, von denen ich annehme, daß auch Büchner ihnen gewogen ist, ~~und~~ ^{sie} gehören alle der Ritterschaft von der traurigen Gestalt an wie Woyzeck, Lenz und ~~Valerio~~, ^{sie sind} ohnmächtig und Gegner der Macht aus Instinkt; ~~von ihnen~~

Abb. 1: Entwurf zur Darmstädter Rede von Günter Eich, 1959,
© Familie Eich / DLA Marbach (Photo: DLA Marbach).

Keines von ihnen dachte mehr daran zu fliehen. Erlebnis bannte sie
nieder, unbekannte Macht entströmte ihrer Machtlosigkeit. Mit einem Schlag waren sie
in der Offensive. Der babylonische Turm wankte in dem leisen Zittern ihrer Atemzüge.
Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, der befreiende Atem der
Welt.
"Vater!" sagte Ellen noch einmal und streckte die Arme nach ihm
aus. Der Mann trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen
Begleitern, sodaß seine Bewegungen für sie unsichtbar blieben

Abb. 2: Überarbeitung einer Passage des Romans von Ilse Aichinger, 1959,
© Familie Eich / DLA Marbach (Photo: DLA Marbach).

Keinem ihrer Freunde fiel es jetzt ein, sie für einen Überläufer zu halten. Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, befruchtender Atem der trotz all ihrer Grenzen grenzenlosen Welt. Der Romantiker Mond war von dichten Wolken überdeckt worden. Er schien unerwünscht inmitten dieser brennenden Realität.

An allen Fronten donnerten die Kanonen. Hier aber konzentrierte sich in zitterndem Schweigen das Wesen dieses Krieges.

Ellen streckte den Arm nach ihrem Vater aus. Der Mann mit den silbernen Achselspangen trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen beiden Begleitern, so daß seine Bewegung für sie unsichtbar blieb.³¹

Der Auftritt der Soldaten kennzeichnet zunächst die Realisierung der konkreten Macht des Staatsapparats. Das Machtverhältnis wendet sich jedoch durch das Herausstellen der Herkunft der Protagonistin. Während in der Erstpublikation noch symbolträchtige Naturelemente auftreten (Mond, Regen, Wasser, Wind), werden diese in der Überarbeitung auf nur eine gekürzt und neue Begriffe treten hinzu: »Macht« und »Machtlosigkeit«. In Aichingers Überarbeitungsentwurf lauten die Absätze nun (und diese werden sich größtenteils bis in die Publikation halten):

Keines von ihnen dachte mehr daran zu fliehen. Erlebnis bannte sie nieder, unbekannte Macht entströmte ihrer Machtlosigkeit. Mit einem Schlag waren sie in der Offensive. Der babylonische Turm wankte in dem leisen Zittern ihrer Atemzüge. Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, der befreiende Atem der Welt.

»Vater!« sagte Ellen noch einmal und streckte die Arme nach ihm aus. Der Mann trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen Begleitern, sodaß seine Bewegungen für sie unsichtbar blieben.³²

Die Vorstellung einer »Macht«, die aus »ihrer Machtlosigkeit« entsteht, eine scheinbar paradoxe Gedankenfigur, korrespondiert mit jener Kritik, die Eich in seiner Rede andenkt: einer Gegnerschaft, die nicht mit denselben Instrumenten agiert, wie das, wogegen sie ist. Indem die Protagonistin Ellen auf die sie verhörenden Fragen eines Polizisten nicht konform antwortet, ändern sich die Fragen des Polizisten: Aus »Wo wohnst du?« wird »Wo bist du zu

31 Aichinger: Die größere Hoffnung [1. Fassung] (Anm. 30), S. 66.

32 In der überarbeiteten Publikation gibt es nur geringe Abweichungen von dieser Passage. Vgl. Aichinger: Die größere Hoffnung [2. Fassung] (Anm. 22), S. 34.

Hause?» wird »Aber wo sind wir zu Hause?«.³³ Die Form der Kritik, die Eich in seiner Rede andenkt, wird in Aichingers Roman exemplarisch und konkret durchgespielt: die Macht nicht mittels Antworten, sondern durch Fragen zu untergraben.

Das Zusammenspiel der beiden Texte kristallisiert sich auf dem einen Blatt. Durch die archivarische, dem Provenienzprinzip folgende Ordnung wird der Textträger zweier Texte einer einzelnen Person zugeordnet. Das Archiv hat mittels Verweise im Katalog Möglichkeiten gefunden, diese Spur anzudeuten.³⁴ Die aufbewahrten Provenienzinformationen geben nicht nur Auskunft über die Zusammenhänge, in denen diese beiden Texte entstanden sind, sondern auch über die Wertungen, unter denen sie wahrgenommen, die Beziehungen, in die sie bislang gestellt wurden: als Textzeugen des Textes von Günter Eich und nicht von Ilse Aichinger. Indem eine wissenschaftliche Edition ihrer dokumentarischen Aufgabe nachkommt, die die Provenienz mit einschließt, ermöglicht sie es, nach solchen frühen Produktionsbedingungen zu fragen.

33 Ebd., S. 141.

34 Siehe die Einträge im DLA-Katalog zu: »Eich, Günter: Darmstädter Rede bei der Entgegennahme des Georg Büchner Preises [Prosa]« (online: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/HS00479484/>, Zugriff: 9. Oktober 2024) sowie zu: »Aichinger, Ilse: Die größere Hoffnung. Roman [Prosa]« (online: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/HS00597756/>, Zugriff: 9. Oktober 2024), beide im Bestand Günter Eich (A:Eich, Günter). Ich danke Mirjam und Lena Eich für die freundliche Genehmigung zur Einsicht in die Nachlass-Bestände von Ilse Aichinger und Günter Eich sowie für die Genehmigung zur Reproduktion der beiden Blattseiten.

IV. SPRECHEN ÜBER PROVENIENZ

LITERARISCHE DISKURSE

Provenienz in literarischen Werken ist kein einfaches Thema, denn das Phänomen ist schwer zu fassen. Einerseits werden die Begriffe ›Provenienz‹ und ›Provenienzmerkmal‹ in belletristischen Texten bis heute nicht oder kaum verwendet. Es handelt sich ursprünglich um wissenschaftliche Fachbegriffe, die in der ›schönen‹ Literatur bis heute nicht Fuß gefasst haben. Andererseits wird dort die Herkunft von Manuskripten, Büchern und Kunstwerken seit der Antike immer wieder thematisiert und problematisiert. Dass der Zentralbegriff ›Provenienz‹ in der Belletristik praktisch nicht verwendet wird, erschwert eine Systematisierung des Feldes, von seiner vollständigen Erfassung ganz zu schweigen. Daher trägt das vorliegende Kapitel einen heuristischen Charakter, fächert das Spektrum auf und geht anhand exemplarischer Beispiele vor.

Eine seit Jahrhunderten etablierte Praxis ist die Herausgeberfiktion. Hier wird die Herkunft eines vermeintlich authentischen, im ›Original‹ oft handschriftlichen Textes fingiert, zumeist von einer Erzählerfigur gerahmt, die zudem beschreiben kann, wie sie an den ›edierten‹ Text gelangt ist und warum sie ihn veröffentlicht. Dabei ist dem Publikum in der Regel bewusst, dass es sich um einen fiktionalen Text und bei der vermeintlichen Herausgeberinstanz um dessen Autor:in handelt. Zugleich findet so eine – fiktive – Beglaubigung der Herkunft der ›herausgegebenen‹ Texte statt.

Ein prominentes Beispiel aus der deutschen Literatur sind *Die Leiden des jungen Werther* (1774) von Johann Wolfgang Goethe (1749–1832). Zu Beginn tritt eine namenlose Herausgeberfigur auf und schildert ihr Anliegen:

Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt, und leg es Euch hier vor. [...] Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, und seinem Schicksale eure Tränen nicht versagen.¹

1 Johann Wolfgang Goethe: *Die Leiden des jungen Werthers* [Erste Fassung], in: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Bd. 1.2, hg. von Karl Richter u. a., München 2006, S. 196–299, hier S. 197.

Dieser Herausgeber, über dessen Identität nichts zu erfahren ist, wirbt um Empathie für den tragischen Selbstmörder Werther und verknüpft damit eine didaktische Botschaft:

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst.²

Zum Großteil besteht der Roman aus vermeintlich authentischen Texten des Protagonisten, hinter denen die Herausgeberfigur zurücktritt. Erst in den erzählenden Passagen am Ende des Buches, die Werthers Zusammenbruch und seinen Suizid beschreiben, tritt sie wieder offen in Erscheinung, und zwar als ›sekundärer Augenzeuge‹, der einführend Anteil am Schicksal der Titelfigur nimmt und dabei die Schwelle zum auktorialen Erzählen überschreitet.³ Die von ihm edierten Texte Werthers sind Briefe an einen sonst nicht in Erscheinung tretenden Adressaten, einen Freund namens Wilhelm. Das entspricht der empfindsamen Briefkultur des achtzehnten Jahrhunderts und dem damit verwandten Briefroman; Wilhelm bleibt dabei eine reine ›Anschreibstation‹, auch über ihn ist nichts zu erfahren. Innerhalb der Fiktion setzt das materielle Vorhandensein der handschriftlichen Briefe voraus, auch wenn das Publikum sich ihres fiktionalen Charakters sicher bewusst war. Die Behauptung ihrer ›Echtheit‹, ihrer authentischen Provenienz dürfte dennoch die Resonanz des Romans beim Publikum erhöht haben.

Andere Texte gehen spielerischer mit der Herausgeberfiktion um. So etwa Johann Gottfried Schnabels (1692–circa 1744/48) *Wunderliche Fata einiger Seefahrer* (4 Bde., 1731–1743), besser bekannt als *Die Insel Felsenburg*,⁴ einer der einflussreichsten Romane der deutschen Frühaufklärung. Der vermeintliche Herausgeber mit dem Pseudonym Gisander⁵ beschreibt, wie er an das Manuskript gekommen ist – er habe es aus den Händen eines sterbenden

2 Ebd., S. 197.

3 Vgl. Uwe Wirth: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800. Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann, München und Paderborn 2008, S. 282.

4 Offiziell publizierte erstmals Ludwig Tieck (1773–1853) den Roman 1828 unter diesem Titel, und zwar in einer von ihm herausgegebenen, gekürzten Bearbeitung. Wie Erwähnungen unter anderem in Texten wie Karl Philipp Moritz' (1756–1793) »Anton Reiser« (1785–1790) und im ersten Band von Goethes »Dichtung und Wahrheit« (1811) zeigen, war der Kurztitel »Insel Felsenburg« aber schon vorher gebräuchlich.

5 Eine Anspielung auf Schnabels Geburtsort Sandersdorf bei Bitterfeld und seine Initialen J.G.S.

Reisenden erhalten, der einen Unfall mit einer Postkutsche erlitten habe.⁶ Damit liefert er vordergründig eine Antwort auf die Frage, ob man »sich auch darauf verlassen« könne, »daß deine Geschichte keine blossen Gedichte, *Lucianische* Spaas-Streiche, zusammen geraspelte *Robinsonaden*-Späne und dergleichen sind?⁷ Der Herausgeber beglaubigt mit seiner detaillierten Erzählung der genannten Begegnung einerseits die Authentizität und damit den Wert der Papiere, andererseits hält er die Angelegenheit kunstvoll und spiele- risch in der Schwebel:

Warum soll man denn dieser oder jener, eigensinniger Köpffe wegen, die sonst nichts als lauter Wahrheiten lesen mögen, nur eben solche Geschichte schreiben, die auf das kleinste *Jota* mit einem körperlichen Eyde zu bestärken wären? Warum soll denn eine geschickte Fiction, als ein *Lusus ingenii* [Spiel des Geistes], so gar verächtlich und verwerfflich seyn?⁸

Mit der Herausgeberfiktion verwandt ist der Typus des fiktiven Buchs (*pseudo-biblion*) oder Manuskripts, das innerhalb einer Erzählung aufgerufen und oft bis ins Detail beschrieben wird. Der Aspekt der Herkunft wird hier oft besonders elaboriert ausgestaltet, um der Erzählung besondere Glaubwürdigkeit zu verleihen; dabei werden oft fiktive Elemente und reale Bezüge vermischt.

Ein Beispiel ist das so genannte *Necronomicon*, das wiederholt in den Schriften des US-amerikanischen Horror-Autors Howard Phillips Lovecraft (1890–1937) auftaucht. Nach seiner 1927 geschriebenen Skizze »History of the Necronomicon« stamme das Buch von dem fiktiven arabischen Gelehrten Abdul Alhazred, der es um das Jahr 700 verfasst habe. Im Original trage es den Namen *Al Azif* – »das von den Arabern verwendete Wort, um jenen nächtlichen [...] Laut zu bezeichnen, der dem Geheul von Dämonen gleicht.«⁹ Im Jahre 950 sei das Buch von dem – fiktiven – Gelehrten Theodorus Philetas ins Griechische übersetzt und später von dem – realen – Papst Gregor IX. (circa 1167–1241) auf den Index gesetzt worden; der englische Mystiker John Dee (1527–1608/09) habe eine Übersetzung angefertigt, von der nur Bruchstücke erhalten seien. Im Folgenden zählt Lovecraft einige fiktive und reale Bibliotheken auf, die angeblich Exemplare des Buches besäßen. »Das Buch wird von den Behörden der meisten Länder und jedweder planmäßig

6 Vgl. Johann Gottfried Schnabel: *Insel Felsenburg. Wunderliche Fata einiger Seefahrer* (1731/43). Bd. 1, hg. von Markus Czerwionka, Frankfurt am Main 1997, S. 13–14.

7 Ebd., S. 10.

8 Ebd., S. 12.

9 Howard Phillips Lovecraft: *Geschichte des Necronomicon*, illustriert von Rolf Münzner, übers. von Wolfram Benda, Bayreuth 2019, ohne Seitenzahl.

ingerichteten Kirchlichkeit unerbittlichst unterdrückt. Seine Lektüre zeitigt schreckliche Folgen.«¹⁰ Innerhalb von Lovecrafts Erzählungen beglaubigen wiederholte Bezüge auf die schriftliche Autorität des *Necronomicon* zum einen scheinbar die geschilderten übernatürlichen Ereignisse, die die Lektüre des Buches als lebensgefährlich ausweisen. Dabei unterstreicht die Vagheit der Andeutungen den ominösen Charakter des *Necronomicon* noch zusätzlich. Zum anderen schaffen die Referenzen in den einzelnen Texten eine intertextuelle Konsistenz von Lovecrafts Erzählungen, die in einem stark stilisierten Neuengland angesiedelt sind, namentlich in Providence, Lovecrafts Heimatstadt im US-amerikanischen Rhode Island.

Mit seiner Praxis des *Pseudobiblion* steht Lovecraft nicht allein. Zu nennen wären etwa Jorge Luis Borges' (1899–1986) *Examen de la obra de Herbert Quain* (1941), Stanislaw Lems (1921–2006) *Doskonata próznia* (1971) und Umberto Eco (1932–2016) *Il nome della rosa* (1980), in dem es unter anderem um das nicht erhaltene und in Wirklichkeit vielleicht nie geschriebene zweite Buch von Aristoteles' (384–322 v. Chr.) *Poetik* geht. Dieses Motiv kann auch ganze Bibliotheken umfassen, wie den geheimen »Friedhof der vergessenen Bücher«, den der spanische Autor Carlos Ruiz Zafón (1964–2020) in seinem Roman *La sombra del viento* (2001) einführte. Er liegt an einem geheimen, labyrinthischen Ort in der Altstadt von Barcelona:

Wenn eine Buchhandlung ihre Türen schließt, wenn ein Buch dem Vergessen anheimfällt, dann versichern wir uns, die wir diesen Ort kennen [...], daß es hierhergelangt. Hier leben für immer die Bücher, an die sich niemand mehr erinnert, die Bücher, die sich in der Zeit verloren haben, und hoffen, eines Tages einem neuen Leser in die Hände zu fallen. In einer Buchhandlung werden Bücher verkauft und gekauft, aber eigentlich haben sie keinen Besitzer. Jedes Buch, das du hier siehst, ist jemandes bester Freund gewesen.¹¹

Wie die fiktiven Bücher genau dorthin gelangen und wie sich dann die Besitzverhältnisse gestalten, wird in Ruiz Zafóns widersprüchlicher und vager Schilderung nicht ausbuchstabiert. Dennoch nehmen der Roman und seine Fortsetzungen (*El juego del ángel*, 2008; *El prisionero del cielo*, 2011; *El laberinto de los espíritus*, 2016) wiederholt Bezug auf dieses Repositorium und die in ihm enthaltenen Bände. In der Erzählung *El príncipe de parnaso* (2012) liefert der Autor eine nachträgliche Genealogie des Ortes als Schöpfung des

¹⁰ Ebd.

¹¹ Carlos Ruiz Zafón: *Der Schatten des Windes*. Roman, übers. von Peter Schwaar, Frankfurt am Main 2003, S. 10.

fiktiven Buchdruckers Antoni de Sempere über dem Grab des spanischen Nationalautors Miguel de Cervantes (1547–1616), dessen wirklicher Ort zur Zeit der Abfassung der Erzählung nicht bekannt war.¹² Damit schreibt Ruiz Zafón seine fiktive Bibliothek nicht nur in die Tradition der spanischen Literatur ein, sondern verleiht ihr mit der Berufung auf *den* spanischen Nationalautor auch die größtmögliche Dignität.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wurde literarischen Nachlässen eine erhöhte Bedeutung zugesprochen. Sie galten zunehmend als »Material für eine ›postume‹ Publikation«, gespeist aus der »Aussicht, eine Nachlassausgabe zu veranstalten oder eine Gesamtausgabe zu veranstalten«.¹³ Dies wurde teilweise noch von den Autor:innen selbst geplant. So vereinbarte Goethe mit seinen Mitarbeitern eine zwanzigbändige Ausgabe seiner *Nachgelassenen Schriften*, wobei *Faust II* als erster Band figurierte,¹⁴ und der Philosoph Friedrich Schelling (1755–1854) verfasste eigens eine *Übersicht meines künftigen handschriftlichen Nachlasses* (1853).¹⁵ Zunehmend lösten sich solche Nachlassausgaben jedoch von der Autor:innenintention ab. Stattdessen ging es oft darum, möglichst viele und immer wieder neue unbekannte Texte kanonischer Autor:innen der Öffentlichkeit zu präsentieren; an die Stelle von Freunden und Familienmitgliedern traten bei der Herausgeberschaft zunehmend Liebhaber und die sich etablierende philologische Forschung.¹⁶

12 Vgl. Carlos Ruiz Zafón: *Der Fürst des Parnass. Eine Erzählung*, übers. von Peter Schwaar, Frankfurt am Main 2014, S. 82–83. Seit 2015 glauben spanische Forscher:innen, Cervantes' Grab in Madrid lokalisiert zu haben.

13 Carlos Spoerhase: *Neuzeitliches Nachlassbewusstsein. Über die Entstehung eines schriftstellerischen, archivarischen und philologischen Interesses an postumen Papieren*, in: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, hg. von Kai Sina und dems., Göttingen 2017, S. 21–48, hier S. 25.

14 Vgl. Waltraud Hagen: *Werkausgaben*, in: *Goethe-Handbuch in vier Bänden. Bd. 4.2: Personen, Sachen, Begriffe L – Z*, hg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto, Stuttgart und Weimar 1998, S. 1137–1147; hier S. 1145–1147. Zu Goethes Umgang mit seinen Papieren, zu dem auch die gezielte Vernichtung von Material gehörte, vgl. zuletzt Stefan Höppner: *Zwischen Verlustangst und kontrolliertem Verlust. Goethe gestaltet seinen Nachlass*, in: *Verschwinden. Vom Umgang mit materiellen und medialen Verlusten in Archiv und Bibliothek*, hg. von Madeleine Brook, Stefanie Hundehege und Caroline Jessen, Göttingen 2024, S. 23–36.

15 Spoerhase: *Neuzeitliches Nachlassbewusstsein* (Anm. 13), S. 25–26.

16 Damit einher ging die Einrichtung literarischer Archive wie das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, das 1896 seine Tore für die allgemeine Nutzung öffnete. Für einen wegweisenden Text dazu vgl. Wilhelm Dilthey: *Archive für Literatur* (1889), in: *ders.: Gesammelte Schriften Bd. 15, 3. Aufl.*, hg. von Ulrich Herrmann, Stuttgart 1991, S. 1–16.

Die Praxis solcher Nachlassausgaben wurde ebenfalls zum Gegenstand literarischer Texte, so in der Novelle *The Aspern Papers* (1888) von Henry James (1843–1916).¹⁷ Hier mietet sich ein namenloser Erzähler unter falschem Namen bei Juliana Bordereau ein, der ehemaligen Liebe des vor langer Zeit verstorbenen Dichters Jeffrey Aspern, weil er bei ihr unveröffentlichte Briefe aus dessen Feder vermutet. Diese will er für ein Buch über Aspern verwerten.¹⁸ Je länger er bleibt, desto stärker wird sein – fast erotisch anmutendes – Verlangen nach dem papiernen Nachlass. Asperns Briefe sind für ihn wichtiger als die reale Zeitzeugin Bordereau, die allerdings auch nicht (mehr) über ihr Verhältnis zu Aspern spricht. Er vertraut sich Bordereaus Nichte Tita an, mit der diese zusammenlebt. Sie verspricht, ihn zu unterstützen. Später bietet Juliana Bordereau ihm ein Porträt von Aspern an, doch auch hier gibt der Erzähler seine Absicht nicht zu erkennen, obwohl die alte Frau ihn zu durchschauen scheint. Eines Nachts ertappt Bordereau den Erzähler beim Aufbrechen eines Sekretärs, in dem er Asperns Briefe vermutet. Sie bricht zusammen und stirbt kurz darauf. Tita bietet an, ihm die Briefe zu übergeben – wenn er sie heiratet. Der Erzähler flieht zunächst, weil er Tita nicht liebt. Als er sich, von seiner Habgier überwältigt, anders entscheidet und zurückkehrt, hat sie die Briefe bereits verbrannt. Ihm bleibt allerdings Asperns Porträt.

Tatsächlich dürften literarische Texte, in denen es um die Provenienz bildender Kunstwerke geht, weit häufiger sein als solche, die sich Büchern und dem schriftlichen Nachlass von Personen widmen. Raub und Fälschung sind dabei besonders häufige Themen. Das Thema des Kunstraubs lässt sich – bei einem erweiterten Literaturbegriff – bis in die Antike zurückverfolgen.¹⁹ Ciceros (106 v. Chr.–43 v. Chr.) *Orationes in Verrem* (70 v. Chr.) waren eine Anklageschrift gegen den Adligen Gaius Verres, der sich als Statthalter von

17 Vgl. Henry James: *The Aspern Papers* (1888), in: ders.: *Complete Stories 1884–1891*, hg. von Edward Said, New York 1999, S. 228–320.

18 Die Konstellation von Aspern und Juliana Bordereau ist lose an diejenige zwischen Percy Bysshe Shelley (1792–1822) und seiner Halbschwester Claire Clairmont (1798–1879) angelehnt, die den Dichter um viele Jahrzehnte überlebte und im Alter in Florenz lebte. Auch bei ihr mietete sich ein Shelley-Verehrer in der Hoffnung ein, an Shelleys nachgelassene Papiere zu gelangen. Aspern als Figur trägt Züge nicht nur von Shelley, sondern auch von Byron und Puschkin; vgl. Bettina Blumenberg: *Venedig kann sehr kalt sein. Nachwort zu Henry James' »Aspern-Schriften«*, in: Henry James: *Die Aspern-Schriften*, übers. von ders., München 2003, S. 183–203, hier S. 188–190.

19 Für eine historische Quellensammlung zum Phänomen Kunstraub vgl. Isabelle Dolazek, Bénédicte Savoy und Robert Skwirblies (Hg.): *Beute. Eine Anthologie zu Kunstraub und Kulturerbe*, Berlin 2021.

Sizilien widerrechtlich zahlreiche Kunstwerke angeeignet hatte und dabei auch vor Gewalt nicht zurückschreckte.²⁰

Die Fälschung Bildender Kunst wurde vor allem seit dem neunzehnten Jahrhundert zum Thema der Literatur, so unter anderem in Ludwig Tiecks *Die Gemälde* (1823), aber auch in der Gegenwart in Martin Suters (*1948) *Der letzte Weynfeldt* (2008) und in Daniel Kehlmanns (*1975) *F* (2013). Kehlmann entlehnt in *F* sogar die Figur des Kunstfälschers Heinrich Eulenhöck von Tieck – nur dass es bei ihm der schon verstorbene Eulenhöck ist, dessen Gemälde postum gefälscht werden.²¹ Seltener kommen gefälschte Bücher oder Handschriften vor, wie sie in der Realität durchaus existieren. Man denke an das gefälschte Handexemplar von Galileo Galileis (1564–1641/42) *Sidereus Nuncius* (1610), das der Fälscher Marino Massimo de Caro (*1973) mit angeblich eigenhändigen Aquarellen Galileis versehen und damit dessen Marktwert immens aufgewertet hatte, bevor er entlarvt wurde.²² Oder an den Architekten Heinrich von Gerstenbergk (1814–1887), der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts reihenweise gefälschte Schiller-Handschriften in Umlauf brachte und dafür rechtskräftig verurteilt wurde.²³

Ein literarisches Beispiel, das den Topos aufnimmt, ist der wenig bekannte *Goethegeburtstag* (2006) von Gert Theile (*1958), ein Kriminal- und Schlüsselroman über die damalige Stiftung Weimarer Klassik um die Jahrtausendwende.²⁴ Hier wird ein Mord unter anderem wegen eines in der Gegenwart gefälschten Goethe-Briefes an dessen Freund Johann Sulpiz Boisserée (1783–1854) begangen. Theiles Buch behandelt aber auch einen fiktiven Fall von NS-Raubgut, hier Zeichnungen von Antoine Watteau (1684–1721). Eine besondere Wendung gibt dem Thema schließlich Stefan Zweig (1881–1942), der in seiner Novelle *Die unsichtbare Sammlung* (1925) die Geschichte eines

- 20 Vgl. zum Beispiel Marcus Tullius Cicero: Erste Verhandlung gegen Verres, in: ders.: Werke in drei Bänden. Bd. 1, hg. und übers. von Liselot Huchthausen, Weimar und Berlin 1989, S. 171–191; zum Prozess und seinen Hintergründen vgl. auch Luca Frepoli: »Ich habe sie gekauft!«, in: Dolazek, Savoy und Skwirblies (Hg.): Beute (Anm. 19), S. 29–35, hier S. 32–34.
- 21 Vgl. Ludwig Tieck: Die Gemälde, in: Tiecks Werke in zwei Bänden, hg. von Claus Friedrich Köpp, Berlin und Weimar 1985, S. 205–284; Daniel Kehlmann: *F*. Roman, Reinbek 2013.
- 22 Vgl. Achatz von Müller: Konjunkturen des Buches oder Ein Text ist kein Buch, in: Biographien des Buches, hg. von Ulrike Gleixner u. a., Göttingen 2017, S. 317–325, hier S. 319–321.
- 23 Zu den Details vgl. Anton Vollert: Der Proceß wegen betrüglicher Anfertigung Schillerscher Handschriften gegen den Architekten und Geometer Georg Heinrich Karl Jakob Victor von Gerstenbergk zu Weimar, Jena 1856.
- 24 Vgl. Gert Theile: *Goethegeburtstag*. Roman, Paderborn 2006.

Kunstliebhabers erzählt, von dessen Sammlung erlesener Graphik nur noch die leeren Mappen übrig sind – was dieser nicht weiß, da er längst erblindet ist. Seine Frau und seine Tochter haben die Kunstwerke verkauft, um das Überleben der Familie in der Inflationszeit der 1920er Jahre zu ermöglichen.²⁵

Eher selten sind literarische Texte, die direkt von Provenienzmerkmalen in Büchern sprechen oder sie sogar vor Augen bringen, die also den Weg »vom Exemplar zum Einzelstück«²⁶ gegangen sind. Hermann Hesses (1877–1962) frühe Erzählung *Der Novalis* (um 1900) berichtet von der Exemplarbiographie einer 1837 in Stuttgart erschienenen Ausgabe von Schriften des Frühromantikers Friedrich von Hardenberg (1772–1801)²⁷ und der damit verwobenen Lebensgeschichte seiner fiktiven Besitzer vom Jahr 1838 bis in die Gegenwart des Erzählers. Anhand von Anstreichungen, Marginalien und Einlagen wird hier von Freundschaften und unglücklichen Lebensbeziehungen berichtet. Dabei werden gleichzeitig Beziehungen zu den in der Ausgabe enthaltenen Novalis-Texten hergestellt; die bloße Tatsache, dass das Buch dadurch selbst zum Unikat wird, ist allerdings kein Thema. Charakteristisch ist eine Passage, in welcher der Erzähler von einer Lektüre eines früheren Besitzers, des Theologen Theophil Brachvogel, berichtet:

Am Rande der »Fragmente« entstanden nachdenkliche Notizen, mit leichtem Bleistift eingetragen, und die Daten mehrerer besonders schöner und glücklicher Waldlesetage wurden auf das leere letzte Blatt geschrieben, manche auch in den Text selber. Jetzt noch steht unter anderen auf Seite 79 neben dem Märchen von Rosenblüte und Hyazinth [aus *Heinrich von Ofterdingen*] zu lesen: »Zum ersten Mal gelesen den zwölften Mai, am Waldrand über Bebenhausen.« Auf derselben Seite haben sich die feinen Rippen eines eingelegten jungen Eichen-

25 Vgl. Stefan Zweig: Die unsichtbare Sammlung, in: Die großen Erzählungen, hg. von Edda Ziegler, München 2013, S. 217–234. Vgl. zu Zweigs Text auch Caroline Jessen: Themenkomplex: Der komplexe Faden der Herkunft: Provenienz. Editorial, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46/1, 2021, S. 109–130, hier S. 121–122.

26 Vgl. Petra Feuerstein-Herz: Vom Exemplar zum Einzelstück, in: Gleixner u.a. (Hg.): Biographien des Buches (Anm. 22), S. 115–133.

27 Vgl. Novalis: Schriften, hg. von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel, 2 Bde., 4. Aufl., Stuttgart 1837. Hesse war zur Zeit der Abfassung als Buchhändler und Antiquar in Basel tätig und dürfte die Ausgabe wohl genau gekannt haben; in Tübingen, einem Handlungsort der Erzählung, hatte er zuvor eine Lehre als Buchhändler absolviert. Ob die beschriebenen Provenienzmerkmale in einem realen Exemplar zu finden waren, ist allerdings nicht bekannt. In Hesses Nachlassbibliothek im Deutschen Literaturarchiv Marbach ist die Ausgabe jedenfalls nicht zu finden.

blattes in bräunlichen Linien abgedrückt erhalten. Das Blatt selbst ist nicht mehr dabei.²⁸

Brachvogel liest die Ausgabe gemeinsam mit seinem Kommilitonen Hermann Rosius, sie wird zu einer ihrer »Freundschaftsreliquien«.²⁹ Allerdings steht Rosius den Texten skeptischer gegenüber. Sein

streng-frommes Gemüt [konnte] sich den kühneren unter den »Fragmenten« gegenüber der Kritik und des Tadels nicht immer enthalten. Bei zwei Aphorismen religiösen Inhaltes sind von seiner Hand Bibelstellen an den Rand geschrieben.³⁰

Bei einem Besuch in Rosius' Heimat dediziert Brachvogel die Ausgabe dem Freund als Geschenk. Später gibt es einen Versuch, die Widmung zu tilgen,³¹ denn Rosius' Verlobte Helene Elster und Brachvogel verlieben sich ineinander, der Beschenkte gibt den Band zurück. Über Brachvogels Sohn gelangt der Band nach Italien, auch er vermerkt Ort und Zeit seiner Lektüre: »Settignano bei Florenz, 19. Juni 1873«.³² Als er stirbt, geht der Band an seinen dort lebenden Freund Hans Geltner über. Dessen Familie kennt wiederum der Erzähler, der zu einem unbestimmten, späteren Zeitpunkt Geltner in Florenz besucht und sich in dessen Tochter Maria verliebt. Die frühere Konstellation wiederholt sich: Als der Erzähler Maria und seinem Freund Gustav Merkel Novalis' Romanfragment *Die Lehrlinge zu Sais* (1800/1802) vorliest, wird er von beiden verlacht. Gustav und Maria heiraten, ihm bleibt nur »der Novalis«, die alte Buchausgabe von 1837, als Souvenir seines eigenen Scheiterns. Der bedruckte Papierblock mit seinen Eintragungen und (verlorenen) Einlagen wird zum Memento der Biographie unterschiedlicher Figuren. Aus deren Leben werden jeweils nur Ausschnitte rekapituliert, während die Erzählung eine praktisch lückenlose Objektbiographie über mehr als sechs Jahrzehnte hinweg bietet. Die »Ganzheit« des Objekts kontrastiert mit dem fragmentarischen Charakter der erzählten Lebensläufe.

Während Texte wie derjenige Hesses jedoch »nur« von Provenienzmerkmalen berichten, machen andere diese Merkmale selbst sichtbar. Dies wird durch die erweiterten Optionen der Buchgestaltung machbar, die im Zuge

28 Hermann Hesse: Der Novalis, in: ders.: Sämtliche Werke, hg. von Volker Michels, Frankfurt am Main 2001, S. 26–47, hier S. 36.

29 Ebd., S. 40.

30 Ebd., S. 36.

31 Ebd., S. 39.

32 Ebd., S. 44.

der Digitalisierung möglich werden. Im Zuge eines multimodalen Erzählens in Text, Typographie, Bild und – manchmal multimedialen – Beigaben³³ wird der mediale Charakter des gedruckten Buches materiell vor Augen geführt. Dies bietet auch die Möglichkeit, ›unikale‹ Provenienzmerkmale seriell zu reproduzieren.

Mit dieser Möglichkeit arbeitet der Roman *S.* (2013), der von dem Filmregisseur J.J.Abrams (*1966) konzipiert und von dem Autor Doug Dorst ausgearbeitet wurde. Auf den ersten Blick gibt sich das Buch als Exemplar eines 1949 erschienenen Romans des fiktiven Autors V.M. Straka, *The Ship of Theseus*. Das Buch ist als Bibliotheksexemplar der ebenfalls fiktiven Laguna Verde High School Library gestaltet, einschließlich eingestempelter Ausleihdaten, Signaturenschild und des Stempels »Keep this book clean«. ³⁴ Diese Aufforderung wird jedoch gleich ironisch gebrochen, denn ab den ersten Seiten des Romans führen die Studentin Jen und der abgebrochene Doktorand Eric einen Dialog in Lesespuren, in dem sie die Identität des mysteriösen Autors Straka und die Liebesbeziehung mit seiner Übersetzerin Filomela Caldeira zu entschlüsseln suchen; Strakas Text ist bereits mit gedruckten Fußnoten Caldeiras versehen.

Im Verlauf des Buches wird das Geflecht der Annotationen immer komplexer: Sie beziehen sich nicht mehr nur auf Stellen in Strakas und Caldeiras Texten, sondern auch auf Jens und Erics vorherige Eintragungen, auf Erics ehemaligen Doktorvater und dessen Assistentin Ilsa, die Erics Forschungen für ihre eigenen ausgeben, ja Jen und Eric sogar bedrohen. Zunehmend geht es auch um Jen und Erics Biographien und die Liebesbeziehung, die sich zwischen beiden entwickelt. Um die mehrfachen Lese- und Annotationsdurchgänge voneinander abzuheben, sind sie unterschiedlich farblich markiert, so dass sich ein zunehmend komplexes Geflecht ergibt, »palimpsests atop palimpsests«. ³⁵ Zusätzlich gibt es zahlreiche Einlagen wie Zeitungsausschnitte, Photokopien vermeintlicher Archivalien, Postkarten und auf Servietten gekritzelte Lagepläne. Marginalien beziehen sich zunehmend nicht nur auf Strakas ›Originaltext‹, sondern auch auf Einlagen und frühere Mar-

33 Zur Konjunktur des multimodalen Erzählens vor allem in der US-amerikanischen Literatur seit der Jahrtausendwende vgl. Jessica Pressman: *The Aesthetics of Bookishness in Twenty-First-Century Literature*, in: *Michigan Quarterly Review* 48/4, 2009, online: <http://hdl.handle.net/2027/spo.act2080.0048.402> (Zugriff: 28. Juni 2022); Danuta Fjellestad: *Forging Uniqueness in Contemporary Fiction Books*, in: *Image & Narrative* 20/1, 2019, S. 43–57.

34 J.J.Abrams und Doug Dorst: *S. / The Ship of Theseus*, New York 2013, Vorsatz.

35 Ebd., S. 379.

ginalien, was zur Immersion der Rezipient:innen in den Text beiträgt.³⁶ Erst alle Elemente gemeinsam – *The Ship of Theseus*, Marginalien, Einlagen – ergeben in ihrer Materialität das Gesamtkunstwerk *S*.

Das Ergebnis ist widersprüchlich. Zum einen gelingt Abrams und Dorst mit *S*, was sie beabsichtigen, nämlich »a celebration of the analog, of the physical object. In this moment of e-mails, and texting, and everything moving into the cloud, in an intangible way, it's intentionally tangible.«³⁷ Auf der anderen Seite können sie ihr (pseudo-)analoges Ziel nur mit digitalen Mitteln erreichen: Die Marginalien im digitalen Manuskript wurden mittels der Kommentarfunktion von Microsoft Word angebracht, und natürlich war die ausgefeilte Gestaltung des Buches ebenfalls nur digital möglich.³⁸ Das resultiert in einem »uniqueness effect«,³⁹ einer scheinbaren Aufwertung des seriell produzierten Objekts Buch zum Unikat. Dies geschieht auf Basis einer kulturellen Konvention: Als der Buchdruck zum Regelfall für die Verbreitung von Texten wurde, führte das im Gegenzug zu einer Aufwertung der Handschrift als auratisches und unikales Objekt⁴⁰ – wobei in diesem Fall für die Rezipient:innen die serielle Natur ›ihres‹ Exemplars von *S* letztlich ebenso offensichtlich ist, wie es vor 250 Jahren die ›authentischen‹ Briefe des ›armen Werther‹ waren. Das Spiel mit der künstlichen Unikalität trägt trotzdem zum Reiz von Abrams' und Dorsts Buch bei.⁴¹ Zugleich mit solchen Experimenten führt die Digitalisierung als kulturelle Umwälzung zu einer relativen Abwertung gedruckter Bücher – jeder öffentliche Bücherschrank in unseren Dörfern und Städten spricht Bände –, was mit der bleibenden kulturellen Strahlkraft des Objekts ›Buch‹ zwar kontrastiert, diese jedoch bislang nicht außer Kraft setzt.

36 Dieser Effekt war von Abrams und Dorst durchaus beabsichtigt. Vgl. Joshua Rothman: *The Story of ›S‹*. Talking with J.J. Abrams and Doug Dorst, in: *The New Yorker*, 23. November 2013, online: <https://www.newyorker.com/books/page-turner/the-story-of-s-talking-with-j-j-abrams-and-doug-dorst> (Zugriff: 28. Juni 2022).

37 Zit. nach ebd. Vor diesem Hintergrund ist es fast ironisch, dass »S« auch als Hörbuch und eBook vermarktet wird.

38 Vgl. ebd.

39 Fjellestad: *Forging Uniqueness* (Anm. 33), S. 45.

40 Vgl. Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, Berlin 2015.

41 Diese Kommodifizierung und ›Fälschung‹ des unikaligen Objekts Buch kann man auch kritisch sehen, als »yellowing pages bought at anytime, anywhere on Amazon.com«. Sara Tanderup: *Nostalgic Experiments. Memory in Anne Carson's ›Nox‹ and Doug Dorst and J.J. Abrams' ›S‹*, in: *Image & Narrative* 17/3, 2016, S. 46–56, hier S. 46.

Am Ende bleibt die grundsätzliche Frage, ob es berechtigt ist, in all diesen Fällen den Begriff der Provenienz zu verwenden, wenn es die literarischen Texte selbst nicht tun. Der vorliegende Beitrag beantwortet die Frage mit einem vorsichtigen Ja, da es sich um fiktionale Äquivalente von Sachverhalten und Praktiken handelt, die in der Provenienzforschung anhand von realen Objekten verhandelt werden. Die Hoffnung wäre, dass ein solcher Blick auf fiktionale Texte neue Anstöße zu neuen Forschungen unter dem Blickwinkel des Themas Provenienz gibt – oder dass umgekehrt die reale Provenienzforschung Anstöße daraus empfängt, wie literarische Texte ihr Thema verhandeln.

LITERATURWISSENSCHAFTLICHE DISKURSE

Provenienz wurde bislang kaum als genuin literaturwissenschaftliches Thema wahrgenommen. Das heißt aber nicht, dass Fragen nach der Überlieferung, Nutzung und des Weiterreichens von Texten, Büchern und Sammlungen in der literaturwissenschaftlichen Arbeit keine Rolle gespielt haben. Im Gegenteil, vor allem als Quellenbeschreibung oder -kritik gehören sie bereits seit der Formierung der germanistischen Literaturwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert latent zu den Grundlagen philologischer Praxis.¹ Literaturwissenschaftliches Sprechen über Provenienz nachzuzeichnen kann daher kein geradliniges Unterfangen sein; vielmehr gilt es, Streifungen und Annäherungen sichtbar zu machen, freilich ohne dabei einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Ein frühes Beispiel für die (eigentlich fachfremde) Beschäftigung mit der Überlieferung von Büchern bietet der 1797 veröffentlichte erste Teil der *Geschichte des Studiums der classischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften* des Göttinger Philosophen und Historikers Arnold Heeren (1760–1842). Die den ganzen ersten Band umfassende Einleitung von Heerens *Geschichte* zielt darauf ab, »eine Uebersicht von den Schicksalen der Werke der Klassiker an und für sich selbst, von ihrer Erhaltung und von ihrem Untergange«² zu präsentieren, und nimmt dabei den Zeitraum vom vierten bis zum fünfzehnten Jahrhundert in den Blick. Beginnend mit Berichten über die Stiftungen öffentlicher Büchersammlungen im Römischen Reich umreißt

- ¹ Vgl. Caroline Jessen: Editorial, in: Der komplexe Faden der Herkunft. Provenienz. Themenschwerpunkt, hg. von ders., Stefan Höppner und Ulrike Trenkmann, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46/1, 2021, S. 109–130, hier S. 111. 1805 wurde mit der Ernennung des Bibliothekars Georg Friedrich Benecke (1762–1844) zum außerordentlichen Professor in der philologischen Fakultät an der Universität Göttingen erstmalig eine Professur für deutsche Philologie eingerichtet. Die Zeit um 1800 dient daher als Ausgangspunkt der Betrachtungen des hier vorliegenden Beitrags. Die Germanistik im weiteren Sinne hat jedoch eine längere Vorgeschichte. Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Paderborn 2003, S. 218.
- ² Arnold Hermann Ludwig Heeren: Geschichte des Studiums der classischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, Göttingen 1797, S. IX; auch online: <https://www.gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN313034621> (Zugriff: 6. Juli 2023).

Heeren die Bestände und deren Nutzung, teils auch (durch Brände, Plünderungen) die Zerstörung von Werkausgaben der klassischen Literatur. Je nach Quellenlage geht er dabei auf öffentliche Bibliotheksbestände (zum Beispiel die Bibliotheken Alexandriens³) oder auf Privatsammlungen ein (wie beispielsweise auf den Auftrag des römischen Staatsmanns Cassiodor (circa 485–580), »das Werk des Albinus über die Musik«⁴ zum Schutz vor Plünderung aus Rom in ein Kloster zu verlegen).

Seinem Gegenstand der klassischen Literatur folgend, thematisiert Heerens *Geschichte* nicht die Überlieferungsgeschichten deutschsprachiger Werke oder Sammlungen. Diese wurden zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als die deutsche Philologie sich an den Universitäten als Neuling der Wissenschaft gegenüber der klassischen Philologie noch zu behaupten und von ihr abzusetzen hatte, erstmals zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Lehre. Eines der Zentren philologischen Interesses bildete zunächst die editorische Beschäftigung mit mittelalterlichen Texten. Anhand alt- und mittelhochdeutscher Epen wie dem Nibelungenlied, das vor allem in Folge der patriotisch aufgeladenen Stimmung während und nach den Napoleonischen Kriegen zum beliebten Lehrstoff wurde, sowie einer kleinen Auswahl weiterer Texte wurde in den Vorlesungssälen historische Grammatik gelehrt. Durch ihre Kenntnisse der historischen Orthographie, Grammatik und Metrik konnten sich hier die »Professionellen« von den dilettantischen Mittelalterliebhabern absetzen.⁵ Alt- und mittelhochdeutsche Texte waren für Philologen wie Karl Lachmann (1793–1851), Georg Friedrich Benecke oder auch Jacob (1785–1863) und Wilhelm (1786–1859) Grimm als sprachliche »litteraturdenkmäler«⁶ Überbleibsel eines vergangenen Sprachstandes, dessen

3 Vgl. ebd., S. 27–30.

4 Ebd., S. 63.

5 Vgl. Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft (Anm. 1), S. 219–224.

6 1816 lehrte der Greifswalder Professor Karl Schildener (1777–1843) über »Denkmaale« der Dichtung: »Derselbe Sinn nun, welchen unsre Vorfahren den Kirchengebäuden anvertraut [...], ist es, der sich auch in den übrigen Denkmaalen jener Zeit, namentlich denen der Sprache [...] offenbart. [...] Für die Vervielfältigung altdeutscher Dichtungen [...] ist in den letzten Jahren auf mannichfache Weise gesorgt, wovon die fortgesetzten Bemühungen, den Epos unsres Volkes, das Nibelungenlied in größtmöglicher Reinheit und Vollständigkeit zu liefern, und zugleich das Verständnis desselben zu erleichtern, die bedeutendsten Beweise sind [...].« Karl Schildener: Ueber die Beschäftigung mit Denkmaalen unsrer Vorzeit. Ein gelegentliches Vorwort vom Professor Schildener, Greifswald 1816, S. 25 und S. 29.

ursprüngliche, »ächte[]«⁷ Gestalt und dessen grammatische und metrische Regeln es durch den Abgleich verschiedener Handschriften zu rekonstruieren und für textkritische Editionen zu normieren galt.⁸ Nachdem das anfänglich starke Interesse an dem Nibelungenstoff ab den 1820er Jahren wieder abflachte, rückte nun die Sicherung von Texten von Autor:innen aus jüngerer Zeit ins Zentrum philologischen Interesses. Insbesondere für Texte, die nach historischem Stoff oder literarischen Vorlagen – Schillers (1759–1805) *Wilhelm Tell*, *Don Karlos* und *Maria Stuart*, Goethes (1749–1832) *Torquato Tasso*, *Braut von Korinth* und *Iphigenie auf Tauris* – gearbeitet wurden, sollte der Entstehungsprozess des Kunstwerks durch eine genaue Untersuchung der Autor:innenbiographien und der von ihnen verwendeten Quellen rekonstruiert werden.⁹ Der Leipziger Literaturhistoriker Theodor Wilhelm Danzel (1818–1850) erklärte 1848 in den *Blättern für literarische Unterhaltung*: »Die wissenschaftliche Erkenntniß des Kunstwerkes beruht einzig und allein darauf, daß man seinem Entstehen nachforscht, oder daß man dem Krystallisationsproceß nachzugehen sucht, aus welchem es sich ergibt [...].«¹⁰ Im besten Falle, so Danzel, fuße diese Rekonstruktion auf »bestimmte[n] Fingerzeige[n] oder gar ausdrückliche[n] Aeußerungen von Seiten des Künstlers selbst«, wobei er zugestehen musste, dass man »in den meisten Fällen [...] auf unsere Intuition von der Wirkungsart des Künstlergeistes angewiesen« sei.

Zweifelsfrei hatte die deutsche Philologie Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit dem seit der Renaissance verbindlichen Ideal, dass Dichtung das Resultat von Mußestunden (und nicht von Arbeit) sei, endgültig gebrochen.¹¹ Aus »Dichter:innen« waren »Verfasser:innen« geworden, deren Manuskripte, Notizen und Korrekturfahnen Einsicht in Arbeitsprozesse und in die Entwicklungsstadien ihrer Werke geben konnten. In der Zeit zwischen 1880 und 1910 erlebte nun, vor allem unter dem Einfluss des in Berlin wirkenden Literaturwissenschaftlers Wilhelm Scherer (1841–1886) und seiner Schüler der

7 Der Bonner Philologe Karl Simrock (1802–1876) preist in seiner Vorrede das Verdienst des Berliner Altphilologen Karl Lachmann: »[E]r hat uns auch gelehrt, die ächten von den unächtigen Strophen zu unterscheiden und die alten Volkslieder von müßigen Zusätzen und Ausschmückungen gereinigt, wiederherzustellen.« Karl Simrock: *Zwanzig Lieder von den Nibelungen*. Nach Lachmanns Andeutungen wiederhergestellt, Bonn 1840, S. V.

8 Vgl. Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft* (Anm. 1), S. 223–228.

9 Vgl. ebd., S. 394–396.

10 Theodor Wilhelm Danzel: *Gesammelte Aufsätze*, hg. von Otto Jahn, Leipzig 1855, S. 146; die folgenden Zitate ebd.

11 Vgl. Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, Berlin 2015, S. 17.

Positivismus seine Blütezeit. Durch eine akribische Erarbeitung sämtlicher materialer Hinterlassenschaften einzelner Schriftsteller:innen erhob man für die resultierenden Biographien, Werkausgaben und Literaturgeschichten den Anspruch naturwissenschaftlicher ›Objektivität‹.¹²

Diese verstärkte Aufmerksamkeit auf den Erhalt, die Verfügbarkeit und Überlieferung literaturwissenschaftlichen Quellenmaterials spiegelt sich auch in dem etwa zeitgleich veröffentlichten Plädoyer des Berliner Philosophen Wilhelm Dilthey (1833–1911) *Archive für Literatur* (1889) wider. »Was sich seit dem Beginne des Buchdrucks von deutschen Büchern erhalten hat, ist an verschiedene Bibliotheken zerstreut. Zuweilen werden kostbare Büchersammlungen wieder zersplittert,«¹³ stellte Dilthey fest und verwies insbesondere auf den Fall der umfangreichen, aus circa 36.000 Bänden bestehenden Privatbibliothek des preußischen Juristen Karl Hartwig Gregor von Meusebach (1781–1847), die nach dessen Tod von seiner Witwe aus finanzieller Bedrängnis zur Versteigerung angeboten werden sollte. Nach mehrjährigen Verhandlungen konnte die Sammlung 1850 mit der finanziellen Unterstützung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) von der Königlichen Bibliothek zu Berlin erworben und vor der Auflösung bewahrt werden.¹⁴ Neben Buchsammlungen, so Dilthey, drohe auch der zweiten wesentlichen Quelle literaturwissenschaftlicher und -geschichtlicher Forschung, den handschriftlichen Nachlässen, Zerstreuung oder Zersplitterung. So befänden sich für die Literaturforschung wichtige Dichternachlässe – Novalis' (1772–1801), der Familie Humboldt, Goeckingks (1748–1828), Schillers – in Familienarchiven und Privatsammlungen von Erb:innen und Verehrer:innen, teilweise »schlecht geordnet, dann durch Aufbewahrung im engen Raum noch mehr ineinander geschoben, [...] von den Angehörigen zuweilen besehen, niemals durchgearbeitet.«¹⁵ Wo die erste Generation häufig noch sorgsam hüte, steige mit jedem Generationenwechsel die Gefahr, dass wichtige Quellen unachtsam entsorgt oder aus Geldnot veräußert werden. Die verlust- und

12 Vgl. Benedikt Jeßing und Ralph Köhnen: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Stuttgart und Weimar 2003, S. 191; vgl. auch Sabine Becker, Christine Hummel und Gabriele Sander: Literaturwissenschaft. Eine Einführung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, Stuttgart 2018, S. 197.

13 Wilhelm Dilthey: *Archive für Literatur*, in: *Deutsche Rundschau* 58, 1889, S. 360–375, hier S. 362.

14 Zu den Verkaufsverhandlungen und für eine Übersicht zu den verschiedenen Abteilungen der Sammlung vgl. Camillus Wendeler: Zur Geschichte des Ankaufs der Meusebachschen Bibliothek, in: *Centralblatt für Bibliothekswesen* 1/6, 1884, S. 213–231.

15 Dilthey: *Archive für Literatur* (Anm. 13), S. 368.

zufallsgeprägte Überlieferungsgeschichte des handschriftlichen Nachlasses Immanuel Kants liefere hierfür ein anschauliches Beispiel:

Schon zu Lebzeiten gab Kant einen Theil seiner Papiere an jüngere Freunde. Aber die Hauptmasse ging nach seinem Tode an drei Personen über. Nach deren Ableben ward dann nur ein Theil der Königsberger Bibliothek übergeben, ein anderer kam zum öffentlichen Verkauf. Wie viel aus den so circulierenden Papieren verloren gegangen ist, wissen wir nicht. Als die Nachlassenschaft des Verlegers [Friedrich] Nikolovius verkauft wurde, war ein Theil der Kant'schen Handschriften in dieser Masse, wurde zufällig durch den Herausgeber der Werke Kant's erkannt und für die Königsberger Bibliothek erworben. Ein Theil war unter die Maculatur des vieljährigen Verlags gerathen, die centnerweise an Gewürzkrämer abgegeben wurde. Im Laden eines solchen fand dann zufällig ein Prediger Andersch die wichtigen Bemerkungen Kant's zu seiner Abhandlung über das Schöne und Erhabene. Aus diesem Schiffbruch des Nachlasses von Kant sind drei kleinere Massen gerettet worden. Auf der Königsberger Bibliothek liegen die berühmten losen Blätter; dann Entwürfe Kant's zu Briefen, Briefe an ihn und biographische Nachrichten. Dorpat besitzt ebenfalls Briefe an Kant, daneben handschriftliche Bemerkungen zu den von ihm benutzten Lehrbüchern. Und Krause in Hamburg hat kürzlich das letzte leider unvollendete Werk Kant's angekauft.¹⁶

Um weiteren Verlusten vorzubeugen, plädiert Dilthey für die Einrichtung zentraler, öffentlich geförderter und »von hervorragenden und mit der Literatur vertrauten Personen geleitet[er]«¹⁷ Literaturarchive, wo die dort untergebrachten Materialien dem »Literaturhistoriker«¹⁸ ebenso wie dem »Ästhetiker« zugutekommen können.

Als Gegenpositionen zum als »beschreibend« kritisierten Positivismus bildeten sich um die Jahrhundertwende einerseits geistesgeschichtliche Strömungen heraus, die sich gegen das vermeintlich naturwissenschaftliche Selbstverständnis positivistischer Arbeiten wandten, andererseits an der Kunstgeschichte orientierte Studien, die der als überwältigend empfundenen Informationsflut positivistischer Arbeiten Herr zu werden und anhand ihrer zu genaueren Gattungs- oder Epochenbegriffen zu gelangen versuchten, und wieder andererseits eine neuromantisch-nationalistische Literaturwissenschaft. Letztere suchte sich den rationalistischen Ansprüchen des Positivismus und der »kulturellen Leere« in der zunehmend pluralistischen und modernen Großgesellschaft

¹⁶ Ebd., S. 369–370.

¹⁷ Ebd., S. 372.

¹⁸ Ebd., S. 365; das folgende Zitat ebd.

im neuen Kaiserreich durch die Hinwendung zu einem heimatbezogenen Ästhetikbegriff entgegenzustellen.¹⁹ Die öffentlich ausgetragene Diskussion um die Nachfolge des verstorbenen Scherer-Schülers Erich Schmidt (1853–1913),²⁰ der als Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin jahrzehntelang das Feld repräsentiert hatte, legte wissenschaftliche Rivalitäten um die Neuausrichtung des Faches offen. Sie mündete in der Erklärung einer »Krise«²¹ der Literaturwissenschaft 1913/1914, aus der die in den zwanziger Jahren konstatierte und dem »Methodenpluralismus« – allein zwischen 1910 und 1932 wuchs die Zahl der Germanistikprofessuren auf mehr als das Doppelte von 87 auf 196²² – zugeschriebene Dauerkrise erwachsen sollte.²³

Bereits vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahr 1933 lässt sich eine Verstärkung jener völkisch-nationalistischen Tendenzen beobachten, die versuchten, aus der Germanistik eine Deutschwissenschaft zu machen. So wurde beispielsweise der 1912 gegründete Germanistenverband 1920 in Gesellschaft für deutsche Bildung umbenannt.²⁴ Im nationalsozialistischen Staat

19 Vgl. Jeßing und Köhnen: *Literaturwissenschaft* (Anm. 12), S. 192.

20 Vgl. zum »geschmacklosen Professorengezück« Antibarbarus: Germanistennöte, in: *Neue Rundschau* 25, 1914, S. 295–298, hier S. 296; Richard M. Meyers (1860–1914) Verteidigung der literaturgeschichtlichen Methodik: Richard M. Meyer: *Krisis, Krach, Bankrott der Literaturgeschichte*, in: *Der Kunstwart. Monatsheft für Kunst, Literatur und Leben* 27/1, 1913/14, S. 184–188; die Übersicht des Literaturwissenschaftlers Wilhelm Meridies (1898–1982) über den »krisenhafte[n] Zustand der abendländischen [...] Literaturwissenschaft«: Wilhelm Meridies: *Zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, in: *Orplid. Literarische Monatsschrift in Sonderheften* 3/9, 1926/27, S. 91–96, hier S. 91; Oskar Bendas (1886–1954) »Versuch, durch das Dickicht der prinzipiellen, methodologischen und sachlichen Meinungsverschiedenheiten in der gegenwärtigen Literaturforschung im großen und groben [...] zu schlagen«, Oskar Benda: *Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage*, Wien und Leipzig 1928, Vorbemerkung, unpag.

21 Heinrich Meyer-Benfey: *Die gegenwärtige Lage der deutschen Literaturwissenschaft*, in: *Frankfurter Zeitung* 58/28, 1914.

22 Vgl. Matthias Luserke-Jaqui: *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*, Göttingen 2002, S. 16.

23 Holger Dainat: *Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart und Weimar 1994, S. 494–537, hier S. 535–537.

24 Vgl. Karl Otto Conrady: *Deutsche Literaturwissenschaft und Deutsches Reich*, in: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, hg. von Eberhard Lämmert u.a. 6. Auflage, Frankfurt am Main 1980, S. 71–110, hier S. 73.

ergab sich aus der neuen Aufgabe der völkischen Dichter:innen, dem Volkhaften symbolischen Ausdruck zu geben, beziehungsweise im Krieg die Stärkung des Kampfwillens, auch eine neue Aufgabe der Literaturwissenschaft,²⁵ nämlich die Beantwortung der von Heinz Kindermann (1894–1985) formulierten Frage, »weshalb unser Volk der Dichtkunst [bedarf] und wie sie beschaffen sein [muß], um der Selbstbehauptung und immer wiederkehrenden Erneuerung unseres Volkes zu dienen.«²⁶ Fragen zum Ursprung, zur Überlieferung, zum Gebrauch von Texten und Büchersammlungen haben in einem solchen nationalpädagogischen, von ästhetischen Prinzipien losgelösten Ansatz, der die Literaturwissenschaft im Dienst einer völkischen Identität sieht,²⁷ keinen Raum. Die verfolgungsbedingte Emigration jüdischer Mitglieder des Literaturbetriebs – Schriftsteller:innen, Kritiker:innen, Verleger:innen, Literaturwissenschaftler:innen, Bibliophile – und der damit einhergehenden Verlagerung ihrer Privatbibliotheken und Autographensammlungen ins Ausland, hatte zur Folge dass ein bedeutender Teil literaturwissenschaftlichen Forschungsmaterials wegfiel. Prominente Beispiele wären hier die Bibliothek Salman Schockens (1877–1959), die dieser zwischen 1934 und 1937 nach Jerusalem verschiffte,²⁸ die Privatbibliothek und Autographensammlung Stefan Zweigs (1881–1942), der 1934 nach London emigrierte und dessen Sammlungen heute in aller Welt verstreut sind,²⁹ aber auch literarische Nachlässe wie die von Max Brod (1884–1968) hinterlassenen Briefe, Manuskripte und Arbeitsmaterialien Franz Kafkas (1883–1924), die Brod 1939 mitnahm, als er von Prag nach Palästina flüchtete.³⁰ Eine der nationalsozialistischen Ideologie linientreue Literaturwissenschaft freilich, die ihre erste Aufgabe darin sah, »Zeitungen, Zeitschriften, Vorträge[], Universitätsvorlesungen[, in denen] die jüdische Ausrichtung immer stärker

25 Vgl. zum Beispiel »Nicht um literarisches Dichtungsgut an sich geht es heute mehr, sondern um die weltanschauliche Substanz unserer klassischen Dichtung«. Ludwig Kiehn: Deutsche Bildung – und was nun? Eine Besinnung nach dem 21. März 1933, in: Zeitschrift für Deutsche Dichtung 9, 1933, S. 311–320, hier S. 315. Vgl. auch Schriften wie die von Julius Petersen: Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich in deutscher Sage und Dichtung, in Dichtung und Volkstum 35/2, 1934, S. 145–182.

26 Heinz Kindermann: Dichtung und Volkheit. Grundzüge einer neuen Literaturwissenschaft, Berlin 1937, S. 56.

27 Vgl. Jeßing und Köhnen: Literaturwissenschaft (Anm. 12), S. 192.

28 Vgl. den Beitrag »Privates Sammeln« von Caroline Jessen in diesem Band.

29 Vgl. den Beitrag »Stefan Zweig« von Stefanie Hundehege in diesem Band.

30 Vgl. den Beitrag »Media and Press« von Ian Ellison in diesem Band.

hervor[trat]«³¹ gegen die vermeintliche »Überfremdung«³² zu verteidigen, konnte die weitreichenden Folgen für die Überlieferungssituation zur deutschen Literatur nicht als Verlust erkennen.

Von den machtpolitischen Umbrüchen 1933 und 1945 verhältnismäßig wenig betroffen war die Editionswissenschaft, da sie als »Kärnerarbeit«³³ eine von Archivar:innen, Bibliothekar:innen und einzelnen Forscher:innen ausgeübte Randtätigkeit, eher unbeachtet blieb. Vor 1933 begonnene Editionsprojekte wurden relativ ungestört nach den gleichen Prinzipien fortgeführt. Neue Impulse stieß vor allem der Tübinger Editionsphilologe Friedrich Beißner (1905–1977) an, der das Redaktionsgeschäft von zwei groß angelegten und trotz des fortschreitenden Krieges großzügig geförderten Dichterausgaben übernahm: von der 32-bändigen Schiller-Nationalausgabe und der 15-bändigen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, deren erste Bände jeweils im Sommer 1943 erschienen. Insbesondere Beißners Arbeit mit den Hölderlin-Handschriften demonstrierte ein neues Verständnis für schriftstellerische Schreibprozesse und die Relevanz der gegenständlichen Überlieferungsträger: in einem Schichtenmodell wurden nunmehr die Entwicklungsstufen des Textes (Textvarianten, Über- und Umschreiben der eigenen Manuskripte durch Hölderlin) auch über längere Zeiträume hinweg nachvollziehbar.³⁴ Von Beißners Fortschritten abgesehen lassen sich für die Jahre vor und nach 1945 kaum Neuerungen auf dem Gebiet der Editionsphilologie konstatieren. Norbert Oellers geht sogar so weit, der Literaturwissenschaft ein »offenbar fehlende[s] Interesse, zu ›besseren‹ Texten deutscher Dichter zu kommen, als sie in den verbreiteten Leseausgaben und in den überholten Studienausgaben der Jahrhundertwende vorlagen«³⁵ zu attestieren. Für die textbasierte Arbeit der so genannten werkimmanenten Interpretation, die sich bereits ab 1940 als Gegenreaktion auf die nationalpädagogischen Kriterien der völkisch-nationalistischen Wissenschaft abzeichnete und die literaturwissenschaftlichen Arbeiten der fünfziger und sechziger Jahre dominierte, genügten die »veralteten« Ausgaben aus den Universitätsbibliotheken.³⁶

31 Wilhelm Stapel: Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918 bis 1933. 2. Aufl., Hamburg 1937, S. 20.

32 Ebd., S. 21.

33 Norbert Oellers: Editionswissenschaft um 1945, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Frankfurt am Main 1996, S. 103–118, hier S. 107.

34 Vgl. ebd., S. 108–111.

35 Ebd., S. 112.

36 Vgl. ebd., S. 113; vgl. Conrady: Deutsche Literaturwissenschaft (Anm. 24), S. 84–85.

Trotz der Rückkehr einzelner jüdischer Literaturwissenschaftler:innen nach Deutschland und Österreich war der deutsche Universitätsbetrieb der Nachkriegszeit in der neu gegründeten Bundesrepublik von überwiegend personellen und (um politisch-ideologische Anteile bereinigte) methodischen Kontinuitäten geprägt. Diejenigen, denen nach 1945 Lehrverbote auferlegt worden waren, konnten überwiegend bald wieder Vorlesungen halten. Auch diejenigen, die aus dem Exil zurückkehrten, bemühten sich, an vorige Forschungen anzuknüpfen, Kontinuitäten und Verbindungen zu betonen, anstatt beispielsweise exil- und migrationsbedingte Materialverschiebungen zu thematisieren. Werner Milch (1903–1950) beispielsweise kehrte 1947 aus dem britischen Exil zurück und wurde 1949 auf die Professur der deutschen und vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Marburg berufen.³⁷ In seinem »Arbeitsprogramm« einer *Europäischen Literaturgeschichte* (1949) wandte er sich gegen die auf Nationalliteraturen fixierte »moderne ›Literaturwissenschaft‹ der letzten fünfzig Jahre«³⁸ und plädierte stattdessen für ein vergleichendes Lesen europäischer Literaturen, in dem das Auseinandertreten und Zusammenfließen, das gegenseitige Befruchten und sich Entfernen deutlich werde.³⁹ Werner Vordtriede (1915–1985), 1962 aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurückgekehrt und 1965 mit einer Schrift über Rudolf Borchardts (1877–1945) *Jamben* an der Universität München umhabilitiert, bemerkte 1968 in seiner Schrift *Vorläufige Gedanken zu einer Typologie der Exilliteratur*, dass »[a]lle große[n] Exildichtungen [...] also Rettungsversuche für abgebrochene Traditionen«⁴⁰ seien.⁴¹

Im Vergleich zur Bundesrepublik war die DDR-Literaturwissenschaft der Nachkriegsjahre von stärkeren personellen Umstrukturierungen geprägt. Professuren wurden vor allem mit unbelasteten Wissenschaftler:innen besetzt, die bereit waren, mit der »kompromittierten geistesgeschichtlichen Tradition«⁴² der Zeit vor 1945 zu brechen und am Aufbau des neuen sozialistischen Staa-

37 Vgl. Ohne Angabe (Redaktion): Werner Milch, in: Internationales Germanistenlexikon. Bd. 2: H–Q, hg. von Christoph König, Berlin und New York 2003, S. 1125–1126.

38 Werner Milch: *Europäische Literaturgeschichte. Ein Arbeitsprogramm*, Wiesbaden 1949, S. 3.

39 Vgl. ebd., S. 39.

40 Werner Vordtriede: *Vorläufige Gedanken zu einer Typologie der Exilliteratur*, in: *Akzente. Zeitschrift für Literatur* 15, 1968, S. 556–575, hier S. 574.

41 Vgl. Gesa Schönermark: Werner Vordtriede, in: Internationales Germanistenlexikon, Bd. 3: R–Z, hg. von Christoph König, Berlin und New York 2003, S. 1958–1960.

42 Rainer Rosenberg: Zur Geschichte der Literaturwissenschaft in der DDR, in: *Zeitschrift für Germanistik* 1/2, 1991, S. 247–256, hier, S. 250.

tes mitzuwirken, darunter auch zurückgekehrte Exilant:innen (beispielsweise Hans Mayer (1907–2001) in Leipzig, Gerhard Scholz (1903–1989) in Weimar und später Berlin).⁴³ Durch die nach 1945 in der sowjetischen Besatzungszone durchgeführte Bodenreform ergaben sich zudem tiefgreifende Materialverschiebungen. Enteignetes, aus Diensträumen der NSDAP beschlagnahmtes oder kriegsbedingt verlagertes Buchmaterial gelangte in den Folgejahren in öffentlichen Besitz. Vor allem die 1953 in der früheren Herzoglichen Bibliothek Gotha eingerichtete Zentralstelle für wissenschaftliche Altbestände (ZwA) trug maßgeblich dazu bei. Bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1959 vermittelte sie über acht Millionen Bände an ostdeutsche Bibliotheken. Weitere Bestände landeten über die Zentralstelle im volkseigenen Antiquariatsbuchhandel, wurden dem Zentralantiquariat der DDR angeboten oder, wenn sich keine Abnehmer:innen fanden, zu Altpapier weiterverarbeitet.⁴⁴ Beide Umstände – die personelle Neuausrichtung sowie die Aktivitäten der ZwA – führten jedoch nicht zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für Material- und Überlieferungszusammenhänge. Stattdessen dominierten (wie in Westdeutschland) literaturtheoretisch und theoriegeschichtlich geprägte Debatten. Für diejenigen, die Parteimitglieder waren und tatsächlich selbst wünschten, im Rahmen ihrer Arbeit am sozialistischen Staat mitzuwirken, galt es, sich an den Verfehlungen der Zeit vor 1945 abzarbeiten. Selbst die positivistische Literaturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts wurde abgelehnt, da sie im Verdacht stand, bestehende gesellschaftliche Verhältnisse ideologisch gestützt und sich so notwendigen Neuerungen entgegengestellt zu haben. Man versuchte, stattdessen an die marxistisch geprägten Arbeiten Georg Lukács' (1885–1971) anzuknüpfen, die in hoher Auflage erschienen.⁴⁵

Die lange nach 1945 wirkenden Kontinuitäten in der westdeutschen Literaturwissenschaft trugen auf ihre Weise dazu bei, dass das von der Öffentlichkeit und von der eigenen Studentenschaft als antiquiert und stagnierend wahrgenommene Fach ab Mitte der 1960er Jahre erneut eine Phase des Umbruchs erlebte. Die Forderung der jüngeren Generation nach fachlicher Erneuerung, nach Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit, gepaart mit bildungspolitischen Innovationen in einer Zeit der Universitätsgründungen führte zu einer Öffnung des Faches für neue, auch interdisziplinäre Theorien und Methoden einer an globalen Wissenschaftsstandards

43 Vgl. ebd.

44 Vgl. Regine Dehnel: Die Zentralstelle für wissenschaftliche Altbestände als Verteilerinstitution für NS-Raubgut nach 1945, in: Provenienz und Forschung. Bibliotheken 1, 2021, S. 6–12, hier S. 6–7.

45 Vgl. Rosenberg: Zur Geschichte der Literaturwissenschaft (Anm. 42), S. 250–252.

orientierten Literaturwissenschaft.⁴⁶ Ein dezidiertes Interesse an Fragen der Text- und Sammlungsüberlieferung jedoch lässt sich für die nun erneut aufblühende Methodenvielfalt erst ab dem so genannten *material turn* der 1990er Jahre feststellen. Gleichwohl haben die sich in immer schnellerem Wechsel formierenden Strömungen und Ansätze gewiss in vielerlei Hinsicht Vorarbeit geleistet und die Grundlage für die Wahrnehmung von literarischen Materialzusammenhängen geschaffen. Ein paar Beispiele mögen hier genügen: Literatursoziologische Zugänge etwa, die nach den gegenseitigen Abhängigkeiten von Literatur und Gesellschaft fragen, stellen in ihrem Bezug auf die marxistische Theorie, aber auch auf den Bordieu'schen Begriff des objektivierten Kulturkapitals, Verbindungen zwischen ökonomischer und kultureller gesellschaftlicher Teilhabe her, die sich heute in Grundbegriffen der Provenienzforschung (materieller und immaterieller Kulturbesitz, Wissensmigration) widerspiegelt. Rezeptionsästhetische Ansätze der 1960er und 70er Jahre mit ihrem Fokus auf Leser:innen und deren literarische Aneignungsprozesse wiederum nehmen Überlegungen zu den ästhetischen Implikationen von Überlieferungszusammenhängen vorweg, wie sie beispielsweise Caroline Jessen formuliert:

Wie verändert das Wissen um Herkunft und Überlieferung die Lektüre der in den Büchern bewahrten Texte? Welchen Unterschied bedeutet es zum Beispiel für die Beschäftigung mit Theodor Fontane und die Lektüre seiner in der Staatsbibliothek Berlin bewahrten Briefwechsel mit seiner Familie, dass sie sich nach 1933 für über 30 Jahre im Besitz des jüdischen Verlegers, Sammlers und Mäzens Salman Schocken und seiner Familie in Jerusalem befanden?⁴⁷

Ähnlich öffnete die feministische Literaturwissenschaft der 60er und 70er Jahre, die die Konstruktion von Geschlechterrollen in und durch Literatur hinterfragt, den Blick auf Überlieferungszusammenhänge, an denen Frauen beteiligt sind, entweder selbst als Sammlerinnen oder als Subjekt von privaten oder institutionellen Sammlungen. Nicht zuletzt bereiten Studien zum

46 Vgl. Klaus-Michael Bogdal: Neue Universitäten – neue Germanistik? Institutioneller Wandel, Paradigmenwechsel und disziplinäre Organisation in den sechziger und siebziger Jahren, in: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 »Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert«. Bd. 11, hg. von Peter Wiesinger, Bern u.a. 2003, S. 238–244, hier S. 240–242.

47 Jessen: Editorial (Anm. 1), S. 120.

kollektiven⁴⁸ und kulturellen⁴⁹ Gedächtnis den Weg für Fragen der literaturwissenschaftlichen Provenienzforschung zur Funktion von Büchern als Kulturgüter für Erinnerungsprozesse in Gesellschaften.⁵⁰

Nach der ausgeprägten Theoriefreudigkeit der vorangegangenen Jahrzehnte sorgte spätestens seit der Jahrtausendwende die fortschreitende Technisierung für eine gesteigerte Aufmerksamkeit der Geistes- und Kulturwissenschaften am Buch als individuellem Objekt (und nicht als seriell produzierte Ware) und an seiner Materialität. So ist es paradoxerweise die Digitalisierung, also die Entmaterialisierung eines Textes, die dazu beiträgt, seine Materialität – seine ›Gemachtheit‹ und Materialgeschichte – erneut vor Augen zu führen.⁵¹ Zudem wirft sie Fragen zu Sammel- und Kanonisierungsprozessen auf: Wenn neue Technologien – zumindest theoretisch – unbegrenzte Speicher- und rasche Tilgungsmöglichkeiten bieten, neue Medien gesellschaftliche Wahrnehmungsprozesse beschleunigen, nach welchen Kriterien wird dann gesammelt, ausgewählt – gewöhnlich ein langsamer, auf Dauer und Qualität angelegter Prozess – und wie wirkt sich dies auf literarische Kanonbildung aus, die wiederum zukünftige Sammlungsentscheidungen beeinflusst? So lässt sich eine wachsende Anzahl an Publikationen einer zunehmend internationalen und interdisziplinär vernetzten Literaturwissenschaft feststellen, die ihren Untersuchungsgegenstand – das literarische Werk – als instabiles Objekt,

48 Maurice Halbwachs' (1877–1945) posthum veröffentlichte Studie »La mémoire collective« (1950) wurde zuerst 1967 als »Das kollektive Gedächtnis« von Holde Lhoest-Offermann ins Deutsche übersetzt und beim Stuttgarter Verlag Ferdinand Enke verlegt.

49 Aufbauend auf Halbwachs' Theorien veröffentlichten Jan (1938–2024) und Aleida Assmann »Das kulturelle Gedächtnis« (1992) beziehungsweise »Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses« (1999). Für ihre wegweisende Arbeit zur Gedächtnis- und Erinnerungskultur wurden sie 2018 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992; Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999.

50 Vgl. Christoph Zuschlag: Vom Iconic Turn zum Provenancial Turn? Ein Beitrag zur Methodendiskussion in der Kunstwissenschaft, in: Von analogen und digitalen Zugängen zur Kunst: Festschrift für Hubertus Kohle zum 60. Geburtstag, hg. von Maria Effinger u.a., Heidelberg 2019, S. 409–415, hier S. 415.

51 Vgl. Magnus Wieland: Materialität des Lesens. Zur Topographie von Annotations Spuren in Autorenbibliotheken, in: Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnungen, hg. von Michael Knoche, Wiesbaden 2015, S. 147–173, hier S. 148–149.

ihr Wissen als prozessual angelegt begreift;⁵² die Bücher und Büchersammlungen in ihren Entstehungs-, Gebrauchs- und Wirkungszusammenhängen betrachtet und dabei »bibliography, book history, archive studies, *filologia d'auteure*, *variantistica*, writing studies, digital humanities, and scholarly editing«⁵³ verbindet. Die gesteigerte Wahrnehmung von Schriftsteller:innen als Leser:innen und ihrer Privatbibliotheken als »Zeugnisse von Arbeits-, Produktions- und Revisionsprozessen«⁵⁴ führte einerseits zu einer Reihe von Digitalisierungsprojekten und andererseits zu Studien, die sich der Erforschung von Lese- und Gebrauchsspuren in einzelnen Manuskripten oder gleich ganzen Autor:innenbibliotheken widmen,⁵⁵ schriftstellerisches Nachlassbewusstsein und Praktiken der Selbstkuratierung erkunden⁵⁶ und das Verhältnis zwischen Handschrift und gedrucktem Buch neu ausloten.⁵⁷ Der maßgeblich von B. Venkat Mani geprägte Begriff *Bibliomigrancy* (2012)⁵⁸ beschreibt die Translokation physischer Buchexemplare »through trade and travel, conquest and colonialism, donation and diplomacy, and human migration, both willed and forced«⁵⁹ ebenso wie den medialen Wechsel von

- 52 Vgl. Peter-André Alt: *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2007, S. 13.
- 53 Dirk Van Hulle: *Genetic Criticism. Tracing Creativity in Literature*, Oxford 2022, S. 3.
- 54 Stefan Höppner u. a.: *Autorschaft und Bibliothek: Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, Göttingen 2018, Klappentext, unpag.
- 55 Vgl. Paolo D'Ioro und Daniel Ferrer (Hg.): *Bibliothèques d'écrivains*, Paris 2001; Dirk Van Hulle und Wim Van Mierlo (Hg.): *Reading Notes*, Amsterdam und New York 2004; Ines Sonder, Karin Bürger und Ursula Wallmeier (Hg.): »Wie würde ich ohne Bücher leben und arbeiten können?« *Privatbibliotheken jüdischer Intellektueller im 20. Jahrhundert*, Berlin 2008; Dirk Martin Schuber: *Materialität in der Editionswissenschaft*, Berlin und New York 2010; *Autorenbibliotheken = Bibliothèque d'auteurs*, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 2010; Richard W. Oram und Joseph Nicholson: *Collecting, Curating, and Researching Writers' Libraries. A Handbook*, Lanham u. a. 2014; Michael Knoche (Hg.): *Autorenbibliotheken: Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, Wiesbaden 2015; Höppner u. a.: *Autorschaft und Bibliothek* (Anm. 54); Anke Jaspers und Andreas B. Kilcher: *Randkulturen: Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2020.
- 56 Vgl. Kai Sina und Carlos Spoerhase: *Nachlassbewusstsein: Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, Göttingen 2017.
- 57 Vgl. Benne: *Die Erfindung des Manuskripts* (Anm. 11); ders. und Carlos Spoerhase (Hg.): *Materialität. Von Blättern und Seiten*, Wiesbaden 2019.
- 58 Vgl. B. Venkat Mani: *Bibliomigrancy. Book Series and the Making of World Literature*, in: *The Routledge Companion to World Literature*, hg. von Theo D'haen, David Damrosch und Djelal Kadir, London und New York 2012, S. 283–296.
- 59 B. Venkat Mani: *Recoding World Literature. Libraries, Print Culture, and Germany's Pact with Books*, New York 2017, S. 34–35.

mündlicher zu schriftlicher Literatur, durch Übersetzung, Adaptationen oder den Übergang vom gedruckten zum elektronischen Buch.⁶⁰ Im Laufe ihrer Lebenszyklen (das heißt ihrer Herstellung, Verteilung und Zirkulation), so Mani, stehen Bücher und damit auch das in ihnen enthaltene Wissen durch die physischen und medialen Migrationen, die sie durchlaufen und die ihrerseits wieder mannigfaltigen kulturellen, historischen und politischen Begebenheiten unterliegen, unterschiedlichen Gruppen zum Gebrauch und zur Verfügung.⁶¹

Anders als in der Kunstwissenschaft – so lässt sich abschließend bilanzieren – gilt Provenienz bislang nicht als Wissenskategorie literaturwissenschaftlicher Forschung, zumindest wird sie nicht als solche explizit gemacht und benannt. Als Quellenforschung und Quellenkritik gehörte sie jedoch immer »als *impensé* zum Kern der philologischen Praxis.«⁶² Sie baut auf den Erkenntnissen und Impulsen der literaturwissenschaftlichen Ansätze der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts – Literatursoziologie, Rezeptionsästhetik, Gender Studies sowie Erinnerungsforschung – auf. Heute steht sie als Handwerkszeug einer interdisziplinär und international verknüpften Literaturwissenschaft zur Verfügung, die mit einem festen, zeitlosen Werkbegriff gebrochen hat und literarische Texte stattdessen als wandelbare, in vielfältigen und durchaus konkurrierenden Stufen und Fassungen vorliegende zeitliche Objekte begreift.

60 Vgl. ebd., S. 35.

61 Vgl. ebd., S. 33.

62 Jessen: Editorial (Anm. 1), S. 111.

KENNERSCHAFT UND BIBLIOPHILIE

Was charakterisiert kennerschaftliches Sprechen über Provenienz und mit welchen kulturhistorischen Entwicklungen kann diese Perspektive auf Objektherkünfte korreliert werden? Zur Annäherung an diese Fragen braucht es zunächst Klarheit über den kultursoziologischen Begriff der Kennerschaft als solchen, der mit Marcel Lepper in eine weitere und engere Verwendung differenziert werden kann.¹ Alltagssprachlich bezeichnet eine:n Kenner:in respektive einen *connoisseur* (auch *connoisseur*) eine Person, »die aufgrund reichhaltiger Erfahrung in der Lage« ist, »einen Gegenstand intensiv zu genießen und differenziert zu beurteilen.«² Sei es Wein, Musik oder »gute« Literatur; in all diesen Fällen beschreibt Kennerschaft im weiteren Sinne einen Wahrnehmungsmodus, dessen Fluchtpunkt der oder die ideale Rezipient:in ist – ausgestattet mit einem inneren Verhältnis zum jeweiligen Gegenstand sowie einem hieraus abgeleiteten spezifischen, mitunter impliziten Wissen.

In einem engeren Sinne diskursgänglich geworden ist der Begriff als Realie der Kunstgeschichte,³ wo er eine besondere Form der empirisch fundierten Stilkritik beschreibt. Genauer: die Fähigkeit, »Kunstwerke historisch einzuordnen, [...] Kopien von Originalen zu unterscheiden und Z[uschreibungen] vornehmen zu können«.⁴ Der Zusammenhang zwischen Kennerschaft und Provenienz zeichnet sich in dieser Bedeutungsdimension bereits ab, denn was ist die Zuordnung eines Kunstwerks zum Œuvre einer Person anderes als die Identifikation des ersten Glieds seiner späteren Überlieferungskette;

1 Vgl. das Kurzkapitel »Kennerschaft«, in: Marcel Lepper: *Philologie zur Einführung*, Hamburg 2012, S. 140–142. Für den Hinweis hierauf danke ich Caroline Jessen. Vgl. für exemplarische Ausprägungen kennerschaftlichen Sammelns zudem ihr Kapitel »Privates Sammeln« in diesem Band.

2 Ebd., S. 140.

3 Folgerichtig findet der Begriff in dieser Disziplin auch Eingang in die einschlägigen Lexika. Vgl. exemplarisch Bernd Lindemann: *Art. Kennerschaft und Zuschreibung*, in: Metzler *Lexikon Kunstwissenschaft. Ideen, Methoden, Begriffe. 2., erweiterte Aufl.*, hg. von Ulrich Pfister, Stuttgart 2011, S. 216–219. Vgl. für eine kunstgeschichtliche Einordnung zudem Heinz Althöfer: *Kennerschaft und Wissenschaft*, in: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch* 48/49, 1987, S. 485–496, sowie Bendor Grosvenor: *On connoisseurship*, in: *arthistorynews.com*, 29. Februar 2012, online: https://www.arthistorynews.com/articles/1101_On_connoisseurship (Zugriff: 28. Januar 2024).

4 Lindemann: *Kennerschaft und Zuschreibung* (Anm. 3), S. 216.

seinem Ursprung im Moment der Herstellung? Diese Rückbindung des Werks an seine Entstehung beziehungsweise an seine:n Schöpfer:in im Akt der Zuschreibung konstituiert die Objektidentität maßgeblich mit – und somit auch den Wert des Originals in ideeller wie materieller Hinsicht. Wenig überraschen darf daher, dass die erste nachweisbare Begriffsverwendung von *connoissants* historisch mit der Etablierung eines Sammler:innen- und Kunstmarkts zusammenfällt,⁵ in dem Echtheit zunehmend relevanter wurde:

Seit dem späten 16. Jh. verfaßten die Sammler und Kunsthändler selbst vermehrt Handbücher für sammelnde Kunstliebhaber, die auf diesem Wege eine Anleitung für die Unterscheidung zwischen Original und Fälschung sowie Kenntnisse über einzelne Malerschulen und die Künstlerhistorie erhielten.⁶

Exemplarisch zu nennen sind in diesem Zusammenhang die *Considerazioni sulla pittura* (1621) des Kunstagenten Giulio Mancini (1559–1630), der seine kennerschaftlichen Echtheitskriterien notabene nach dem Modell der zeitgenössischen Paläographie – und somit unter Berücksichtigung von Schriftträgern – entwickelte. In der Moderne verbindet sich Kennerschaft im kunstgeschichtlichen Diskurs dann vor allem mit zwei Namen: Giovanni Morelli (1816–1891) und Max J. Friedländer (1867–1958). Beide haben das Kennertum als objektbezogene epistemische Praxis sowie als soziales Phänomen je so akzentuiert, dass die darin zum Tragen kommenden Leitvorstellungen sich auch für bibliophiles Sammeln und das Nachdenken über Provenienzfragen im literatur- und buchgeschichtlichen Diskurs als anschlussfähig erweisen.

Der italienische Kunstkritiker Giovanni Morelli ist mit der nach ihm benannten Morelli-Methode in die Geschichte eingegangen:⁷ einem Zuschreibungsverfahren, das den Blick auf Details lenkt ausgehend von der Prämisse, dass man die ›Hand des Meisters‹ nicht anhand der großen Komposition oder typischer Stilmerkmale wiedererkennt, sondern an vermeintlichen Beiläufigkeiten, denen Fälscher:innen oder Kopist:innen kaum je

5 Erstmals belegt ist der Terminus 1649 in den »Sentimens sur la distinction des diverses manieres de peinture, dessein et graveure, et des originaux d'avec leurs copies« von Abraham Bosse (1604–1676). Vgl. Lindemann: Kennerschaft und Zuschreibung (Anm. 3), S. 217.

6 Simone Leistner: Art. Dilettantismus, in: Ästhetische Grundbegriffe in sieben Bänden, hg. von Karlheinz Barck u. a. Band 2: Dekadent–Grotesk, Stuttgart und Weimar 2001, S. 63–87, hier S. 72.

7 Vgl. zu Morelli weiterführend das Kapitel »Kritik des Kennertums« in: Edgar Wind: Kunst und Anarchie. Durchgesehene Ausg. mit Ergänzungen, Frankfurt am Main 1994, S. 38–54, sowie Lindemann: Kennerschaft und Zuschreibung (Anm. 3), S. 217.

Aufmerksamkeit schenken, etwa der Darstellung von Ohrmuscheln, Händen oder gar einzelnen Fingern. Mit Morelli wurde die Kennerschaft damit zur Indizienlehre – in der praktischen Anwendung dort nötig, wo Provenienz und Urheberschaft nicht hinreichend dokumentiert oder bewusst manipuliert worden sind. Als Modus der mikroskopischen Zeicheninterpretation kündigte sich in der Methode an der Schwelle zum neunzehnten Jahrhundert indes auch eine generelle »Verschiebung des Blicks an, die weit über die bildenden Künste hinausreicht[e]«. ⁸ Ihre Stärke liegt im Offenbarungswert des Nebensächlichen, in der detektivischen Auswertung der verfügbaren Spurenlage. Ein Bild, das auch im öffentlichen Diskurs über Provenienzforschung gerne bemüht wird, ⁹ wenn mit dieser ebenfalls die Sehgewohnheiten für das scheinbar Periphere am Kunstwerk geschult werden: Signaturen, Exlibris, Signaturen und so fort.

Morelli und seine Methode blieben – auch infolge der produktiven Rezeption durch den Kulturhistoriker Carlo Ginzburg¹⁰ – weithin beachtet, und in der Kunstgeschichte wird die Technik »eingestanden oder uneingestanden auch heute noch in der argumentativen Abstützung von Zuschreibungen angewendet«. ¹¹ Dabei wurden bereits unter Morellis Zeitgenossen kritische Stimmen über das als einseitig positivistisch empfundene Verfahren laut. Eine von diesen gehörte Max J. Friedländer, dem langjährigen Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts sowie später auch der Gemäldegalerie. In seinem Spätwerk *Von Kunst und Kennerschaft* (dt. 1946, zuerst 1942 unter *On Art*

8 Wind: *Kunst und Anarchie* (Anm. 7), S. 52. Carlo Ginzburg hat demonstriert, inwieweit sich Morellis Vorgehen hermeneutisch übergreifend adaptieren lässt und wie es gleichsam in wissenschaftlicher Nähe zu anderen Feldern, Analyse- und Interpretationsverfahren steht – etwa der zeitgenössischen Kriminalistik oder Psychoanalyse. Vgl. Carlo Ginzburg: *Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, in: ders.: *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, Berlin 2002, S. 7–57.

9 Vgl. exemplarisch die Sendereihe »Museumsdetektive – auf den Spuren geraubter Kunst im Norden« des NDR, online: <https://www.ndr.de/kultur/kunst/provenienzforschung/index.html> (Zugriff: 14. März 2024) oder Petra Winter: *Provenienzforschung: Detektive des Museums* [Blog], in: *Museum and the City. Blog der Staatlichen Museen zu Berlin*, online: <https://blog.smb.museum/provenienzforschung-detektives-museums/> (Zugriff: 14. März 2024). Auf das Bild der Spurenlese greifen indes auch einschlägige wissenschaftliche Formate zurück. Vgl. exemplarisch Franziska Bomski, Hellmut Th. Seemann und Thorsten Valk (Hg.): *Spuren suchen. Provenienzforschung in Weimar, Göttingen* 2018.

10 Vgl. Ginzburg: *Spurensicherung* (Anm. 8).

11 Lindemann: *Kennerschaft und Zuschreibung* (Anm. 3), S. 217.

and Connoisseurship)¹² hat Friedländer eine Vorstellung von Kennerschaft verbalisiert, in der viel von dem angelegt ist, was auch die umgangssprachliche Begriffsverwendung abdeckt, nämlich personalisiertes Erfahrungswissen und Intuition. An der Morelli-Methode kritisierte er insbesondere den Anspruch, Werkzuschreibungen in eine (hilfs-)wissenschaftliche und damit formalisierbar-schablonenhafte Methode zu pressen. Sein eigenes Verständnis von Kennerschaft profilierte Friedländer im Gegensatz hierzu regelrecht in Opposition zur sich seit dem neunzehnten Jahrhundert institutionalisierenden kunsthistorischen Disziplin. So entsteht eine normative Dichotomie von Theorie und Praxis, in welcher kunstgeschichtliche Wissensbestände in zwei Zuständigkeitsbereiche zerfallen: demjenigen der *Res publica litterarum* einer- und demjenigen der Berufskenner:innen andererseits:

Die Gemeinschaft der Kunstgelehrten zerfällt in zwei Gruppen, man kann wohl sagen zwei Parteien. Auf den akademischen Lehrstühlen sitzen zumeist Herren, die sich gern Historiker nennen, in den Amtsstuben der Museen trifft man auf »Kenner«.¹³

Friedländers Ansatz ist gleichsam berufliches Ethos und praxeologische Aufwertung der eigenen Profession, in der die ›Lektüre‹, Beurteilung und Einordnung von Kunst sich aller Kritik an Morelli zum Trotz ebenfalls einer Sensibilität dem positiv Vorgefundenen gegenüber verdankt. In diesem Zusammenhang zentral ist die Kategorie der Intuition, das heißt einer möglichst unverstellten Urteilsfindung,¹⁴ die sich nicht oder nur schwer intersubjektiv vermitteln lässt – »wenigstens nicht auf der Brücke allgemeinverständlicher Argumentation.«¹⁵ Die Rolle von Provenienzspuren am Objekt, aber auch externer Informationen bleibt dabei in *Von Kunst und Kennerschaft* nicht frei von Widersprüchen. Mal werden Monogramme, Etiketten, Urkunden, Er-

12 Hier zitiert nach der Ausgabe: Max J. Friedländer: *Von Kunst und Kennerschaft*, Leipzig 1992. Während Friedländer im Langessay »Von Kunst und Kennerschaft« das Thema weitestgehend bilanziert, liegen durchaus auch frühere Publikationen von ihm vor, die auf eine lebenslange Beschäftigung mit dem Problemfeld Kennerschaft hindeuten. Vgl. Max J. Friedländer: *Der Kunstkenner*, Berlin 1919, sowie ders.: *Echt und Unecht. Aus den Erfahrungen des Kunstkenners*, Berlin 1929. Vgl. zu Friedländer weiterführend: Till-Holger Borchert: *From Intuition to Intellect*. Max J. Friedländer and the verbalisation of Connoisseurship, in: *Jaarboek Koninklijk Museum voor Schone Kunsten Antwerpen 2004/2005*, 2006, S. 9–18.

13 Friedländer: *Von Kunst und Kennerschaft* (Anm. 12), S. 91.

14 Vgl. ebd., S. 80.

15 Ebd., S. 10.

wählungen eines Kunstwerks in Katalogen oder Inventaren im Rahmen der Begutachtung positiv bewertet, »wie ein ermüdeten Schwimmer aufatmend festen Boden unter den Füßen begrüßt«. ¹⁶ Wenige Passagen später werden sämtliche objektivierende Hilfestellungen wieder abgelehnt, wenn es heißt, dass »Besitz und Waffe des Kenners [...] weniger Photographien, ¹⁷ Bücher oder ein Lexikon von Merkmalen [sind], als vielmehr Vorstellungen in seiner individuellen Phantasie, erobert bei genießerischer Betrachtung«. ¹⁸

Genuss und Freude, sei es in der Tätigkeit des Sammelns, der Rezeption oder gar der eigenen (laienhaften) Kunstausbübung, rücken Friedländers Verständnis des *connaisseurs* in die Nähe des Dilettantismus, der noch bis ins achtzehnte Jahrhundert als Komplementärbegriff zur Kennerschaft fungierte ¹⁹ – freilich jedoch ohne dessen pejorative Entwicklung zu teilen. Denn obwohl sowohl Kenner:innen als auch Dilettant:innen einen nicht professionalisierten Zugang zu ihrem Gegenstand haben, werden Erstere in der ästhetischen Kompetenz doch höher eingestuft. ²⁰ Auch bei Friedländer beruht das kennerschaftliche Urteil nicht lediglich auf vergnügtem Laientum, sondern vielmehr auf einer kongenialen Allianz mit dem oder der Künstler:in sowie einer privilegierten Art der Aufnahmefähigkeit. Im Akt des intuitiven Wiedererkennens reproduzieren Kenner:innen im Geiste den Moment der künstlerischen Emergenz, besitzen sie doch das Vermögen, »in das Wesen der Kunstproduktion ein[zu] dringen.« ²¹ Nicht zuletzt erweist sich Kennerschaft so auch als eine habituelle Praxis mit sozialer Distinktionsfunktion, erfordert das anschauungsgesättigte Bildgedächtnis, das Friedländer postuliert, schließlich auch einen Zugang zu den Werken, wie ihn bis in das neunzehnte Jahrhundert die *Grand Tour* im Rahmen einer vornehmen, adeligen oder großbürgerlichen Erziehung ermöglichte.

Darüber hinaus darf Friedländers rhetorische Akzentuierung einer gefühlswahnsierten Einordnung natürlich nicht über das immense Fachwissen hinwegtäuschen, für das der international renommierte Spezialist selbst einstand,

16 Ebd. S. 99–100.

17 Vgl. hierzu gleichwohl den Wikipedia-Artikel zu Friedländer, in dem es über dessen persönliches Archiv heißt, dass es »mit etwa 15.000 Fotos und Reproduktionen von Gemälden des 15. und 16. Jahrhunderts aus den nördlichen und südlichen Niederlanden« ausgestattet war, »oft mit Notizen versehen, die u. a. die Herkunft, die Zuschreibung, den relativen Zustand und den Standort der Gemälde betreffen«. Online: https://de.wikipedia.org/wiki/Max_J._Friedl%C3%A4nder (Zugriff: 15. März 2024).

18 Friedländer: Von Kunst und Kennerschaft (Anm. 12), S. 108.

19 Vgl. mit historischen Belegstellen: Leistner: Dilettantismus (Anm. 6), S. 69.

20 Vgl. ebd., S. 76.

21 Friedländer: Von Kunst und Kennerschaft (Anm. 12), S. 88.

insbesondere auf dem Gebiet der niederländischen Malerei des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Als Friedländer mit dem Einsetzen der Hitlerdiktatur als ›Nichtarier‹ zunächst seine Position verlor und 1939 schließlich in die Niederlande exilieren musste, sicherten ihm seine Expertise und Gutachterfähigkeit – während der Besatzung auch für NS-Funktionäre – die Existenz.

Der bei Friedländer anzierte Zusammenhang von Produktion und Rezeption, die kongeniale Einfühlung in den künstlerischen Schaffensprozess ist indes kein Alleinstellungsmerkmal der Bildenden Kunst. Selbige findet sich auch im Bereich der Literatur und literarischen Manuskriptkultur. Beispielhaft bei Stefan Zweig (1881–1942),²² der in seinen Reflexionen zum Autographensammeln schon 1914 die Komplementärfunktion zwischen Kennerschaft und disziplinärer Verankerung beschrieben hat:

Der wahre Autographensammler will von einer anderen Seite wie der Philologe, aber mit der gleichen Leidenschaft in das Wesen des schaffenden Menschen eindringen und zwar in jenen geheimnisvollen Augenblick aller Augenblicke, den der Schöpfung.²³

Auch Zweig plädiert dabei für die rezeptionsästhetische Intuition,²⁴ und auch bei ihm gilt das Interesse der handschriftlichen Spurenlage einer idealisierten Idee von Ursprung, die der Überlieferung vorgelagert wird.

Gilt für die meisten Werke der Bildenden Kunst ebenso wie für Handschriften, dass ihre immaterielle wie materielle Wertentwicklung unhintergebar an ihre Unikalität gebunden sind, so verhält sich dies für Druckwerke anders. Als seriell hergestelltes Produkt wird das Buch erst durch bestimmte Individuationsmerkmale, also ausgaben- oder exemplarspezifische Besonderheiten, oder durch Rarifizierungsprozesse zum Unikat. Kennerschaftliches Sprechen über Provenienz mündet im Bereich der Literatur- und Buchgeschichte daher in das weite Feld der Bibliophilie. Schließlich sind es die bibliophilen Kenner:innen, die das ›Individuum‹ in der ›Buchmasse‹ identifizieren können, meist mit dem Ziel, es in ihre private Sammlungen zu integrieren, denn – und dies unterscheidet die bibliophile von der kunsthistorischen Kennerschaft – der Gestus des Sammelns und Besitzens ist es, in dem sich die Bibliophilie

22 Ich danke Stefanie Hundehege für den Hinweis auf diesen Primärtext und die daraus hervorgehenden Überlegungen. Zur Sammeltätigkeit Zweigs vgl. auch ihre Fallstudie »Stefan Zweig« in diesem Band.

23 Stefan Zweig: Die Autographensammlung als Kunstwerk, in: Deutscher Bibliophilenkalender für das Jahr 1914 2, 1914, S. 44–50, hier S. 45.

24 Vgl. ebd., S. 45.

maßgeblich vollzieht.²⁵ Die Reflexionen über ein leidenschaftliches Büchersammeln setzen bekanntlich bereits im vierzehnten Jahrhundert ein, mit Richard de Burys (1286/87–1345) *Philobiblon* (verfasst 1344, zuerst gedruckt 1473), und können daher an dieser Stelle unmöglich erschöpfend behandelt werden. Exemplarisch nachvollzogen werden können sie jedoch an einem kennerschaftlichen Diskurs *in nuce* und »bedeutende[m] Dokument deutscher Bibliophilie«²⁶; dem Briefwechsel zwischen Karl Wolfskehl (1869–1948) und Otto Deneke (1875–1956).

Die Korrespondenz zwischen Wolfskehl und Deneke setzte 1922 ein; zu einem Zeitpunkt, als sich die Bibliophilie im deutschsprachigen Raum auch institutionell konsolidierte: Auf 1899 datiert die Gründung der ältesten einschlägigen deutschen Vereinigung, der *Gesellschaft der Bibliophilen*, hervorgegangen aus dem personellen Netzwerk der *Zeitschrift für Bücherfreunde*. Zeitgleich zum Auftakt der Briefe erschien 1922 *Die grossen Bibliophilen* von Gustav Adolf Erich Bogeng (1881–1960) und circa zehn Jahre später, als die Verbindung zwischen Wolfskehl und Deneke abbrach, das Standardwerk *Einführung in die Bibliophilie* (1931) aus gleicher Feder.

Bei den beiden Briefpartnern handelt es sich einerseits um den Göttinger Rechtsanwalt und Privatgelehrten Otto Deneke, der vor allem für seine »bibliographischen Pionierarbeiten und seinen Auktionskatalog deutscher Literatur von 1909«²⁷ bekannt geworden ist. Und andererseits um Karl Wolfskehl, dessen Bedeutung für die Literatur- und Intellektuellengeschichte sich nur schwer auf einen einzelnen Begriff bringen lässt. Wolfskehl wirkte als

- 25 Vgl. Ursula Rautenberg: Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Bibliophilie und Literaturwissenschaft, in: *Philobiblon. Eine Vierteljahrsschrift für Buch und Graphiksammler* 36/1, 1992, S. 101–112, hier S. 104–105. Vgl. zur Bibliophilie einführend zudem: Umberto Eco: *Die Kunst des Bücherliebens*. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, München 2009, sowie Felicitas Marwinski: Art. Bibliophilie, in: *Lexikon der Buchkunst und Bibliophilie*, hg. von Karl Kraus Walther, München, New York und Paris 1988, S. 46–47.
- 26 Johannes Saltzwedel: *Compassionierte. Der Briefwechsel zwischen Otto Deneke und Karl Wolfskehl 1922–1931*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 75, 2020, S. 55–98, hier S. 55. Vgl. zur Einführung in die Korrespondenz die Hinführung des Autors, in: ebd., S. 55–58.
- 27 Ebd., S. 55. Vgl. zu Deneke weiterführend: ohne Angabe (Redaktion): Art. Deneke, Otto Wilhelm Heinrich, in: *Internationales Germanistenlexikon*. Bd. 1: A–G, hg. von Christoph König, Berlin und New York, S. 375–376. Der bei Saltzwedel angeführte Auktionskatalog kann in der Digitalen Bibliothek der Universitätsbibliothek Heidelberg eingesehen werden, online: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/baer1909_10_19 (Zugriff: 16. März 2024).

Lyriker (etwa: *Ulais*, 1897; *Die Stimme spricht*, 1934/36) und als Essayist,²⁸ Übersetzer und Herausgeber literarischer Anthologien, ist bekannt geworden als enger Vertrauter Stefan Georges (1868–1933) sowie nicht zuletzt als gut vernetzter Akteur der Münchner Bibliophilenszene um 1900. Seine Bedeutung als Sammler wurde insbesondere durch Caroline Jessen erforscht, welche die (Zerstreuungs-)Geschichte der Wolfskehl'schen Bibliothek ganzheitlich aufgearbeitet und rekonstruiert hat.²⁹ Sowohl innerhalb der Autor:innenbibliotheksforschung als auch der literaturgeschichtlich interessierten Provenienzforschung³⁰ kann die Überlieferungsgeschichte der Sammlung als exponiertes Beispiel für translozierte Kulturgüter nach 1933 und darüber hinaus für den Umgang mit selbigen in der Nachkriegszeit gelten: 1936, drei Jahre nachdem Wolfskehl aus dem nationalsozialistischen Deutschland über die Schweiz nach Italien exiliert war, verkaufte er seine bis dato circa 9.000 Bände umfassende Büchersammlung an den Verleger und Kaufmann Salman Schocken (1877–1959).³¹ Der Erlös sicherte seiner in Deutschland verbliebenen Familie ein Auskommen und ermöglichte Wolfskehl selbst die Emigration nach Neuseeland, wo er 1948 fernab seiner Bibliothek verstarb. Schocken transferierte die Bücher seinerseits 1937 nach Jerusalem, wo sie schließlich in den Bestand der Schocken Library eingingen und in Restbeständen noch heute verwahrt werden – zusammen mit weiteren Nachlassteilen, Briefen und Manuskripten, die sich einst als Einlagen in Wolfskehls Bücherbesitz

28 Vgl. für eine summarische Zusammenstellung der zahlreichen Texte Wolfskehls zum Thema bibliophiles Sammeln und Sammlungen: Caroline Jessen: *Der Sammler Karl Wolfskehl*, Berlin 2018, S. 339–340.

29 Vgl. weiterführend Caroline Jessen: *Gärten und Katakomben. Die Sammlung von Karl Wolfskehl*, in: *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, hg. von Stefan Höppner u.a., Göttingen 2018, S. 269–296, sowie dies.: *Überlebsel. Karl Wolfskehls Bibliothek und ihre Zerstreuung*, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 11/2, 2017, S. 93–110. Vgl. auch die Onlineausstellung »Die Bibliothek(en) von Karl Wolfskehl. Geschichte einer Zerstreuung«, online: <https://vfr.mww-forschung.de/web/wolfskehl/start> (Zugriff: 16. März 2024).

30 Vgl. hierzu besonders: Marcel Lepper: *Karl Wolfskehls Bibliotheken. Wissenschaftsgeschichte und Provenienzforschung*, in: *Geschichte der Germanistik* 47/48, 2015, S. 60–65, sowie Julia Schneidawind: *Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles*, Göttingen 2023, S. 169–218.

31 Vgl. zu den näheren Umständen des Verkaufs: Tomke Hinrichs: *Fluchthilfe. Der Ankauf der Bibliothek von Karl Wolfskehl durch Salman Schocken*, in: *Medaon* 13, 2013, S. 1–4, sowie Julia Schneidawind: *A Friendship Ex Libris – Karl Wolfskehl, Salman Schocken and their Libraries*, in: *Leo Baeck Institute Year Book* 67, 2022, S. 174–194.

befanden.³² Nach Schockens Tod erfuhr das Sammlungsprofil der Schocken Library eine Konzentration auf Judaica und Herbraica. Wolfskehl's Bibliothek, in der »Volkslieder und Barock auf Brentano und Novalis, Spengler und Buber trafen«,³³ sprengte diesen Sammlungskern nicht nur, als Ausdruck einer dynamischen, an einen lebendigen Zusammenhang zurückgebundenen Heterogenität, erwies sie sich ohne die Einordnung durch ihren Besitzer auch als nahezu hermetisch. Die Entscheidung der nachfolgenden Generationen, weite Teile der einstigen Privatbibliothek in der Nachkriegszeit auf den freien Buchmarkt zu bringen, plausibilisiert sich daher. Mit den insgesamt drei Auktionen durch die Firma Hauswedell & Nolte 1975 und 1976 einher ging jedoch auch eine endgültige Zerstreung: Die Sammlung ging europaweit in neuen Provenienzzusammenhängen auf, in öffentlichen Sammlungseinrichtungen oder Privatbesitz – oft ohne Bewusstsein ihrer bewegten Geschichte.

Die Rekonstruktion des Wolfskehl'schen Buchbesitzes ist aufgrund der so skizzierten Überlieferungssituation im hohen Maße auf externe Quellen angewiesen; etwa auf das vierbändige Verzeichnis, das Schocken nach dem Ankauf anfertigen ließ,³⁴ oder eben die Korrespondenz mit Deneke. In dieser präsentiert sich die Bibliothek in dem ›Aggregatzustand‹, wie Wolfskehl sie Anfang der 1920er Jahre auf seinem Landgut in Kiechlinbergen bei Freiburg zusammengetragen und weitestgehend für abgeschlossen befunden hat. Gleich einem epistolaren Gang ans Regal erhalten die Briefe für das Vorliegende insofern Quellenwert, als sich in ihnen je individuelle Ausprägungen bibliophiler Kennerschaft offenbaren: Beide Sammler stützen darin den bei Morelli proklamierten mikroskopischen Blick, aber auch das bei Friedländer akzentuierte Gespür sowie das innere Verhältnis zum Objekt wird in den Schreiben virulent. Etwa wenn Wolfskehl am 16. September 1922 bekennt: »Ich habe Bücher über alles Mögliche, aber nicht ein einziges mir gleichgültige oder um ein abstraktes Prinzip hinzugekommene.«³⁵

Dass es auch im bibliophilen Spezialistentum um historische Eingrenzung und – im weiteren Sinne – um identifizierende Zuschreibungen geht, verdeutlicht Denekes Brief vom 21. August desselben Jahres. Nachdem er bei Wolfskehl zuvor Erkundigungen für seine bibliographischen Studien früher

32 Darunter auch die Briefe von Deneke, die Caroline Jessen in Jerusalem ausfindig gemacht hat.

33 Jessen: Der Sammler Karl Wolfskehl (Anm. 28), Umschlagtext.

34 Vgl. ebd., S. 28–29.

35 Karl Wolfskehl an Otto Deneke, 16. September 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 85.

Robinson-Drucke eingeholt hatte, machte er sich mit dessen Antwort postwendend »an die Bestimmung«:³⁶

Die von Ihnen angegebenen Merkmale (Seitenzahl 445, es fehlt nur das letzte, auf der Rückseite leere Blatt); Custode Conti= vor S. 1) zeigen, daß es einer der Felssecker'schen Drucke, Nürnberg 1728, 35, 38, 46, 58 u.s.w. ist. Von diesem liegen mir vor 1728 und 1758, 1735 habe ich früher mal verglichen. Wenn Ihr Druck auf S. 12 Z. 3 v. oben »Jedoch bekleidete« hat, ist es der Druck von 1728. Wenn »begleitete«, bleibt die Wahl zwischen 1735, 58 (38 und 46 nicht gesehen). Der falsche Custode Conti beweist nicht das Fehlen eines Zwischen-titels, findet sich vielmehr merkwürdigerweise bei 1728, 35, 58 (wahrscheinlich also auch 1738 und 46). Er erklärt sich dadurch, daß bei demjenigen Druck, aus dem die Felssecker'sche Ausgabenreihe abgedruckt wurde, die Überschrift auf S. 1 von Theil II lautete: Continuation der merckwürdigsten Begebenheiten des Weltberühmten Robinson Crusoe. (Leipzig Weidmann 1721). Felssecker änderte aber die Überschrift, indem er sie genau der Hamburger Ausgabe von 1720 entnahm. Daß sich der damit unsinnig gewordene Custode durch die Jahrzehnte hin bei den Felssecker'schen Drukken [sic] erhalten konnte, ist sehr merkwürdig. Er ist immer von neuem gesetzt worden.

Denekes »Beweisführung« zeigt an dieser Stelle ein hochspezialisiertes Wissen über frühneuzeitliche Druckgeschichte, das bis auf die Ebene einzelner Seiten und Schreib- beziehungsweise Satzvarianten reicht und dabei an die Kollationierungen kritischer Editionsphilologie erinnert. Sein kennerschaftliches Vorgehen entspricht in gewissem Sinne demjenigen Morellis: Die Deutung der Indizien ist detailbasiert, bleibt dabei aber verifizier- und vermittelbar. Das äußert sich unter anderem darin, dass die hier dokumentierten Angaben zur Druckgenese einzelner Werke heutzutage in enzyklopädischen Standardwerken mit umfassendem bibliographischen Apparat, etwa dem *Literaturwissenschaftlichen Verfasserlexikon* zum siebzehnten Jahrhundert (VL17) aufgefangen werden. Dieses Wissen ist nicht implizit oder still, denn es argumentiert nicht auf dem Boden der Intuition. Zudem eröffnet die Briefstelle ein Spannungsverhältnis zum stereotypen Bild des »bibliophilen Connoisseurs«,³⁷ wie es etwa bei Aleida Assmann entfaltet wird. Einerseits bestätigt es dieses zwar,

36 Dieses und das folgende Zitat: Otto Deneke an Karl Wolfskehl, 21. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 61. Hervorhebungen im Original.

37 Dieses und das folgende Zitat: Aleida Assmann: *Der Sammler als Pendant*, in: *Sammler – Bibliophile – Exzentriker*, hg. von ders., Monika Gomille und Gabriele Rippl, Tübingen 1998, S. 261–274, hier S. 272.

wenn auch Deneke sich wie jener »ganz aufs Titelblatt, auf die Papierqualität und auf die Schrifttypen [konzentriert], und wenn er liest, dann höchstens, um (wertsteigernde?) typographische Fehler der Zeichensetzung zu entdecken«. Andererseits setzt die Identifikation der ausgabenspezifischen Besonderheiten auch eine intime Kenntnis des Textes als einem abstrakten Gebilde voraus.

Auch für Denekes Briefpartner wäre die Gleichsetzung von Bibliophilie und defizitärem Lesen nichts weniger als unpassend. Wolfskehls Liebe zum hochwertig produzierten Buch, wie sie sich etwa dem Gedichtband *Ulais* – mit aufwändigem Pergamenteinband gestaltet durch den Buchkünstler Melchior Lechter (1865–1937) – anschauen lässt, standen das poetische Gespür des Lyrikers sowie der philologische Sinn des promovierten Germanisten zur Seite. Dieses ganzheitliche Interesse an materieller Textkultur manifestiert sich exemplarisch in dem Auktionskatalog für die Sammlung Victor Manheimers »von Opitz bis Brockes«,³⁸ den Wolfskehl 1927 für das Antiquariat Karl & Faber erstellte.³⁹ Kommentare zu knapp fünfhundert Versteigerungsexemplaren und ein separates Vorwort dokumentieren hier ein »philologisches und kulturgeschichtliches Wissen, das kein anderer Text Wolfskehls leistet« und mit dem er »zur antiquarischen und literaturwissenschaftlichen Erschließung so genannter ›Barockliteratur‹ bei[trug]«. ⁴⁰ Gleichsam – und hier trifft sich der bibliophile Kenner Karl Wolfskehl mit dem kunsthistorischen *connaissanceur* Max J. Friedländer – stößt das so Zusammengetragene an die Grenzen akademischer Disziplinierbarkeit. Es subsumiert, so Caroline Jessen, eine Fülle von assoziativen, oft »*curiosen* Einzelbeobachtungen«⁴¹ und verfährt jenseits des zeitgenössischen Standards literarhistorischer Klassifizierungspraxis, wie ihn Nachschlagewerke, etwa Karl Goedekes *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung* (zuerst 1859), gesetzt haben.⁴² Trotz der Eigenständigkeit der darin hinterlegten Forschungsleistung wird der Katalog gleichzeitig nicht als werkförmig betrachtet – in die Ausgabe von Wolfskehls *Gesammelten Werken* (1960) ging er nicht ein.

Auch Otto Deneke unterhielt ein besonderes Verhältnis zu Spezialsammlungen und deren Verzeichnung; circa 50 Posten umfasst seine Katalog-

38 Sammlung Victor Manheimer. Deutsche Barockliteratur von Opitz bis Brockes mit einer Einleitung und Notizen von Karl Wolfskehl, München 1927 (Nachdruck: Hildesheim 1966).

39 Vgl. weiterführend: Jessen: Der Sammler Karl Wolfskehl (Anm. 28), S. 24–26, sowie dies.: Überlebsel (Anm. 29), S. 100–103.

40 Jessen: Überlebsel (Anm. 29), S. 100.

41 Ebd., S. 102.

42 Vgl. ebd.

sammlung zu Privatbibliotheken.⁴³ Die Anfrage, ob »nicht auch ein Katalog Wolfskehl diese Reihe vermehren [sollte]«,⁴⁴ musste dieser jedoch verneinen; nur »[v]on Sammler zu Sammler«⁴⁵ zeigte sich Wolfskehl bereit, seine Bibliothekstüren zu öffnen und den Blick auf Rares wie Kurioses freizugeben.⁴⁶ Der kennerschaftliche Dialog wird so gleichsam esoterisch aufgeladen, er verhandelt ein Wissen *sub rosa* zwischen zwei eingeweihten »Symbibliophilen«.⁴⁷ Zu den Raritäten in Wolfskehls Sammlung gehörten auch Buchexemplare aus prominentem Vorbesitz. Etwa ein Widmungsexemplar von Karl Mayers (1786–1870) *Gedichten* (Neuausgabe 1864), das Mayer niemand Geringerem als Eduard Mörike (1804–1875) vermachte,⁴⁸ oder eine Ausgabe von Paul Flemings (1609–1640) *Geist und weltlicher Poëmata* (Gesamtausgabe 1660), die vor Wolfskehl »dem Germanisten Roth und nach diesem dem Wörterbuchs-Karl Weigand gehört hat«.⁴⁹ Deneke bereicherte Wolfskehls Abteilung für Provenienzexemplare sogar um einen Ovid-Band aus dem Besitz Martin Opitz' (1597–1639), der in Kiechlingsbergen einen Ehrenplatz erhielt:

Meine Opitzreihe hat nun ihr wirkliches I-Tüpfel erhalten! Dazu ist ja das Buch selber ein entzückend gedrucktes Plantinianum – und als solches mir lieb. Hab schon eine Menge reizvoller Beobachtungen darin gemacht und es nun in einem Ehrenplatz eingestellt – nach langem Erwägen nicht zu Opitz sondern zu den anderen Büchern mit handschriftlichen Einzeichnungen Vorbesitzern Dedikationen etc. deren ich eine Anzahl habe – mir ein herzliches Gebiet, schon weil es dem jeweiligen Exemplar seinen Spezial und Reliquencharakter verleiht.⁵⁰

43 Vgl. die Beilagen im Brief von Otto Deneke an Karl Wolfskehl, 27. und 28. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 72–73.

44 Ebd., S. 72.

45 Karl Wolfskehl an Otto Deneke, 23. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 63.

46 Eine seltene zeitgenössische Beschreibung der Bibliothek hat sich indes erhalten mit: Erich Lichtenstein: Karl Wolfskehl, in: *Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde XVII/XIX, 1932/1933*, S. 20–30.

47 Karl Wolfskehl an Otto Deneke, 31. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 74.

48 Vgl. weiterführend: Jessen: *Der Sammler Karl Wolfskehl* (Anm. 28), S. 299.

49 Karl Wolfskehl an Otto Deneke, 23. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 63.

50 Karl Wolfskehl an Otto Deneke, 29. August 1922, in: Saltzwedel: *Compassionierte* (Anm. 26), S. 73. Hervorhebungen (und Auslassungen in der Zeichensetzung) im Original.

Wolfskehls Wertschätzung für Bände mit Besitzspuren zeigt abschließend, inwiefern bibliophile Sammler:innen die individuelle ›Biographie‹ der Buchobjekte mitreflektieren können, gerade weil sich darin ein über die Rezeptionsgeschichte des Textes hinausweisender Mehrwert anreicht. Hier greift, was Christoph Zuschlag für die moderne Provenienzforschung auf den Punkt gebracht hat: »Wer die Biografie eines Kulturguts kennt, sieht es mit anderen Augen. Vor allem aber sieht er *mehr*«. ⁵¹

Nicht zuletzt legitimiert und nobilitiert das Wissen um die Genese der eigenen Sammlung, über die Bedingungen ihres Zustandekommens respektive ihrer Zuströme dieselbe. Das so angesprochene Bewusstsein ist heute virulenter denn je, insofern es um die Errungenschaften einer sich institutionalisierenden Provenienzforschung ergänzt wird. Verfügten Wolfskehl und Deneke noch über ein intimes kennerschaftliches Wissen, um ihre bibliophilen Sammlungen zu konstituieren, so braucht es dieses heute, um zerstreute Überlieferungs- und Sammlungszusammenhänge zu rekonstruieren. Wichtig dafür sind indes Transparenz und internationale Vernetzung, offene Archive und überinstitutionelle Datenbanken, nicht zuletzt auch eine universitäre Verankerung und Vermittlung durch entsprechende Studiengänge. ⁵² Ist somit also einerseits der Forschungsposition zuzustimmen, dass es sich bei der Kennerschaft bildungshistorisch um ein Auslaufmodell handelt ⁵³ – erst recht unter dem Eindruck digitaler Verifizierungsmöglichkeiten –, so bleibt der Provenienzforschung andererseits doch ein Restbedarf an dieser schwer greifbaren Wissensart erhalten, nämlich immer dann, wenn »objektbezogene Fachexpertise nur bedingt weiterhilft«. ⁵⁴ Um es mit Bénédicte Savoy zu pointieren:

Wer den Verbleib eines in Paris während der NS-Okkupation beschlagnahmten Picasso-Gemäldes eruieren will, muss kein Picasso-Experte sein, sich aber gut im Pariser Polizeiarchiv auskennen. Wer rekonstruieren will, wie die Büste der Nofretete 1913 von Tell el-Amarna nach Berlin kam, muss nicht unbedingt

51 Christoph Zuschlag: Vom Iconic Turn zum Provenancial Turn? Ein Beitrag zur Methodendiskussion in der Kunstwissenschaft, in: Von analogen und digitalen Zugängen zur Kunst. Festschrift für Hubertus Kohle zum 60. Geburtstag, hg. von Maria Effinger u. a., Heidelberg 2019, S. 409–417, hier S. 414.

52 Vgl. Bénédicte Savoy: Was unsere Museen nicht erzählen, in: *Le Monde diplomatique*, 18. August 2017, online: <https://monde-diplomatique.de/artikel/!5437994> (Zugriff: 16. März 2024).

53 Vgl. Lepper: *Philologie zur Einführung* (Anm. 1), S. 142.

54 Dieses und das folgende Zitat: Savoy: Was unsere Museen nicht erzählen (Anm. 52), online.

Ägyptologe sein, aber ein guter Kenner der französisch-britischen Verwaltungsstrukturen in Ägypten vor dem Ersten Weltkrieg.

Nicht unbedingt diskursiv, vielmehr als epistemische Kategorie zeigt Kenner-schaft somit, wie Provenienz von der Kunstgeschichte ausgehend auch für das Feld der Literatur- und Buchgeschichte aus weitergedacht werden kann: Als Aufforderung, sich spielerisch in Überlieferungsgeschichten hineinzudenken.⁵⁵

55 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Überlegungen zum »Gespür« und problembewussten Umgang mit Autor:innenbibliotheken bei: Caroline Jessen: Die Autorenbibliothek als Bestand, oder: Vom spielerischen Umgang mit einer heuristisch problematischen Kategorie, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 68/1, 2021, S. 10–19, hier S. 14–15.

BIBLIOTHEKARISCHE DISKURSE

1 Einleitung

Im Zuge der Beschreibung von Handschriften und Inkunabeln richten Bibliotheken schon lange ihr Augenmerk auf die Provenienz. Besitzvermerke, wie Exlibris, Stempel und Autogramme oder Zugangs- oder Inventarbücher dienen neben Archivalien als vorrangige Quellen, um die Abfolge von Eigentumsverhältnissen zu erforschen. Im Fokus stehen dabei das Interesse an der Bestandsgeschichte, dem unikalen Wert und der Authentizität eines Objekts.

Die Provenienzforschung im Kontext von NS-Raubgut stellt Bibliotheken demgegenüber vor vielfältige neue Herausforderungen, da die Provenienz eines Exemplars nicht mehr neutral betrachtet werden kann und die Bedingungen des Raubes, die Institutionengeschichte und die handelnden Akteur:innen in der NS-Zeit in den Blick genommen werden müssen. Zudem dienen die Forschungsergebnisse als Grundlage für eine mögliche Restitution an Vorbesitzer:innen auf Basis von geltenden rechtlichen oder politisch gewünschten Bestimmungen. Als zentrale Zäsur im Umgang mit NS-Raubgut in sammelnden Institutionen gilt die *Washington Conference on Holocaust Era Assets* im Jahr 1998, die der Provenienzforschung eine (erinnerungs-)politische Aufgabe zugeschrieben hat. Zwar markiert die Konferenz nicht den Beginn der NS-Provenienzforschung, dennoch kann erst in den letzten 25 Jahren von einer Entwicklung hin zur systematischen Forschung und dem Anspruch einer transparenten Bestandsgeschichte gesprochen werden.

Bibliothekarisches Sprechen über Provenienz umfasst im folgenden Beitrag die Entwicklung im Umgang mit Raubgut in den Beständen und der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Dabei wird exemplarisch auf die wichtigsten Entwicklungslinien eingegangen, um den Umgang mit Raubgut in Bibliotheken und Aufarbeitung der NS-Geschichte nachzuzeichnen.

2 Bibliotheken und der Raub der Bücher

In der NS-Zeit wurden zwischen 1933 und 1945 eine nicht mehr nachvollziehbare Anzahl an Kunst- und Kulturgütern im Zuge der Verfolgungsmaß-

nahmen in ganz Europa geraubt und transloziert. Geraubte Druckschriften wurden oftmals über Sammelstellen Bibliotheken direkt zugewiesen oder gerieten in den Antiquariatshandel.

Der sperrige Begriff »NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut« versucht alle unterschiedlichen Formen von Entzug, Raub, Diebstahl, Abpressung oder »Arisierung« von Büchern, Kunstwerken bis hin zu Alltagsgegenständen in der NS-Zeit zu fassen. Streng genommen verknüpft der Begriff »NS-Raubgut« die Dimensionen und wird dennoch aus praktischen Gründen in der Fachcommunity angewandt. Für die bibliothekarische NS-Provenienzforschung lässt sich der Untersuchungsgegenstand klar eingrenzen: alle Erwerbungen ab dem Jahr 1933 mit einem Erscheinungsjahr bis 1945 sind kritisch zu untersuchen. Ziel ist es, unrechtmäßige Erwerbungen möglichst an Erb:innen oder Rechtsnachfolger:innen zurückzugeben beziehungsweise im Sinne der *Washingtoner Principles* »gerechte und faire« Lösungen zu finden. Dabei ist es gleich, ob es sich um einen Kauf, Tausch, eine Zuweisung von einer anderen Institution oder ein Geschenk handelt. Mit dem Bibliothekar Michael Knoche gesprochen, kann sich hinter jeder dieser Erwerbungsarten »kontaminiertes«¹ Buchgut verstecken. Da nach 1945 durch Zuweisungen von staatlichen Stellen oder über den antiquarischen Handel so genanntes »sekundäres Raubgut« in die Magazine gelangen kann, ist es auch bei einer Bibliotheksgründung nach 1945 unzulässig, sich von Verdachtsfällen freizusprechen.

3 Zäsuren im Schweigen und Sprechen über Provenienz

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zeigten Bibliothekar:innen selten Interesse an der Rückgabe von Raubgut. Einerseits können die Gründe hierfür in den persönlichen Verstrickungen in Vorgänge des Raubes und der Verteilung von Raubgut und andererseits im Selbstverständnis als Opfer des NS-Regimes und des Krieges gesehen werden. Dass Wissen um die Herkunft von bestimmten Beständen vorhanden war, bezeugen Quellen wie Zugangsbücher, in denen Einträge zu Lieferanten wie die »Gestapo« eindeutig auf die Erwerbungsumstände hinweisen. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren erfolgten so genannte »frühe Restitutionen«, die vor allem vollständig erhaltene und leicht identifizierbare Büchersammlungen umfassten, die von Überlebenden aktiv zurückgefordert wurden.² Als ein Beispiel für den Umgang

1 Michael Knoche: Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft. 2. Aufl, Göttingen 2018, S. 50 und S. 52.

2 Vgl. Margot Werner: Work in progress. Die langen Schatten der NS-Vergangenheit,

mit eindeutigem Raubgut in den frühen Nachkriegsjahren und der Verteilung von Raubgut nach 1945 gilt die so genannte »Sammlung Tanzenberg« an der Universitätsbibliothek Wien (UB Wien). Es handelt sich hierbei nicht um eine geschlossene Sammlung, sondern um geraubte Bücher, die für die zu errichtende Bibliothek der Hohen Schule der NSDAP im Kloster Tanzenberg in Kärnten verwahrt wurden. Nach Kriegsende wurden die Bestände an die Büchersortierungsstelle³ Wien gebracht. Die an der Österreichischen Nationalbibliothek 1949 eingerichtete Stelle diente als Sammelort für geraubtes Buchgut und wurde von Alois Jesinger (1886–1964), dem in der NS-Zeit amtierenden Direktor der UB Wien, geleitet. Bücher ohne Besitzvermerke wurden als »herrenloses« Buchgut an verschiedene Bibliotheken in Österreich verteilt. 1951 wurden die Bestände aus dem Kloster Tanzenberg als »Sammlung Tanzenberg« an die Universitätsbibliothek Wien zur treuhänderischen Verwahrung gebracht. Auf Betreiben der Israelitischen Kultusgemeinde Wien wurde die Teilung des Bestands von mehr als 150.000 Bänden erwirkt. An die Jewish National and University Library sollten 60 Prozent des Bestands gehen, die übrigen 40 Prozent sollten an der UB Wien verbleiben. Nach abgeschlossener Übergabe galten weiterhin die Übernahmeregelungen, die unter anderem die Klärung der Eigentumsverhältnisse von der UB Wien forderten. Die »Sammlung« wurde aber ab 1963 eingearbeitet und mit einem Stempel »Sammlung Tanzenberg« markiert. Von der Sammlung wurde bibliotheksintern in den nächsten Jahrzehnten nicht mehr im Kontext von Raub oder Enteignung im Zuge der NS-Verfolgung gesprochen. Die Überprüfung der Provenienzen der noch übrigen Exemplare, die der »Sammlung Tanzenberg« zugeordnet werden können, wurde bis in das Jahr 2004, dem Start der systematischen Provenienzforschung an der UB Wien, verabsäumt und ist bis heute Gegenstand der Forschung. Dass ein Großteil der ursprünglich treuhänderisch übernommenen Bestände ausgesondert – also entsorgt, getauscht oder abgegeben – wurde, ist ein weiteres Indiz für den sorglosen Umgang mit verdächtigen Büchern.⁴

in: *Bibliothek: Forschung und Praxis* 44/1, 2020, S. 100–108, hier S. 104–105; Markus Stumpf: »Stille« Restitution. NS-Provenienzforschung im Spannungsfeld von universitärer Erinnerungsarbeit und Öffentlichkeitswirksamkeit, in: *Was bleibt? Bibliothekarische NS-Provenienzforschung und der Umgang mit ihren Ergebnissen*, hg. von Markus Helmut Lenhart und Birgit Scholz, Graz 2018, S. 79–90, hier S. 84.

3 Vgl. Projekt »Sammlung Tanzenberg 1951« – Büchersortierungsstelle, online: <https://bibliothek.univie.ac.at/tanzenberg/buechersortierungsstelle.html> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

4 Markus Stumpf, Christina Köstner-Pemsel und Olivia Kaiser: »Treuhänderisch« – Themenaufriß im Kontext der NS-Provenienzforschung, in: *Treuhänderische Über-*

Das bibliothekarische Verständnis im Umgang mit NS-Raubgut war in den folgenden Jahrzehnten an der UB Wien und anderen Bibliotheken im deutschsprachigen Raum von fehlendem Bewusstsein geprägt. Personelle Kontinuitäten einerseits und die geringe Wahrnehmung von Mitverantwortung einzelner Akteur:innen im NS-Regime andererseits führten zu diesem Mangel an Reflexion. Zudem galt es Bestandslücken durch Kriegsverluste, sei es im Zuge von Bombardierungen, Bergungen oder dem geringeren Etat für Neuwerbungen in den Kriegsjahren, wieder aufzufüllen.⁵

Erst die *Washington Conference* im Dezember 1998 sollte dies ändern. Die Konferenz und ihre Ergebnisse, die *Washington Principles*, stellen einen globalen Wendepunkt im Umgang mit NS-Raubgut dar und rückten den umfassenden Kunst- und Kulturgüterraub in das Gedächtnis. Ausschlaggebender Grund waren die Diskussion um das so genannte Raubgold aus jüdischem Besitz in Schweizer Banken sowie die Beschlagnahmung zweier Gemälde von Egon Schiele (1890–1918) aus der Sammlung Leopold (Wien) als NS-Raubgut in New York Anfang des Jahres 1998. Die Zäsur ist vor allem in der Umkehr der Beweislast in den Gesetzen und Erklärungen zum Umgang mit NS-Raubgut zu verzeichnen. Die staatlichen Institutionen sollten durch Provenienzforschung den rechtmäßigen Eingang von Kulturgütern nachweisen – in früheren Rückstellungsgesetzen musste dieser Beweis noch von Vorbesitzer:innen erbracht werden.⁶

Auch wenn die verabschiedeten *Washington Principles* kein verbindliches Recht, sondern ein so genanntes *soft law* darstellen, veränderte sich die Praxis in vielen Staaten der 44 Unterzeichnerstaaten maßgeblich. Zentrale Punkte

nahme und Verwahrung. International und interdisziplinär betrachtet, hg. von dens., Göttingen 2018, S. 37–53, hier S. 41–45.

5 Vgl. Wilfried Enderle: Kontinuität der Krise, Krise der Kontinuität? – Zur Geschichte wissenschaftlicher Bibliotheken im Nationalsozialismus, in: *Bibliothek: Forschung und Praxis* 2017, 41/3, S. 330–352; Olivia Kaiser und Markus Stumpf: Provenienzforschung in der Universitätsbibliothek, dem Universitätsarchiv und den musealen Sammlungen der Universität Wien, in: ... (k)ein Ende in Sicht. 20 Jahre Kunstrückgabegesetz in Österreich, hg. von Eva Blimlinger und Heinz Schödl, Wien u.a., S. 187–190, hier S. 189; Michael Knoche, Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft, Göttingen 2019, S. 51; Jan-Pieter Barbian: Bibliothekswesen, in: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 3, 2: Drittes Reich*, hg. von Ernst Fischer und Reinhard Wittmann, Berlin 2023, S. 742 und S. 759–760, auch online: <https://www.doi.org/10.1515/9783111145310-016> (Zugriff: 4. November 2023).

6 Murray G. Hall: NS-Provenienzforschung: Vergangenheit und Zukunft, in: *Was bleibt? Bibliothekarische NS-Provenienzforschung und der Umgang mit ihren Ergebnissen*, hg. von Markus Helmut Lenhart und Birgit Scholz, Graz 2018, S. 11–16, hier S. 11–13.

der Prinzipien sind die Identifizierung von NS-Raubgut, der Zugang zu Archivmaterialien, die Verzeichnung von Funden und die viel genannten »gerechten und fairen« Lösungen bezüglich der Rückgabe an rechtmäßige Vorbesitzer:innen.⁷ Wie die Juristin Jelena Wachowski konstatiert, bestehen neben der juristischen Ebene »moralische und politische Systeme oder Ordnungen«, denen gegenüber man sich verpflichtet fühlen kann.⁸ Die Wirkungskraft der Handlungsprinzipien ist in vielen Leitbildern, Mission Statements oder Strategiepapieren von Gedächtnisinstitutionen nachlesbar. Für Deutschland sind hier die »Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz« (*Gemeinsame Erklärung*) von 1999 zu nennen, in der Museen, Archive und Bibliotheken zur Identifizierung von entzogenen Kulturgütern aufgefordert werden.⁹ Es folgte die Gründung einer Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste 1998 in Magdeburg sowie von weiteren Gremien und schließlich 2015 die Gründung des Deutschen Zentrums für Kulturgutverluste (DZK), das die Förderung von Provenienzprojekten vorantreibt.¹⁰

In Österreich erfolgte bereits im November 1998 der Erlass des »Bundesgesetz[es] über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen«, kurz Kunstrückgabegesetz.¹¹ Konkreter Grund für diese Entwicklung war die weiter oben beschriebene

- 7 Vgl. Washington Conference Principles on Nazi-Confiscated Art, online: <https://state.gov/washington-conference-principles-on-nazi-confiscated-art/> (Zugriff: 22. Oktober 2023).
- 8 Jelena Wachowski: Die »Washingtoner Erklärung«, Verbindlichkeit und Auslegung im Kontext von Regelungsverband und Rückerstattungsgesetzen, in: Spuren suchen. Provenienzforschung in Weimar, hg. von Franziska Bomski, Hellmut Th. Seemann und Thorsten Valk, Göttingen 2018, S. 33–41, hier S. 38–39.
- 9 Gemeinsame Erklärung 1999, online: <https://www.kulturgutverluste.de/Webs/DE/Stiftung/Grundlagen/Gemeinsame-Erklärung/Index.html> (Zugriff: 22. Oktober 2023).
- 10 Deutsches Zentrum für Kulturgutverluste – Geschichte, online: <https://www.kulturgutverluste.de/Webs/DE/Stiftung/Geschichte/Index.html> (Zugriff: 22. Oktober 2023). Siehe auch: Leitfaden Provenienzforschung, hg. DZK u.a., 2019, online: <https://www.kulturgutverluste.de/Webs/DE/Recherche/Leitfaden/Index.html> (Zugriff: 22. Oktober 2023).
- 11 Bundesgesetz über die Rückgabe von Kunstgegenständen und sonstigem beweglichem Kulturgut aus den österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen und aus dem sonstigen Bundeseigentum (BGBl. Nr. 181/1998, online: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1998_181_1/1998_181_1.pdf) (Zugriff: 22. Oktober 2023).

Beschlagnahme zweier Gemälde von Schiele. Damit wurde die Provenienzforschung an österreichischen Bundesmuseen, wozu die Österreichische Nationalbibliothek zu zählen ist, zur Pflicht. In weiterer Folge wurde die bis heute aktive Kommission für Provenienzforschung eingesetzt und ein Beirat eingerichtet, um über etwaige Restitutionen auf Basis der Dossiers der Provenienzforscher:innen zu entscheiden.¹² Das Kunstrückgabegesetz gilt nicht für Bibliotheken im Allgemeinen, dennoch sind viele Bibliotheken in Österreich dem Vorbild des Gesetzes und den *Washington Principles* gefolgt, indem sie sich eine Selbstverpflichtung auferlegt haben.

In den Jahren nach der *Washington Conference* haben sich Forschungsnetzwerke wie der Arbeitskreis Provenienzforschung e.V.,¹³ der Arbeitskreis Provenienzforschung und Restitution – Bibliotheken¹⁴ oder die VÖB-Kommission für NS-Provenienzforschung¹⁵ gebildet, die national, international oder lokal zusammenarbeiten. Regelmäßig werden Fachtagungen ausgerichtet, Panels auf Bibliothekskongressen veranstaltet und seit 2019 wird jedes Jahr im April der *Tag der Provenienzforschung*¹⁶ ausgerufen, um die Aufmerksamkeit auf die Disziplin, ihre Ergebnisse und Ziele zu lenken. Mehrere einschlägige Zeitschriften und Publikationsreihen sind entstanden. An Universitäten hat das Fach Eingang in die Curricula gefunden. Im Jahr 2015 wurde die erste Professur für Provenienzforschung an der Universität Bonn errichtet, 2018 folgte die Universität Hamburg und 2020 die Leuphana Universität Lüneburg.

Ein Sprechen über Provenienz *avant la lettre* in der Bibliothekscommunity kann nicht konstatiert werden, wenn auch einzelne Bibliothekar:innen sich im späten zwanzigsten Jahrhundert initiativ zeigten und Fragen nach der Geschichte der Bibliothek und des Bestands im NS-Kontext behandelten. Eine systematische Provenienzforschung entwickelte sich jedoch erst im einundzwanzigsten Jahrhundert. Zudem begannen Bibliothekar:innen sich intensiv

12 Kommission für Provenienzforschung, online: <https://www.provenienzforschung.gv.at/> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

13 Arbeitskreis für Provenienzforschung e.V., online: <https://www.arbeitskreis-provenienzforschung.org> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

14 Als Geschäftsstelle des Arbeitskreises Provenienzforschung und Restitution – Bibliotheken fungiert die dbv-Kommission Provenienzforschung und Provenienzerschließung, online: <https://www.bibliotheksverband.de/provenienzforschung-und-provenienzerschliessung> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

15 Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare, Kommission für NS-Provenienzforschung, online: <https://www.voeb-b.at/voeb-kommissionen/ns-provenienzforschung/> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

16 Der Tag der Provenienzforschung wurde 2019 vom Arbeitskreis für Provenienzforschung e.V. ins Leben gerufen, online: <https://www.arbeitskreis-provenienzforschung.org/tag-der-provenienzforschung/> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

mit der Methodik und Herangehensweise auseinanderzusetzen. Der *Leitfaden für die Ermittlung von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut in Bibliotheken*, verfasst von den Bibliothekar:innen Veronica Albrink, Jürgen Babendreier und Bernd Reifenberg, führt als erstes bibliothekarisches Kompendium in die Materie ein. Hervorzuheben ist die Raubgutkennung, die Verdachtsfälle in sechs Stufen einteilt, um im Zuge der Forschungsarbeit die oftmals großen Exemplarmengen in Bibliotheken handhabbarer zu machen.¹⁷ Früh wurde über die Notwendigkeit diskutiert, Ergebnisse der Provenienzforschung im Bibliothekskatalog zu verzeichnen. Hervorzuheben ist dabei der Thesaurus der Provenienzbegriffe (T-PRO), der im Zuge des *Weimarer Modells*, das den ersten Leitfaden zur Erfassung von Provenienzen darstellt, 2003 entwickelt wurde.¹⁸ Das normierte Vokabular führt seit 2014 Begriffe wie »NS-Raubgut« oder »Restitution« als »rechtlicher Status«, um der Relevanz der einheitlichen Erfassung der NS-Provenienzen zu entsprechen.¹⁹ Die Verzeichnung von Provenienzen ist nicht nur für die interne Nachvollziehbarkeit von restituierten Büchern relevant, sondern setzt ein Erinnerungsmal für die rechtmäßigen Eigentümer:innen, die Opfer der NS-Verfolgung geworden waren. In diesem Kontext wird in der bibliothekarischen Provenienzforschung von einem Stolperstein im Katalog, angelehnt an die Steine der Erinnerung im öffentlichen Raum, gesprochen.

2019 postulierte der Kunsthistoriker Christoph Zuschlag den *provenancial turn* für die Kulturwissenschaften, in dem er Provenienz als das neue Paradigma erkennt. Die Wahrnehmung von Kulturobjekten verändert sich, wenn die Provenienz bekannt ist beziehungsweise kritisch hinterfragt werden muss.²⁰ Dieser Ansatz ist in der buchwissenschaftlichen Forschung lange bekannt – hat ein Buch zuvor einer berühmten Persönlichkeit gehört, steigert

17 Vgl. Veronica Albrink, Jürgen Babendreier und Bernd Reifenberg: *Leitfaden für die Ermittlung von NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut in Bibliotheken*, 2005, online: https://www.staatsbibliothek-berlin.de/fileadmin/user_upload/zentrale_Seiten/historische_drucke/pdf/leitfaden.pdf (Zugriff: 22. Oktober 2023).

18 2012 wurde das »Weimarer Modell« explizit dahingehend ergänzt, dass der NS-Raubgutkontext einzelner Exemplare ausgewiesen werden soll.

19 dbv-AG Handschriften und Alte Drucke – UAG Provenienzforschung und Provenienzerschließung, Protokoll der 11. Sitzung am 20. Juni 2014 in der Staatsbibliothek zu Berlin, S. 3. GBV – ProvenienzWiki. Protokolle, online: https://www.provenienz.gbv.de/images/2/2b/DBV_UAG_Provenienz_Protokoll_2014.06.20.pdf (Zugriff: 22. Oktober 2023).

20 Vgl. Christoph Zuschlag: Vom Iconic Turn zum Provenancial Turn? Ein Beitrag zur Methodendiskussion in der Kunstwissenschaft, in: *Von analogen und digitalen Zugängen zur Kunst. Festschrift für Hubertus Kohle zum 60. Geburtstag*, hg. von Maria Effinger u. a., Heidelberg 2019, S. 409–417.

dies unmittelbar den Wert des Exemplars. Provenienz hat die Kraft, Objekte in einen neuen Kontext zu rücken. Die heutige Provenienzforschung fordert die Erweiterung der Wahrnehmung eines Objekts um politische, rechtliche und moralische Aspekte. Dabei beschränkt sich Zuschlag nicht auf NS-verfolgungsbedingt entzogene Objekte, sondern schließt unterschiedliche Unrechtskontexte, wie Unrecht in der Sowjetischen Besatzungszone in Deutschland oder der DDR sowie koloniale Kontexte ein.

4 Schlussbemerkung

Knapp 80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs wird die Relevanz von Provenienzforschung zu NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut nicht mehr in Frage gestellt, sondern sie wird in vielen sammelnden Institutionen – oftmals projiziert, selten verstetigt – systematisch betrieben. Dennoch muss festgehalten werden, dass diese Entwicklung vielmehr von externen Faktoren, wie die *Washington Conference* von 1998, geprägt ist, als von dem Anspruch der Unterhaltsträger oder Leitungsebene, selbstkritisch die Institutionsgeschichte zu beleuchten.

Die kritische Betrachtung der eigenen Geschichte und welche Entscheidungen individuelle Akteur:innen aus persönlichen, ideologischen oder beruflichen Gründen insbesondere in der NS-Zeit getroffen haben, leistet einen Beitrag zur Demokratieförderung – ein Schlagwort, dem sich Bibliotheken spätestens mit der Unterstützung der *UN 2030 Agenda for Sustainable Development*²¹ verschrieben haben.

In vielen Institutionen, so etwa an der Universität Wien, leisten Bibliothekar:innen einen wesentlichen Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte im NS-Kontext und erweitern die bibliothekswissenschaftliche Forschung. Schließlich bedeutet NS-Provenienzforschung auch die Erforschung der Biographie von Personen oder Körperschaften, die im NS-Regime verfolgt, vertrieben oder ermordet wurden. Damit stellt Provenienzforschung in Gedächtnisinstitutionen eine zweifache Erinnerungsgeschichte dar. Grob kann von einer Entwicklung im bibliothekarischen Diskurs gesprochen werden, die vom wissentlichen Verschweigen der Herkunft der Bestände, wie am Beispiel der »Sammlung Tanzenberg« an der UB Wien exemplarisch aufgezeigt wurde, bis zu einem Bewusstsein über die »kontaminierten Magazine« reicht.

21 UN-Agenda 2030, online: <https://sdgs.un.org/2030agenda> (Zugriff: 22. Oktober 2023).

Ian Ellison

MEDIA AND PRESS

In late February 2022, following earlier reports of the repatriation of material stolen during World War Two including pressed flowers from Berlin's the Botanical Garden,¹ the *Tagesspiegel* ran a second feature entitled »Provenienzforschung in Bibliotheken: Auf der Spur der geraubten Bücher«. ² This detailed two major research projects intended to clarify which books in the holdings of the libraries of the Institute for Jewish Studies and the Botanical Garden of Freie Universität Berlin come from Nazi-looted property. The article warned »Die Arbeit könnte noch Jahrzehnte dauern«. Around the same time, the Zentral- und Landesbibliothek Berlin announced its intent to investigate the provenance of 1.1 million of its volumes.³ So far, over 4,000 books have been clearly identified as Nazi loot and since systematic research began in 2009, over 900 have been restituted, although the media coverage saw fit to highlight the practical difficulties involved in such an endeavour, not least given the fact that many heirs often live far away, in South Africa, New Zealand, Israel, the USA or South America, for instance. Nevertheless, front and centre in much of the reports was institutions' publicly voiced adherence to the Washington Declaration that steps should be taken to find a solution that is as fair and just as possible.

Like it or not (and there are some who don't), provenance research is set to be headline news for the rest of the 2020s, and likely beyond. In recent months and years, the terms »Provenienz« and »Provenienzforschung« have appeared with ever greater frequency in the German press and media, not least given the publication towards the end of 2022 of Christoph Zuschlag's

- 1 Cf. Andreas Conrad: Raubgut aus dem Zweiten Weltkrieg in Berlin. Von der Wehrmacht gestohlene Bücher gehen zurück nach Frankreich, online: <https://www.tagesspiegel.de/berlin/raubgut-aus-dem-zweiten-weltkrieg-in-berlin-von-der-wehrmacht-gestohlene-buecher-gehen-zurueck-nach-frankreich-347821.html> (accessed: 11 May 2023).
- 2 Cf. Stefanie Hardick: Provenienzforschung in Bibliotheken. Auf der Spur der geraubten Bücher, online: <https://www.tagesspiegel.de/wissen/auf-der-spur-der-geraubten-buecher-4311433.html> (accessed: 11 May 2023).
- 3 Cf. Provenienz-Forschung in Berlin. Eine Million Bücher als mutmaßliches Raubgut, online: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/provenienz-forschung-in-berlin-eine-million-buecher-als-100.html> (accessed: 11 May 2023).

widely publicized and reviewed book *Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird*.⁴ Another case in point, which may reach a wider audience beyond the academy, is the long-running Norddeutsche Rundfunk series entitled »Museumsdetektive«, in which the cultural editors of NDR produce regular features on television and radio, as well as online, delving into how exhibiting institutions in northern Germany research the origin of their exhibits.⁵

Already back in 2018, the *Hannoversche Allgemeine* ran a feature that explored how the Stadtbibliothek in Hannover had begun examining its holdings to discover »hunderte hochverdächtige Bücher.«⁶ As is the case with much media coverage, the article centres on one particularly poignant example of plundered cultural artefacts, in this case the book collection of the Jewish doctor Johanna Maass (1873–1940) and her murdered sister Lisbeth (1875–1941), which touches on antisemitic persecution and female disempowerment. Under the Nazi regime, the medical doctor Johanna Maass was only allowed to work as a »patient therapist« in so-called »Jewish houses«. Two years after moving, she died in Hanover, officially of natural causes. Lisbeth, however, was later deported to a ghetto in Riga in 1941 and murdered there. As is typical for such media coverage, the article concludes with the

4 Cf. Christoph Zuschlag: *Einführung in die Provenienzforschung. Wie die Herkunft von Kulturgut entschlüsselt wird*, Munich 2002. It is worth noting, however, that the discourse on art restitution was already lively in the 1960s and has remained so ever since, despite being suppressed by political actors and museums, as Bénédicte Savoy notes in »Afrikas Kampf um seine Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage«, Munich 2021. In this regard provenance discourse on books and collections, or libraries, would seem to be lagging behind by more than a few decades. For further discussion of this, see other case studies in the present volume (for example Joanna Raisbeck's chapter on Karoline von Günderröde, Stefanie Hundehege's chapter on Stefan Zweig, and Anna Busch's, Peer Trilcke's, and Klaus-Peter Möller's chapter on Theodor Fontane) which demonstrate how in many cases collections were transferred, donated or acquired without attracting public attention.

5 Cf. *Museumsdetektive – auf der Suche nach Raubkunst im Norden*, online: <https://www.ndr.de/kultur/kunst/provenienzforschung/index.html> (accessed: 11 May 2023).

6 Gunnar Menkens: *Stadtbibliothek sucht Nazi-Raubgut*, online: <https://www.haz.de/lokales/hannover/stadtbibliothek-sucht-nazi-raubgut-KZNIRBV7WXZ7QGBODFOHVIWDC4.html>, though this article misnames Johanna Maass's sister as Louise (not Lisbeth). Cf. <https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Bildung/Bibliotheken-Archive/Stadtbibliothek-Hannover/Wir-%C3%BCber-uns/Provenienzforschung-in-der-Stadtbibliothek-Hannover/Restitutionen/Dr.-med.-Johanna-Maa%C3%9F> (accessed: 11 May 2023).

institution's slim hope of reuniting the stolen goods with the original owners' descendants and the observation that there is still much work to be done.

In April 2022, Rundfunk Berlin-Brandenburg covered the fifth annual ›Internationalen Tag der Provenienzforschung‹ in Berlin. As with any instance of provenance research in cultural institutions, the stated aims of the event were to attempt to provide answers to the following questions: »Woher stammen all die wertvollen und auch weniger wertvollen Kunstschatze und Kulturgüter, die die Museen, aber auch die privaten Wohnungen füllen? Durch welche Hände gingen sie, wer hat sie ursprünglich besessen?« In line, too, with the majority of institutional investigations, the event sought to highlight in particular both the thrills and the tragedies in store: »Dahinter verbergen sich oft spannende oder auch tragische Geschichten, die von Emigration, Verfolgung oder auch Ermordung während der NS-Zeit erzählen.«⁷

In May 2022, the *Frankfurter Rundschau* reported on the Frankfurter Universitätsbibliothek's initial exhibition – under the evocative title ›Stolperseiten‹ – of the books in its holdings that had also been stolen during the Third Reich. As in the case of media coverage of other such investigations, the article emphasized not only the scale of the operation but also the painstaking, time- and money-intensive nature of investigating each and every item of visual art and furniture, as well as books, and particularly the necessity for financial support, in this case from the Deutsche Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg.

In June 2022, media outlets in Saxony reported that the Stiftung Preussischer Kulturbesitz and the Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden had returned a total of five books from their holdings to the descendants of the important French journalist and politician Georges Mandel (1885–1944).⁸ Mandel had been a staunch opponent of the policy of appeasement of the Nazi regime, warned urgently of the dangers posed by National Socialist Germany even before the outbreak of World War II, and publicly criticized the Munich Agreement. Following the occupation of France he was persecuted and murdered by the *Milice française* in 1944.

Not all press and media coverage concerning literary provenance research has been universally positivist, however, particularly since the ease with which institutions can undertake such essential work may differ vastly de-

7 Thomas Fitzel: Spaziergänge zum internationalen Tag der Provenienzforschung, online: https://www.rbb-online.de/rbbkultur/radio/programm/schema/sendungen/der_tag/archiv/20230412_1600/kultur_aktuell_1810.html (accessed: 11 May 2023).

8 Cf. Restitution aus der Staatsbibliothek zu Berlin und SLUB Dresden – Erben von Georges Mandel erhalten Bücher in Paris, online: <https://www.medien-service.sachsen.de/medien/news/1051504> (accessed: 11 May 2023).

pending on the size of the organization and the number of its employees. It is also certainly the case that provenance research at many smaller institutions takes place, when it takes place at all, as part of temporary projects supported by limited, time-bound funding. Press and media coverage concerning smaller, more local institutions or private museums with smaller numbers of employees tends to dwell, not unreasonably, on the financial and practical challenges faced by museums and archives located outside of major urban centres, with all the financial advantages and attention that this entails.⁹

Certainly, for a long time, the focus of provenance research in museums, libraries, and archives has been on research into the origins of cultural assets confiscated as a result of Nazi persecution. It is only more recently that this, and its subsequent media coverage, has expanded to include collection items from colonial contexts and the former GDR.¹⁰ After 1945, thousands of cultural assets – including books and manuscripts – were also removed from castles and mansions in the Soviet-occupied zone, passing through depot museums such as the Albertinum in Dresden. These artefacts, whose origin will in all likelihood never be traced, then found their way into other collections and the western art trade, since the GDR government at the time repeatedly encouraged museums to sell art objects from their collections – especially to the West – in order to procure foreign currency. What press and media coverage of this ongoing provenance research has revealed, however, is a lack of political will to sustain these investigations in the longer term. As *Deutschlandfunk Kultur* put it: »Wenn es nicht gerade zu Skandalen wie in Dresden kommt, gibt es kaum politischen Druck.«¹¹ Nevertheless, these stories and this sort of research are certainly undergoing a contemporary moment, although this is hardly unique to a German-language cultural context. Expanding the focus of ›Provenienz‹ and ›Provenienzforschung‹ reveals certain strains of cultural and national memory making at work in recent press and media coverage.

While it is difficult to generalise, there nonetheless exist certain aspects of press and media coverage that are common across many contexts. Whenever it occurs, media and press coverage of literary provenance research not only

9 Cf. Alexander Moritz: Provenienzforschung in Sachsen. Eine Herausforderung für kleine Museen, online: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/provenienzforschung-leipzig-kleine-museen-100.html> (accessed: 11 May 2023).

10 Cf. Anonym: Provenienzforschung ist fester Bestandteil im Museumsverband, online: <https://www.antennethueringen.de/p/provenienzforschung-ist-fester-bestandteil-im-museumsverband-7zPIiCUfyKRaYWNyMuMZV8> (accessed: 11 May 2023).

11 Carsten Probst: DDR-Provenienzforschung. Es fehlt der politische Druck, online: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/ddr-provenienzforschung-es-fehlt-der-politische-druck-100.html> (accessed: 11 May 2023).

evinces a far greater interest in the thrilling and the tragic, but also tends to concentrate on stories and situations that readers and viewers will (it is hoped) find relatable or personal, as well as – at times – sentimental, sensational, or even scandalous. There is a tendency to focus not so much on individual objects, unless the item in question is several centuries old or even verging on being classifiable as an archaeological find.¹² With more modern writers, the focus tends to be on large collections (size, for better or for worse, often does matter, it seems). Reporting on provenance in literary magazines has also often lent itself to visual art, which has a focal point, like in the case of the protracted debates concerning the provenance of the alleged Leonardo da Vinci (1452–1519) portrait of *Salvator Mundi* which raged across the letter pages of the *Times Literary Supplement* in late 2019.¹³ Reporting on diffuse collections of manuscripts requires more than this: sensation, scandal, life story, or – more recently – societal significance or cultural justice. Yet interest in literary provenance has a far greater geographical and historical reach than just Germany in the modern era.

In 2014, the Ancient Greek poet Sappho (circa 630–circa 570 BCE) hit the headlines around the globe. This unlikely event was precipitated by the discovery of what were purported to be papyrus fragments of previously unknown poetry by the woman recognized as one of the greatest lyric poets of Antiquity, the majority of whose poetry is today lost. These finds were reported around the world in the tone of raptured wonder that is a key tenor of press and media responses to literary provenance.¹⁴ In a perverse turn of

12 A pertinent example is, for instance the ancient Hellenic manuscript stolen from a monastery during the First World War that was repatriated to Greece by the Museum of the Bible in August 2022. Birgit Katz: Museum of the Bible Returns Centuries-Old Gospel Manuscript to Greece, online: <https://www.smithsonianmag.com/smart-news/museum-of-the-bible-returns-centuries-old-gospel-manuscript-to-greece-180980670/> (accessed: 11 May 2023).

13 See, for instance »Letters to the Editor: ›Salvator Mundi‹«, in: *Times Literary Supplement* 6078, 27 September 2019, p. 3.

14 Writing in the »Daily Telegraph« on 30 January 2014, Tom Payne declared that »A new Sappho poem is more exciting than a new David Bowie album«. Daniel Mendelsohn, writing in the »New Yorker«, also skewered the tantalizing nature of these discoveries, remarking that »All this buzz is both titillating and frustrating, stoking our appetite for a body of work that we're unable to read, much less assess critically: imagine what the name Homer would mean to Western civilization if all we had of the Iliad and the Odyssey was their reputations and, say, ninety lines of each poem«. Tom Payne: A new Sappho poem is more exciting than a new David Bowie album, in: *The Telegraph*, 30 January 2014, online: <https://www.telegraph.co.uk/culture/books/booknews/10607569/A-new-Sappho-poem-is-more-exciting-than->

events, however, a darker side to the Sappho rediscovery was later revealed in further substantial press and media coverage, and literary provenance was the fulcrum upon which the whole situation turned.

In March 2021 the editors of the scholarly volume in which the circumstances of the discovery were detailed formally retracted the chapter, since the manuscript's »provenance is tainted,«¹⁵ according to a statement issued through the book's publisher Brill. While there was no evidence that the manuscript was in anyway suspected of being inauthentic, concerns had been raised by scholars regarding the manuscript unavailability for study, as well as the absence of any documentation concerning its acquisition. In a lengthy essay published in the online classics journal *Eidolon* C. Michael Sampson and Anna Uhlig consolidate much of the press and media coverage of the unfolding scandal.¹⁶ The story continues to make headlines, not least given the subsequent arrest of the papyrus scholar Dirk Obbink, a former Oxford professor and MacArthur Fellow who had published the original Sappho discovery, for allegedly selling stolen artefacts to institutions such as the Museum of the Bible.¹⁷ This scandal continued to generate press and media coverage into the following year with the *Financial Times* running a special feature in the summer of 2022 entitled »To catch a rare-book thief.«¹⁸

The case of the Sappho provenance story is exceptional, however. Press and media coverage of the provenance of individual literary artefacts or individual writers' estates is rare. Only major canonical authors tend to provoke much journalistic coverage, which often asserts historically contingent forms of cultural memory and national identity. In May 2021, for instance, Sotheby's

a-new-David-Bowie-album.html (accessed: 11 May 2023) and Daniel Mendelsohn: Girl, Interrupted. Who Was Sappho?, online: <http://www.newyorker.com:80/magazine/2015/03/16/girl-interrupted> (accessed: 11 May).

15 Brill: Retraction Notice, in: The Newest Sappho: P. Sapph, Obbink und P. GC inv. 105, Frs. 1–4, 392, 19 May 2016, online: https://www.doi.org/10.1163/9789004314832_retr (accessed: 11 May 2023).

16 Cf. C. Michael Sampson and Anna Uhlig: The Murky Provenance of the Newest Sappho Special Issue on the Papyrus Thefts, in: *Eidolon*, online <https://www.eidolon.pub/the-murky-provenance-of-the-newest-sappho-aca671a6d52a> (accessed: 11 May 2023).

17 Cf. Colin Moynihan: He Taught Ancient Texts at Oxford. Now He Is Accused of Stealing Some, in: *The New York Times*, 24 September 2021, online: <https://www.nytimes.com/2021/09/24/arts/design/hobby-lobby-lawsuit-dirk-obbink.html> (accessed: 11 May 2023).

18 Cf. Meg Honigmann: To Catch a Rare-Book Thief, in: *Financial Times*, 4 July 2022, online: <https://www.ft.com/content/e9deed2-9e5a-4225-bc8e-ef030e530805> (accessed: 11 May 2023).

an auction house in London announced its intention to put up for sale a sizeable collection of literary manuscripts and first-edition copies of the work of the Brontë sisters. This unique collection had remained in private hands and more or less entirely inaccessible to the general public and researchers since having been originally acquired by the bachelor brothers William (circa 1835–1901) and Alfred (1825–circa 1913) Law, nineteenth century mill owners who resided near to the Brontë family home at Howarth. Writing in the *Washington Post* in early 2022, William Booth described this »discovery and recovery of a treasure chest of letters, diaries, poems and manuscripts, penned in the tiny meticulous handwriting by the beloved, pathfinding, canonical English writers, the incredible Brontë sisters« as being akin to »lifting a lid in King Tut’s tomb, dear reader«.19 Once again, the archaeological and the literary are imbricated in provenance reportage that verges on kitsch.

The case of the Brontë material took an unusual turn, however, with the Brontë Society’s outright condemnation of the sale. In a public statement, the society announced that:

we are faced with the very real possibility that this immensely significant collection will be dispersed and disappear into private collections across the globe. We are determined to save as much as we can, but due to the dramatic financial impact of the pandemic, the timing is unfortunate. While Covid has reinforced the comfort and hope that we find in literature and culture, museum revenue has fallen away to almost nothing and competition for public funds has become fiercer than ever. We all have a stake in these remarkable treasures. We need to look beyond the narrow commercialisation and privatisation of heritage and work together to protect and share what we all value. As our campaign takes shape, we urge all with an interest in saving this remarkable collection intact to contact us.²⁰

In a spectacular instance of Brontë-mania, the Friends of the National Libraries, an organization patronized by the then Prince Charles (*1948), intervened and convinced Sotheby’s to pause the planned sale and allow the Brontë Society time to amass funds.

19 William Booth: A lost library of works by the Brontë sisters was destined for sale. Then Britain rallied, online: <https://www.washingtonpost.com/world/2022/01/02/bronte-sister-britain-discovery-sale/> (accessed: 11 May 2023).

20 Statement in response to Sotheby’s announcement re the sale of the Honresfeld Library, online: <https://www.bronte.org.uk/whats-on/news/241/rare-bronte-manuscripts-to-be-sold-at-auction> (accessed: 11 May 2023).

Ultimately, it was only after the intervention of the American-British-Ukrainian petrochemical-finance-entertainment mogul Sir Leonard Blavatnik (*1957), who donated half of the fifteen million pounds required, along with financial assistance from Charles and many thousands of small donations, that the Brontë collection was purchased for the public. Striking a pointedly patriotic, even nationalistic, tone, Charles declared in a public statement that they had saved the library for Britain: »Our literary heritage is our cultural DNA and this preserves it for students, teachers, academics and ordinary readers in perpetuity«. ²¹ Yet, while authors like the Brontë sisters and other groups of writers (the Romantics, or the Victorians, for instance) are regularly subjected to forms of cultural nostalgia and commodification, there is a particular irony in the deployment of this mode in relation to modernism, not least given modernist writers' professed desire to break with the past and »make it new«, in the words of Ezra Pound (1885–1972). ²² In the century or so since their work first rose to prominence, however, it is indubitably Modernist writers in particular who have garnered the most attention when it comes to media and press coverage of literary provenance.

In the early 1970s, for instance, Leonard (1880–1969) and Virginia Woolf's (1882–1941) book collection of around 9,900 volumes was acquired through a friend of a friend of Leonard Woolf by the Washington State University Libraries. As recently as 2021, press coverage of the curious and contingent circumstances of this transatlantic acquisition were being rehearsed in *Washington State Magazine*, alongside earlier coverage from 2013 on historylink.org, the free online encyclopaedia of Washington state history. ²³ At the University of Texas at Austin, The Harry Ransom Center's unsurpassed already extant collection of modernist archives and materials, along with regular new acquisitions, has also been the subject of substantial press and media coverage in the United States and elsewhere. ²⁴ European reporting often strikes an envious tone at the spending power of the institution, as well

21 Friends of the National Libraries SAVES literary treasure trove for the nation in an unprecedented rescue of the UK's literary heritage, online: <https://www.fnl.org.uk/pages/honresfield> (accessed: 11 May 2023).

22 Cf. Ezra Pound: *Make it New*, London 1934.

23 Cf. Trevor James Bond: *How Virginia Woolf's library came to WSU*, online: <https://www.magazine.wsu.edu/2021/11/08/how-virginia-woolfs-library-came-to-wsu/> (accessed: 11 May 2023); Paula Becker: *The first lot of the more than 9,000-volume personal library of Leonard and Virginia Woolf arrives at Washington State University's Holland Library in Pullmann in 1971*, online: <https://www.historylink.org/File/10651> (accessed: 11 May 2023).

24 Cf. D.T. Max: *Final Destination: Why do the archives of so many great writers end*

as barely disguised frustration that much in the way of European modernist artefacts are housed in far-off Texas.²⁵ Alternatively, there are unexpected archives or collections, which, when discovered or exhibited, tend to receive substantial attention from press and media outlets. Back in May 2003, for example, *The Atlantic* ran a feature entitled »Hitler's Forgotten Library« with the disarming subtitle »You can tell a lot about a person from what he reads«. Largely ignored until after the turn of the millennium, the remnants of Hitler's personal book collection revealed a keen, if erratic, interest in theology.²⁶

On the international – or ›world literary‹ – stage, however, there can be few writers whose literary estates have been subject to more media exposure, analysis, and debate than Franz Kafka (1883–1924). In 2011, the American philosopher and professor of comparative literature Judith Butler was invited to give one of the annual *London Review of Books* Winter Lectures at the British Museum. The title Butler chose for her talk was »Who owns Kafka?« and, in a presentation lasting almost an hour, a revised version of which was later published in the *London Review of Books* itself, she undertook a deep dive into the (at the time) »ongoing trial in Tel Aviv [that was] set to determine who will have stewardship of several boxes of Kafka's original writings, including primary drafts of his published works,«²⁷ which were being stored in Switzerland and Israel. The trial came about after the death of Max Brod's (1884–1968) secretary (and presumed mistress) Esther Hoffe (1906–2007), to whom he had bequeathed the material.

A key feature of this particular case of press and media coverage of literary provenance was Hoffe's descendents' assertion that the literary content of the collection should have no bearing on its value. As Butler summarizes: »no one could have predicted [...] that a trial would eventually take place

up in Texas?, in: *The New Yorker*, 4 July 2007, online: <https://www.newyorker.com/magazine/2007/06/11/final-destination> (accessed: 11 May 2023).

25 See, for instance, the 2009 BBC Radio 4 Extra feature entitled »The Manuscript Hunter«, a profile of Thomas F. Staley (1935–2022), director of the Harry Ransom Center until his death, which has been rebroadcast on BBC radio and online in 2013 and 2018. *The Manuscript Hunter*, online: <https://www.bbc.co.uk/programmes/book9d7p> (accessed: 11 May 2023).

26 Cf. Timothy W. Ryback: *Hitler's Forgotten Library*, online: <https://www.theatlantic.com/magazine/archive/2003/05/hitlers-forgotten-library/302727/> (accessed: 11 May 2023).

27 Cf. Judith Butler: *Who owns Kafka?*, in: *London Review of Books* 33/5, 2011, pp. 3–8, online: <https://www.lrb.co.uk/the-paper/v33/n05/judith-butler/who-owns-kafka> (accessed: 11 May 2023).

after Esther's death in which her daughters, Eva and Ruth, would claim that no one needs to inventory the materials and that the value of the manuscripts should be determined by their weight – quite literally, by what they weigh.«²⁸ Butler's talk is a clear-eyed, Foucauldian reading of Kafka's commodification. Yet the fact that she herself is Esther Hoffe's granddaughter (something she discloses in the live footage of the lecture but not in the final printed version in the *London Review of Books*) lends her analysis a whiff of scandal, however latent.²⁹

Nonetheless, as Butler rightly emphasizes, if the content of Kafka's *Nachlass* was of little interest to the parties selling it, the content of Kafka's own work would – in a rare and potentially unique situation – provide insights into the procedure. As Butler remarked, »most of the trials and procedures that Kafka writes about involve unfounded allegations and nameless guilt.«³⁰ Ultimately, Butler argued, Kafka's writing would prove most pertinent »in helping us to think through the limits of cultural belonging, as well as the traps of certain nationalist trajectories that have specific territorial destinations as their goal.«³¹ Even if Kafka was able to perceive, before his untimely death at the age of 40 in 1924, the rising forces of profit and of nationalism, Butler suggests, he could never have imagined how far these would reach in the case of his own literary estate and its provenance history. Nonetheless, Butler is keen to emphasize the bleak irony »that Kafka's writings finally became someone else's stuff, packed into a closet or a vault, transmogrified into exchange value, awaiting their afterlife as an icon of national belonging or, quite simply, as money.«³²

At some point, even the most sophisticated analysis of literary provenance history in the press and the media will come down to financial matters, as in the case of the undisclosed sum paid by the Deutsches Literaturarchiv in Marbach (DLA) for what was called in numerous publications a »Sensation« and a »Jahrhunderterwerb«.³³ In December 2022, the DLA announced its acquisition of a vast collection of papers belonging to the Bohemian-Austrian

28 Ibid.

29 London Review of Books (LBR): Judith Butler: Who Owns Kafka?, online: <https://www.youtube.com/watch?v=234npiDz-SE> (accessed: 11 May 2023).

30 Butler: Who owns Kafka? (fn. 27), pp. 3–8.

31 Ibid.

32 Ibid.

33 See, for example, Nachlass von Rainer Maria Rilke kommt ins Deutsche Literaturarchiv, in: Zeit Online, 29 November 2022, online: <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2022-11/lyriker-rainer-maria-rilke-deutsches-literaturarchiv-marbach> (accessed: 11 May 2023).

poet Rainer Maria Rilke (1875–1926). For decades prior to their being incorporated into the archive's already substantial holdings, these papers had been kept in private hands, stored in good condition in shoeboxes in the house of Rilke's descendants in the village of Gernsbach in rural Baden-Württemberg. In the aftermath of the worst of Covid-19, when there has been a marked increase in the digitization of events and of resources, press and media coverage of the Rilke acquisition not only focused on provenance and price, but also on the material's public use and the democracy of a digitized and freely available archive.³⁴

For all of its present urgency in the early years of the 2020s, not least given its comparatively belated emergence in the wake of the 1999 Washington Principles, press and media coverage of literary provenance is here to stay. There is, after all, unlikely to be a scenario that does not involve sentiment, sensation, or scandal, or some irresistible combination of all three. Yet, it is at least to be hoped, that future coverage of digital technologies and the promise of partnerships among research and cultural institutions in the establishment of virtual collections with provenance histories fully accessible to scholars and members of the public alike might be a tonic to the grubbier matters of money, theft, and sleaze that have so dominated press and media coverage to date.

34 Ian Ellison: *Unboxing Rilke's Nachlass*, in: *Los Angeles Review of Books*, 6 April 2023, online: <https://www.lareviewofbooks.org/article/unboxing-rilkes-nachlass/> (accessed: 11 May 2023).

V. FALLSTUDIEN

FÜRSTINNENBIBLIOTHEKEN

1 Bibliotheksgeschichte und Überlieferung

Für die frühneuzeitliche Buch- und Bibliotheksgeschichte spielen Fragen nach Provenienz und Zirkulation von Büchern schon lange eine Rolle.¹ Vor allem historisch bedeutende Institutionen beschäftigten sich mit der Herkunft ihrer Bücher, wenngleich dies lange Jahre nicht unter dem Etikett »Provenienzforschung« stattfand. Das Ziel war das bessere Verständnis der Zusammensetzung einer Sammlung oder die Geschichtsschreibung der eigenen Institution.² Dabei wurde von Seiten der Letzteren wie selbstverständlich auf berühmte Persönlichkeiten verwiesen, die einmal im Besitz eines vorhandenen Buches waren, während unbekanntere Provenienzen bislang häufig ignoriert wurden. Seit einiger Zeit kommt es aber vor allem im Bereich der Literatur- und Wissensgeschichte zu größerer Aufmerksamkeit für Buchbesitz und damit einhergehend auch die Herkunft von Büchern, die sich heute in den Altbestandsbibliotheken befinden.³ Diese Tendenz wird zusätzlich durch neue Forschungsfragen an die Geschichte des frühneuzeitlichen Buchhandels verstärkt, die den Blick vermehrt auf informelle Wege der Buchzirkulation jenseits des klassischen Handels und auf materielle Fragen lenken.⁴

- 1 Vgl. dazu etwa David Pearson: *Provenance Research in Book History. A Handbook*, London 1994. Das Werk hält vor allem Ressourcen für die Frühe Neuzeit bereit.
- 2 So ist etwa der 2024 erscheinende Jubiläumsband der Herzog August Bibliothek dezidiert sammlungshistorisch angelegt und legt einen besonderen Fokus auf die Zusammensetzung der heutigen Sammlung und deren Herkunft. Sven Limbeck u. a. (Hg.): *Die Herzog August Bibliothek. Eine Sammlungsgeschichte*, 2. Bde., Wolfenbüttel 2024.
- 3 Michael Knoche (Hg.): *Autorenbibliotheken. Erschließung, Rekonstruktion, Wissensordnung*, Wiesbaden 2015; Stefan Höppner u.a. (Hg.): *Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren*, Göttingen 2018; Christina Schmitz: *Buchbesitz und Buchbewegungen im Mainz der Frühen Neuzeit. Eine exemplarische Studie zu Akademikerbibliotheken aus den Jahrzehnten um 1600*, Wiesbaden 2020.
- 4 Julia Bangert: *Buchhandelssystem und Wissensraum in der Frühen Neuzeit*, Berlin und Boston 2019; Mona Garloff: *Bücher für Leibniz. Wissenszirkulation, gelehrte Netzwerke und die Organisation des Buchmarktes im Alten Reich um 1700*, in: *Wissenskulturen in der Leibniz-Zeit. Konzepte – Praktiken – Vermittlung*, hg. von Friedrich Beiderbeck und Claire Gantet, Berlin und Boston 2021, S. 223–252.

Vor diesem Hintergrund wurde in den letzten Jahren auch dem Buchbesitz von Frauen ein größerer Platz eingeräumt.⁵ Sie wurden – wie es vermutlich auf jede Epoche zutrifft – in der Frühneuzeitforschung lange marginalisiert, was dazu führte, dass lesende und schreibende Frauen als Ausnahmeerscheinung wahrgenommen wurden. Bis heute sind die Studien, die Frauen, ihren Buchbesitz und ihre Wissenspraktiken in den Blick nehmen, meist Einzeluntersuchungen.⁶ Sie führen zwar eine Vielzahl an überzeugenden Quellenbelegen an, allerdings fehlt bis heute ein Überblickswerk, das diese Befunde zusammenfasst, ergänzt, einordnet und bewertet.

Dies liegt vor allem daran, dass viele historische Zeugnisse, die von Frauen geschaffen wurden oder von ihnen handeln, oft weniger systematisch aufbewahrt wurden, als es für männliche Zeitgenossen der Fall war, was einer »Chancenungleichheit der Überlieferung« gleichkam.⁷ Wenngleich insgesamt deutlich weniger Quellenmaterial vorhanden ist, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass die Tätigkeiten von Frauen doch ihre Spuren hinterlassen haben. Diese zeigen sich etwa in Büchern, die glücklicherweise, anders als nicht gedrucktes privates oder öffentliches Schriftgut, in vielen Fällen – oft durch die Überführung der Bestände in die Hofbibliothek – erhalten sind. Eine genauere Untersuchung historischer Buchbestände kann sich in diesem Bereich sehr lohnen.

- 5 Anne-Marie Legaré (Hg.): *Livres et lectures de femmes en Europe entre moyen âge et renaissance*, Turnhout 2007; Anne J. Cruz und Rosilie Hernández (Hg.): *Women's Literacy in Early Modern Spain and the New World*, Aldershot 2011; Leah Knight, Micheline White und Elizabeth Sauer (Hg.): *Women's Bookscapes in Early Modern Britain*. Reading, Ownership, Circulation, Ann Arbor 2018.
- 6 Exemplarisch seien hier nur genannt: Helga Meise: *Darmstädter Fürstinnenbibliotheken des 18. Jahrhunderts im Spiegel von Bücherverzeichnis und Katalog: Traditionen, Gebrauchsformen, Funktionen*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 34/1/2, 2009, S. 83–99; Bärbel Raschke: *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach – Buchbesitz, Lektüre und Geselligkeit*, in: *Der »Musenhof« Anna Amalias. Geselligkeit, Mäzenatentum und Kunstliebhaberei im klassischen Weimar*, hg. von Joachim Berger, Köln, Weimar und Wien 2001, S. 81–105; Cornelia Niekus Moore: *Der Bücherschatz der Elisabeth Juliane von Braunschweig-Wolfenbüttel (1634–1704) als Beispiel einer Frauenbibliothek des 17. Jahrhunderts*, in: *Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit*, hg. von Jill Bepler und Helga Meise, Wiesbaden 2010, S. 261–282.
- 7 Siehe dazu etwa: Susie West: *Rare Books and Rare Women. Gender and Private Libraries 1660–1830*, in: *Gendering Library History*, hg. von Evelyn Kerlake und Nickianne Moody, Liverpool 2000, S. 179–195, hier besonders S. 180. Zum Begriff der »Überlieferungs-Chance« vgl. Arnold Esch: *Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers*, in: *Historische Zeitschrift* 240, 1985, S. 529–570, hier S. 540.

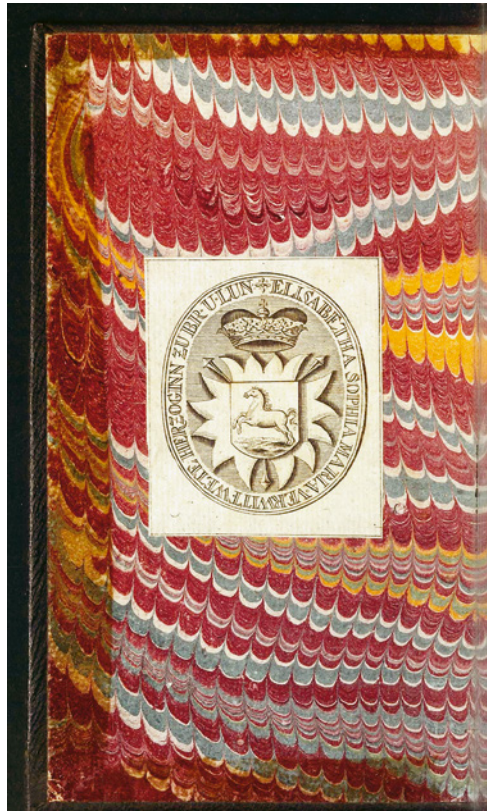


Abb. 1: Exlibris von Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1683–1767), 1754, © Herzog August Bibliothek.

So finden sich in vielen Altbestandsbibliotheken in Deutschland zahlreiche Hinweise auf den Buchbesitz von Frauen, allen voran Fürstinnen, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert lebten. Tatsächlich war privater Buchbesitz im achtzehnten Jahrhundert bei Fürstinnen wohl eher die Norm als eine Ausnahme.

2 Fürstinnenbibliotheken

Bisher wurde im Kontext des MWW-Projekts »Weltwissen. Das kosmopolitische Sammlungsinteresse des frühneuzeitlichen Adels« eine hohe zweistellige Zahl an Fürstinnenbibliotheken des Betrachtungszeitraums identi-

ziert,⁸ wobei davon auszugehen ist, dass die eigentliche Zahl der ursprünglich existierenden Bibliotheken signifikant höher war. Viele Bücher, die Teil dieser Sammlungen waren, finden sich heute in öffentlichen Institutionen in Deutschland und verraten uns etwas über ihre Vorbesitzerinnen. Die Bände kamen entweder als geschlossener Bestand an die Bibliotheken oder sind im Laufe ihrer Objektbiographien durch Erwerbung dort gelandet.⁹ Jenseits der Schriftquellen zu den Sammlungen sind also die Bücher selbst als materielle Objekte wichtige Zeugnisse für die Existenz der Fürstinnenbibliotheken. Sie verraten ihre Herkunft in vielen Fällen durch Exlibris oder Supralibros; die meisten Fürstinnen markierten konsequent ihren Buchbesitz auf die eine oder andere Weise. Typische Bestandteile der Besitznachweise sind Monogramme, Wappenelemente oder Rangkronen. Die Exlibris sind in der Regel auf den Einbandspiegel geklebt, die Supralibros, meist in goldener Farbe, in den Einband geprägt. Andere Hinweise auf Provenienzen sind etwa typische Einbandgestaltungen, das Vorhandensein von Altsignaturen, (weitere) handschriftliche Besitzeinträge oder Notizen.

Der Prozess der Aneignung spielte offenbar eine wichtige Rolle: Die Fürstinnen versicherten sich so ihres privaten Besitzes; die Bücher waren schließlich auch Teil ihrer eigenen Identitätskonstruktion innerhalb der Familie und des Hofes.¹⁰ Fürstinnenbibliotheken waren, im Gegensatz zu den aus den fürstlichen Kammern finanzierten ›Hofbibliotheken‹, Privatbibliotheken. Die Finanzierung aus der Privatschatulle der jeweiligen Fürstin gab ihr die Hoheit, über Inhalte und Ausstattung der Bücher sowie die Gestaltung und Zugänglichkeit der Bibliotheksräumlichkeiten zu entscheiden.¹¹ Zudem waren die Bibliotheken oft ein elementarer Bestandteil der Selbstdarstellung und dienten auch der politischen Repräsentation. So führte etwa Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel ihre Gäste durch ihre Büchersammlung, wie das von ihr geführte Gästebuch dokumentiert.¹² Und sie ließ sich

8 Eine wichtige Grundlage für die Erforschung der Fürstinnenbibliotheken ist Dagmar Jank: *Bibliotheken von Frauen*. Ein Lexikon, Wiesbaden 2019.

9 Zum Konzept der ›Biographie‹ eines Buches vgl. Ulrike Gleixner u.a.: Einleitung, in: *Biographien des Buches*, hg. von dens., Göttingen 2017, S. 11–19.

10 Werner Arnold: *Identität durch Bücher. Fürstenbibliotheken in der Frühen Neuzeit*, in: *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 36/2, 2011, S. 91–108.

11 Einleitend dazu: Gabriele Ball: *Privatbibliotheken*. Einführung, in: *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*, hg. von Ulrich Johannes Schneider, Berlin 2008, S. 191–194.

12 Siehe das Stammbuch der Herzogin Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig (Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 125.25a, Extrav, auch online: <https://diglib.hab.de/mss/125-25a-extrav/start.htm> (Zugriff: 6. Januar 2023)).

selbst und ihre Bibliothek im Titelkupfer des gedruckten Bibliothekskatalogs ihrer Bibelsammlung abbilden.¹³

Die Bibliotheken sind zusätzlich oft durch historische Inventare und Kataloge überliefert, in manchen Fällen gibt es weitere Quellen, wie etwa Lesetagebücher, Erwerbungsprotokolle und Testamente.¹⁴ Die Auswertung der noch vorhandenen Buchbestände, ihre Ergänzung durch weitere Schriftquellen wie Inventare und Kataloge sowie schließlich die Rekonstruktion der Bibliotheken verspricht erstmals einen repräsentativen Querschnitt des Buchbesitzes fürstlicher Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Für diesen Zeitraum konnten bisher neun Fürstinnenbibliotheken identifiziert werden, die fast vollständig überliefert sind und zu denen es zusätzliches zeitgenössisches Quellenmaterial gibt. Dabei handelt es sich um die Bibliotheken von Wilhelmine Friederike Sophie, Markgräfin von Bayreuth (1709–1758), Pauline Christine Wilhelmine, Fürstin zur Lippe (1769–1820), Charlotte Amalie, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg (1751–1827), Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg (1710–1767), Charlotte Auguste Mathilde, Königin von Württemberg (1766–1828), Magdalena Sibylla, Herzogin von Württemberg (1652–1712), Philippine Charlotte, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg (1716–1801), Elisabeth Sophie Marie, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg und Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807).

Der Zugang über die Provenienz ermöglicht es uns also, historische Sammlungen inhaltlich zu rekonstruieren und darüber hinaus die erhaltenen Bücher als Zeugnisse der Wissenspraktiken der Fürstinnen zu untersuchen. Die Bücher werden damit zu wichtigen materiellen Spuren für das Handeln einer Gruppe, die in den Quellen sonst meist nur am Rand auftaucht. Sie geben Einblick in die intellektuelle Welt von Frauen, in ihre Interessen und ihre fortgesetzte Bildung. Nicht selten waren die Bibliotheken auch Ausgangsbasis für die eigene Schreibtätigkeit. So stellt Jill Bepler etwa fest: »The act of reading

13 Georg Ludolph Otto Knoch: *Bibliotheca Biblica Das ist Verzeichnis Der Bibel-Sammlvng Welche Die Dvrchlavchtigste Fürstinn Vnd Frav Frav Elisabeth Sophia Maria Erst Verwittwete Herzogin Zv Bravnschweig Vnd Lüneburg [...]*, Braunschweig 1752.

14 Vgl. dazu Erdmann Weyrauch: *Nachlaßverzeichnisse als Quellen der Bibliotheksgeschichte*, in: *Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen der frühen Neuzeit*, hg. von Reinhard Wittmann, Wiesbaden 1984, S. 299–312; Jill Bepler: *Die Lektüre der Fürstin. Die Rolle von Inventaren für die Erforschung von Fürstinnenbibliotheken in der Frühen Neuzeit*, in: *Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit*, hg. von ders. und Helga Meise, Wiesbaden 2010, S. 201–227.

was intricately linked with that of writing – excerpting, paraphrasing and translating«. ¹⁵ Die Sammlungs-, Lese- und Schreibtätigkeit scheint jedenfalls bei vielen Fürstinnen selbstverständlicher Teil des Alltags gewesen zu sein. Dies sieht man auf hervorragende Art und Weise an den an der Herzog August Bibliothek in den letzten Jahren untersuchten Fürstinnenbibliotheken. Ulrike Gleixner etwa arbeitete anhand einer Vielzahl mit dem Wolfenbütteler Hof verbundener fürstlicher Frauen und ihrer Bibliotheken vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert heraus, wie das Büchersammeln Teil einer »lebenslangen Bildungspraxis« war, die oft eine wirkungsvolle Alternative zu einem »regelhaften Erwerb höherer Bildung« war, von dem Frauen ausgeschlossen waren. ¹⁶ Das lebenslange Lernen war für die Fürstinnen elementarer Teil ihrer Funktion: Sie sicherten sich damit eine Teilhabe am gesellschaftlichen und gelehrten Diskurs. Auf diese Weise wurden die Frauen zu politischen Akteurinnen, eine Rolle, die heute noch zu oft unterschätzt wird. Die Bibliotheken gaben den Fürstinnen die Gelegenheit, während ihrer Freizeit und jenseits repräsentativer Verpflichtungen eigenen Interessen nachzugehen. Da die Bibliotheken in den meisten Fällen in den Appartements der Fürstinnen untergebracht waren, konnte dies zudem in relativer Privatheit geschehen. ¹⁷

Über die Wissenspraktiken der Fürstinnen hinaus geben die Bücher noch weitere Einblicke in die Lebenswelten der Frauen. Jill Bepler hat in ihren Forschungen zu Fürstinnen des achtzehnten Jahrhunderts festgestellt, wie sehr das Büchersammeln dynastische Tradition und Teil der Inszenierung der

- 15 Jill Bepler: *Women's Books and Dynastic Networks in Early Modern Germany. Female Practices of Collecting and Bequeathing*, in: *Der Hof. Ort kulturellen Handelns von Frauen in der Frühen Neuzeit*, hg. von Susanne Rode-Breymann und Antje Tumat, Wien, Köln und Weimar 2013, S. 295–313, hier S. 297.
- 16 Ulrike Gleixner: *Die lesende Fürstin: Büchersammlungen als lebenslange Bildungspraxis*, in: *Vormoderne Bildungsgänge. Selbst- und Fremdbeschreibung in der Frühen Neuzeit*, hg. von Juliana Jacobi, Jean Luc Le Cam und Hans-Ulrich Musoll, Köln, Weimar und Wien 2010, S. 207–224, hier S. 207.
- 17 Vgl. Joëlle Weis: »Fait à mes heures de loisir«: *Women's private libraries as spaces of learning and knowledge production*, in: *Women's Private Practices of Knowledge Production in Early Modern Europe*, hg. von Natacha Klein Käfer und Natália da Silva Perez, Cham 2024, S. 105–128; Sabine Koloch: *Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit*, Berlin 2011; Corina Bastian: *Verhandeln in Briefen. Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts*, Köln, Weimar und Wien, 2013; Melanie Greinert: *Zwischen Unterordnung und Selbstbehauptung. Handlungsspielräume Gottorfer Fürstinnen (1564–1721)*, Kiel 2018.

Fürstinnen, vor allem in Bezug auf weibliche Frömmigkeit, war.¹⁸ Darüber hinaus tragen die Bücher, die als Privatbesitz galten und als solcher frei vererbt werden konnten, zum Teil Spuren dynastischer und familiärer Verbindungen.¹⁹ Provenienzen, zum Beispiel aus den jeweiligen Familien der Fürstinnen, waren so wichtig für die Bedeutung der jeweiligen Bücher, dass sie selbst in Katalogen aufgeführt oder als Ankaufsargument verwendet wurden. So ergänzte Georg Ludolph Otto Knoch (1705–1783), der Bibliothekar Elisabeth Sophie Maries, die bibliographischen Angaben zu einer Wittenberger Bibel aus dem Jahr 1584 um den Zusatz:

Diese in schwarz Cord. Verguld. Und mit Silber beschlagene Bibel ist durch und durch herrlich illuminiert, und hat selbige der Durchlauchtigsten Stifterin, in Gott ruhender Herr Vater, weyl. Hertzog Rudolph Friederich von Holstein-Norburg, gebraucht.²⁰

Die Bücher dienten zudem zur Herstellung sozialer Beziehungen, sei es beim Ausleihen, Schenken, Tauschen oder auch im Falle von Widmungen. Durch die Bücher wurden gegenseitige Verbindlichkeiten, auch über den engefassenen Raum des eigenen Familienverbands und der eigenen sozialen Schicht hinaus, geschaffen.²¹ Elisabeth Sophie Marie stand etwa in brieflichem Kontakt mit dem Hamburger Senior und Bibelsammler Johann Melchior Goeze (1717–1786), dem sie mitteilen ließ:

daß sie aus meinen Schriften viele Erbauung geschöpft, sonderlich aus den täglichen Todesbetrachtungen, als welche Sie bereits sieben und dreißig mahle, durchgelesen hätten. Als ich darauf meine unterthänigste Danksagung an die Durchlauchtigste Herzogin, schriftlich abstattete, genos ich das grosse Vergnügen einer höchstehändigen Antwort, gewürdigt zu werden.²²

18 Vgl. etwa Wolfgang Undorf: Religiöse Bücher in Frauenhand. Darstellung und Selbstdarstellung, in: *Einbandforschung* 23, 2008, S. 41–47; Jill Bepler: Making Books Matter. Dynastic Women and the Material Culture of Book Objects in Early Modern Germany, in: *Biographien des Buches*, hg. von Ulrike Gleixner u.a., Göttingen 2017, S. 250–274.

19 Bepler: *Women's Books* (Anm. 15).

20 Knoch: *Bibliotheca Biblica* (Anm. 13), S. 116, Eintrag Nr. 186.

21 Bepler: *Women's Books* (Anm. 15), S. 305–313; Bepler: *Making Books Matter* (Anm. 18), S. 254.

22 Johann Melchior Goeze: *Die Wichtigsten Abschnitte der Lehre vom Tode*, Breslau und Leipzig 1749. Exemplar mit der Provenienz Elisabeth Sophie Maries (HAB, M: Th 1017).

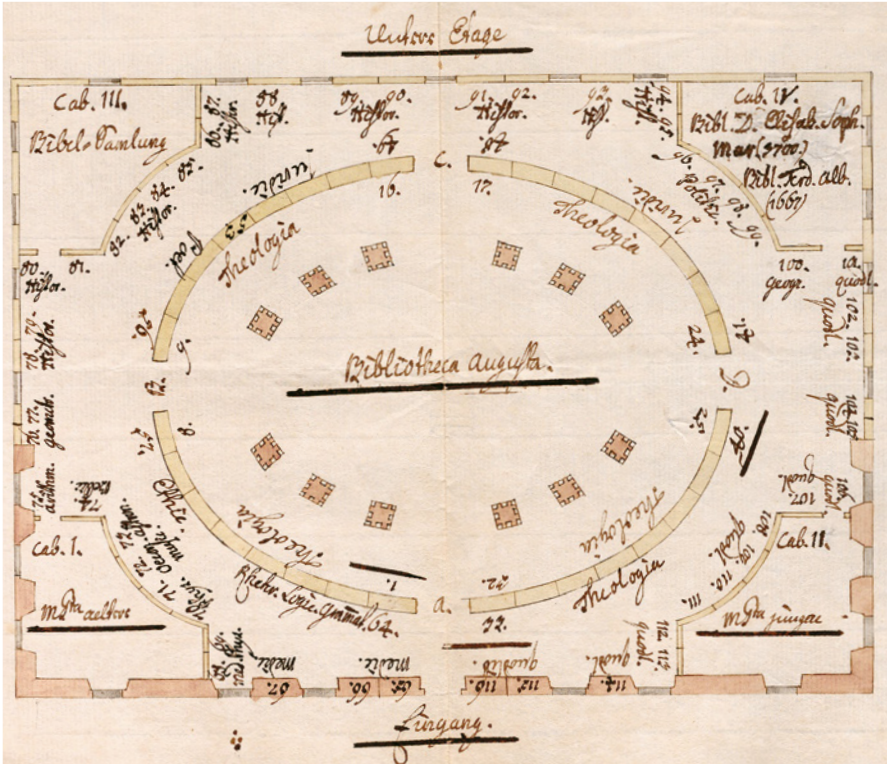


Abb. 2: Grundriss (Detail) der unteren Etage der fürstlichen Bibliothek Wolfenbüttel mit Aufbewahrungsorten der Bibelsammlung und Bibliothek Elisabeth Sophie Maries von Braunschweig-Lüneburg, circa 1768, © Niedersächsisches Landesarchiv, Wolfenbüttel, VI Hs 15 Nr. 128, Fol. 32 r.

Neben dem Antwortschreiben sandte die Herzogin Goeze auch ein für seine Arbeit relevantes Manuskript aus ihrem Besitz, was der Theologe wiederum dankbar in seiner Publikation vermerkte.²³

Bücher waren für die von Bepler untersuchten Frauen persönliche und politische Statements, die familiäre und dynastische Netzwerke formen und zusammenhalten konnten.²⁴ An den Bibliotheken von Fürstinnen lassen sich

23 Johann Melchior Goeze (Hg.): Herr Johann Georg Palm, weiland Hauptpastoris zu S. Petri ... in Hamburg Historie der deutschen Bibel-Uebersetzung D. Martini Lutheri von dem Jahr 1517 an bis 1534, Halle 1772, S. 15.

24 Vgl. Bepler: Making Books Matter (Anm. 18). Siehe dazu auch Undorf: Religiöse Bücher in Frauenhand (Anm. 18).

außerdem vielfach auch ihre Vorlieben für bestimmte Autor:innen, literarische Strömungen und religiöse Praktiken erkennen. Philippine Charlottes Bibliothek etwa enthielt viele ins Französische übersetzte Werke antiker Philosophen, allen voran Cicero (106–43 v. Chr.), der mit 25 Bänden im Katalog ihrer Bibliothek vertreten ist und über dessen Ansichten sie leidenschaftlich mit ihrem Bruder, dem späteren Friedrich II. von Preußen (1712–1786), diskutierte.²⁵ Nicht zuletzt sind die Bücher, Inventare und Kataloge heute Zeugen einer bewegten Sammlungsgeschichte der Bibliotheken. Sie zeigen, wie Bestände erworben, klassifiziert, umgeordnet oder ausgesondert werden. Das Beispiel der Bibelsammlung Elisabeth Sophie Maries von Braunschweig-Wolfenbüttel zeigt dies sehr deutlich:²⁶ Sie schenkte ihre wertvolle Sammlung der Wolfenbütteler Bibliothek (heute: Herzog August Bibliothek) zwei Jahre vor ihrem Tod,

jedoch mit der Bedingung, daß solche in ein ápartes Cabinet verwahret, über den Eingang deßselben derro portrait, und unter solches die inscription, ›daß diese Sammlung von Ihnen der Bibliothec zum immerwährenden Andenken verehret worden‹ gesetzt werden solle.²⁷

Dieser Forderung kam man zunächst nach, wie der Bibliotheksgrundriss aus den späten 1760er Jahren zeigt. Die Verantwortlichen wussten offensichtlich um die Bedeutung der Sammlung.

Anlässlich des Neubaus des Bibliotheksgebäudes im neunzehnten Jahrhundert wurde die Sammlung in eine allgemeine Bibelsammlung integriert, was dazu führte, dass Elisabeth Sophie Maries wichtiger Beitrag zu den Beständen zunehmend in Vergessenheit geriet und nur wenig Interesse an der Erforschung der Sammlung bestand. Erst in den letzten Jahren gerieten

25 Siehe Alphabetischer Katalog der Bibliothek der Herzogin Philippine Charlotte (Mitte/2. Hälfte 18. Jh.), Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, BA I, 642, auch online: <https://diglib.hab.de/mss/ba-1-642/start.htm?image=00021> (Zugriff: 4. April 2023); zur inhaltlichen Diskussion vgl. Hans Droysen: Aus den Briefen der Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig 1732–1801, Braunschweig 1916, S. 28–30.

26 Zu Elisabeth Sophie Marie siehe Maria Munding und Heimo Reinitzer: Elisabeth Sophie Marie, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Bd. 11, hg. von Dieter Lohmeyer, Neumünster 2000, S. 91–94; zur Bibelsammlung siehe Werner Arnold: Die Bibelsammlung, in: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, hg. von Paul Raabe, Braunschweig 1978, S. 42–49.

27 Herzog Karl I. an Georg Septimus Andreas von Praun, 26. September 1764 (Herzog August Bibliothek, BA II, 205, Fol. 2).

Elisabeth Sophie Marie und ihre vielfach mit Exlibris versehenen Bücher in den Fokus der Forschung.²⁸

3 Provenienz als Chance

An diesem letzten Beispiel erkennt man, dass die Bücher der Fürstinnen einen Funktions- und Bedeutungswandel erlebten, der parallel zur sozial- und kulturhistorischen Einschätzung des Wirkens der Fürstinnen in Konjunkturen verläuft. Während die Sammlungen von ihren Zeitgenossen in ihrer Bedeutung durchaus anerkannt wurden, sind Frauen oft schon eine Generation später aus dem kulturellen Gedächtnis verschwunden, ihre Büchersammlungen wurden nicht selten aufgelöst und zerstreut.²⁹ Nachfolgende, meist männliche Historiker und Kulturwissenschaftler waren zudem häufig nicht daran interessiert, verbliebenes Material zu sichten. Heute tauchen die Geschichten rund um die Sammlungen auch dank eines neuen Umgangs mit der Kategorie »Provenienz« wieder auf. Die zunehmend systematische Erforschung der Herkunft von Büchern schärft unseren Blick für Details und erlaubt uns eine mikrohistorische Herangehensweise an die Objektbiographien. Auf diese Weise lassen sich neue, übergreifende Forschungsfragen entwickeln, die auch bisher eher vernachlässigten Akteur:innen mehr Platz einräumen.

Das Beispiel frühneuzeitlicher Fürstinnenbibliotheken zeigt eindrücklich, wie die Berücksichtigung von Provenienzen in der Bibliotheks- und Buchforschung zu einer Bandbreite an neuen Forschungsergebnissen führen kann. In unserem konkreten Beispiel ermöglicht die Kategorie der Provenienz den Buchbesitz von Fürstinnen für das achtzehnte Jahrhundert als Norm, nicht als Ausnahme zu identifizieren und ihre Sammlungstätigkeit als integralen Bestandteil der Kulturgeschichte anzusehen.

28 Vgl. dazu etwa Ulrike Gleixner: Lutherbildnisse im Dienst fürstlicher Selbstdarstellung, in: *Luthermania. Ansichten einer Kultfigur*, hg. von Hole Rössler, Wiesbaden 2017, S. 306–309. Ausführliche Forschung zur Sammlung und der Sammlerin findet im Rahmen des bereits genannten Projekts »Weltwissen« im Forschungsverbund MWW statt. Ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Anschlussprojekt der Herzog August Bibliothek und des Trier Center for Digital Humanities wird dagegen Fürstinnenbibliotheken des gesamten deutschsprachigen Raumes unter den oben dargelegten Fragestellungen in den Blick nehmen.

29 Bepler: *Women's Books* (Anm. 15), S. 313.

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Goethes (1749–1832) materielle Hinterlassenschaften sind ein besonderer Fall unter den Dichternachlässen. Zum einen sind sie besonders umfangreich, was durch seine jahrzehntelange Anwesenheit an einem Ort – Weimar – begünstigt wurde, seit 1792 in ein und demselben Haus, dem jetzigen Goethe-Nationalmuseum am Weimarer Frauenplan. Neben Handschriften, einer Bibliothek und Möbeln umfasst Goethes Nachlass große Kunst- und Naturaliensammlungen, Münzen, antike und neuzeitliche Gemmen und vieles mehr. Bemerkenswert ist aber auch der frühe, bewusste Umgang mit diesem Nachlass, für den Goethe im Alter umfangreiche und detaillierte Vorsorge traf. 1822 ließ er seine Handschriften durch den jungen Bibliothekar Friedrich Theodor David Kräuter (1790–1856) ordnen und informierte die Öffentlichkeit darüber in einem Aufsatz, den er in seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* publizierte.¹ Dieser Aufsatz ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Zum einen gilt er als eines der frühesten Beispiele für ein prononciertes dichterisches »Nachlassbewusstsein« – die bewusste Gestaltung der persönlichen Überlieferung, insbesondere auf die Papiere einer Person bezogen –, dessen Entstehung Kai Sina und Carlos Spoerhase im neunzehnten Jahrhundert verorten. Goethes Aufsatz *Archiv des Dichters und Schriftstellers* (1823) gilt ihnen sogar als »zentrales Gründungsdokument des modernen Schriftstellernachlasses«.² Insofern gab Goethes Umgang mit seinem Nachlass Impulse bis hin zu Wilhelm Diltheys (1833–1911) einflussreichem Aufsatz *Archive für Literatur* (1889), in dem dieser die Einrichtung staatlicher Archive für literarische Nachlässe fordern konnte.³ Zum anderen übertrug Goethe hier erstmals den Begriff des Ar-

1 Johann Wolfgang Goethe: Entstehung der biographischen Annalen, in: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 14, hg. von Karl Richter u.a., München 2006, S. 572–576, hier S. 573–575. Dieser Abschnitt zu Goethes Handschriftenarchiv ist auch unter dem Titel »Archiv des Dichters und Schriftstellers« bekannt.

2 Vgl. Kai Sina und Carlos Spoerhase: Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung; in: Zeitschrift für Germanistik 23/3, 2013, S. 607–623, hier S. 610. Vgl. zuletzt auch dies. und Kurt Beals: Goethe's Archive of the Poet and Writer, in: Publications of the Modern Language Association of America 138/1, 2023, S. 98–101.

3 Vgl. Wilhelm Dilthey: Archive für Literatur (1889), in: Gesammelte Schriften. Bd. 15, hg. von Ulrich Herrmann. 3. Aufl., Stuttgart 1991, S. 1–16.

chivs, der bis dahin staatlichen und dynastischen Akteur:innen vorbehalten war, auf einen privaten schriftstellerischen Nachlass. Damit prägte er den heutigen Gebrauch des Begriffes »Literaturarchiv« wesentlich mit.⁴

Nach dem Tod seines Sohnes August auf einer Romreise setzte Goethe im Januar 1831 ein Testament auf, in dem er seine drei Enkel Walther Wolfgang (1818–1885), Wolfgang Maximilian (1820–1883) und Alma von Goethe (1827–1844) zu Universalerb:innen einsetzte. Zugleich verfügte er, dass Kräuter seine Bibliothek, seine Handschriften sowie seine Kunst- und Naturaliensammlungen gemeinsam verwalten sollte, und zwar nach dem Vorbild von dessen Arbeit in der großherzoglichen Bibliothek.⁵ Die Sammlungen – ohne Bibliothek und Handschriften – sollten mittelfristig verkauft werden, möglichst an eine Weimarer Institution. Diese Verfügung stieß jedoch auf den heftigen Widerstand der Familie, die schon früh jegliche Initiative abzublocken suchte, die zum Verkauf der Sammlungen gemeinsam mit dem Wohnhaus geführt hätte. Am folgenreichsten war hier eine Denkschrift des Dichters Melchior Meyr (1810–1871), der 1841 forderte, das Goethehaus durch eine öffentliche Institution zu erwerben und in ein »Denkmal von der ganzen deutschen Nation«⁶ umzuwandeln. Der Deutsche Bund machte sich diese Forderung unter Führung von Preußen und Österreich zu eigen und trat mit den Enkeln (Alma von Goethe war bereits gestorben) in jahrelange Verhandlungen, die jedoch letztlich an deren Unwillen und überzogenen Forderungen scheiterten.⁷ Auch keine der noch folgenden Initiativen hatte Erfolg. Kräuter wurde schließlich 1845 entlassen und seine Aufgaben an Johann Christian Schuchardt (1799–1870) delegiert, ebenfalls ein früherer Mitarbeiter Goethes, der schon zu Lebzeiten dessen Kunstsammlungen betreut hatte. Nach dem Tod seines Bruders Wolfgang Maximilian 1883 entschied sich Walther von Goethe als letzter lebender Enkel, den Besitz der Familie dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach beziehungsweise der Großherzogin Sophie

4 Vgl. Willy Flach: *Goethes literarisches Archiv* (1956), in: ders.: *Beiträge zum Archivwesen, zur thüringischen Landesgeschichte und zur Goetheforschung*, hg. von Volker Wahl, Weimar 2003, S. 336–358, hier S. 337.

5 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: [Testament vom 6. Januar 1831], in: ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens* (Anm. 1), S. 341–346, hier S. 342.

6 Melchior Meyr: *Das Göthe'sche Haus in Weimar, mit den Sammlungen Göthe's als Deutsches Museum* (1841), in: *Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Dokumente*, Bd. 1, hg. von Paul Kahl und Hendrik Kalvelage, Göttingen 2015, S. 141–142, hier S. 141.

7 Zum Verlauf der Verhandlungen vgl. Paul Kahl: *Die Erfindung des Dichterhauses. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Eine Kulturgeschichte*, Göttingen 2015, S. 55–103.

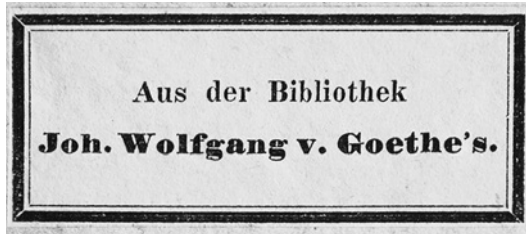


Abb. 1: Walther von Goethe (Entwurf): Exlibris für die Bücher Johann Wolfgang Goethes, um 1849 (Typ 1), in: Kaspar Friedrich Renner: *Hennynk de Han*, Bremen 1732 (Ruppert 801), vorderer Spiegel, © Klassik Stiftung Weimar (Photo: Susanne Marschall).

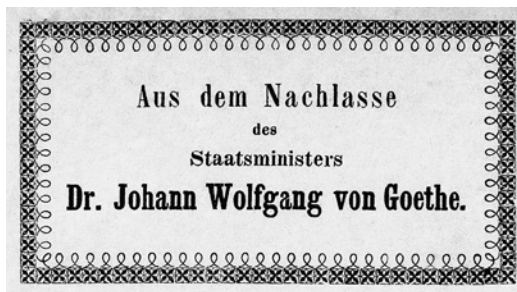


Abb. 2: Wolfgang Maximilian von Goethe (Entwurf): Exlibris für die Bücher Johann Wolfgang Goethes, um 1849 (Typ 2), in: Johann Jacob Volkmann: *Historisch-kritische Nachrichten von Italien*, Bd. 1, Leipzig 1770 (Ruppert 2184 (1)), vorderer Spiegel, © Digitale Sammlungen der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar.

(1824–1897), Gattin des regierenden Fürsten Carl Alexander (1818–1901), zu vermachen. Das Großherzogtum erhielt das Haus samt materiellem Besitz, die Großherzogin, die als niederländische Prinzessin über beträchtliche finanzielle Mittel verfügte, die Handschriften – unter der Maßgabe, dass sie ein eigenes Archiv dafür gründen sollte.⁸ Die resultierenden Einrichtungen, das 1886 eröffnete Goethe-Nationalmuseum und das seit 1896 über der Stadt gelegene Goethe- und Schiller-Archiv, sind die Grundsteine der Weimarer Kulturgedenkstätten, die heute unter dem Namen Klassik Stiftung Weimar firmieren.

8 Vgl. Walther von Goethe: Testament, Weimar, 24. September 1883, in: Kahl und Kalvelage (Hg.): *Das Goethe-Nationalmuseum*, Bd. 1, (Anm. 6), S. 694–696.

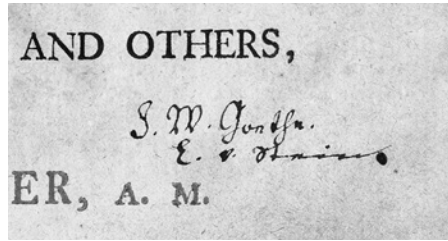


Abb. 3: Namenseinträge von Goethe und Charlotte von Stein (1742–1827), in: Christian Ludovici: *A Dictionary English, German and French*, Leipzig 1763 (Ruppert 645), Titelseite, © Digitale Sammlungen der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Klassik Stiftung Weimar.



Abb. 4: Goethes Monogramm »JWG«, in: *Eisenachische Stadt-Ordnung*, Eisenach 1813 (Ruppert 3902), Titelseite (Detail), © Klassik Stiftung Weimar (Photo: Susanne Marschall).

Goethes Bibliothek war nicht nur sein wichtigstes Arbeitswerkzeug, sondern auch zentraler Teil des Nachlasses.⁹ Über 5.400 Titel sind in 7.250 Bänden überliefert, etwa 90 Prozent der bei seinem Tod vorhandenen Menge. Sie sind traditionell im Bibliotheksraum am Frauenplan aufgestellt, ein kleiner Teil auch im benachbarten Arbeitszimmer; bis zu einer geplanten Sanierung des Goethehauses sind sie derzeit in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek untergebracht. Die Bibliothek ist sowohl in einem gedruckten Katalog¹⁰ als auch in der elektronischen *Goethe Bibliothek Online* erschlossen,¹¹ die von der Weimarer Herzogin Anna Amalia Bibliothek betreut wird.

9 Ausführlich zu Geschichte und Profil des Bestandes vgl. Stefan Höppner: *Goethes Bibliothek. Eine Sammlung und ihre Geschichte*, Frankfurt am Main 2022.

10 Vgl. Hans Ruppert: *Goethes Bibliothek. Katalog*, Weimar 1958. Bereits seit 1888 hatte es verschiedene Versuche gegeben, einen solchen Katalog zu erstellen und zu publizieren. Sie scheiterten allerdings an unterschiedlichen Faktoren; vgl. Höppner: *Goethes Bibliothek* (Anm. 9), passim.

11 Vgl. *Goethe Bibliothek Online*, Weimar 2016–2024, online: <https://opac.lbs-weimar.gbv.de/DB=2.5/> (Zugriff: 2. November 2022). Vgl. auch Stefan Höppner und Ulrike

Goethe war nicht bibliophil, es handelte sich im Kern um eine Arbeitsbibliothek. Allerdings gehen mindestens 40 Prozent der Bücher auf Einsendungen anderer zurück, darunter auch die meisten Pracht- und Schmuckeinbände. Goethe selbst erwarb seine Bücher meist im lokalen Buchhandel, später auch bei entfernteren Buchhandlungen in Paris, London und Straßburg, aber auch in Leipzig, Mannheim oder Frankfurt. Mit weiteren Bänden versorgte ihn Johann Friedrich Cotta (1764–1832), der seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Goethes hauptsächlicher Verleger war. Und schließlich waren für Goethe – wie damals üblich – Auktionen eine wichtige Quelle für den Erwerb gebrauchter Bücher.¹²

Zugleich wurde die Büchersammlung als Familienbibliothek benutzt, und Bücher wechselten innerhalb der Familie ihre Besitzer:innen, so dass sich Provenienzmerkmale von Goethes Großeltern bis zu seinen Enkeln finden; eine niedrige dreistellige Zahl stammt noch aus der Frankfurter Bibliothek von Goethes Vater Johann Caspar (1710–1782).¹³ Die ältesten Bände stammen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, etwa drei Viertel der heute vorhandenen Bücher sind erst nach 1800 erschienen. Dies ist jedoch das künstlich stillgestellte Bild einer Nachlassbibliothek. Hunderte von Bänden, die Goethe zu Lebzeiten bekam, wurden wieder ausgesondert, verschenkt, für Auktionen gespendet, verliehen und nicht wieder zurückgegeben. Zwei Inventare von 1788/89 waren lange Zeit die einzigen Schriftstücke, die Goethes Buchbesitz verzeichneten;¹⁴ für einen langen Zeitraum danach gibt es keinen systematischen Überblick. Erst ab etwa 1817 beschäftigte Goethe mit Kräutern einen eigenen Bibliothekar. Kräuter legte ab 1822 einen handschriftlichen *Catalogus Bibliothecae Goethianae* an, in dem jedoch eine große Zahl kleinerer Drucke nicht aufgelistet ist; dies ist die wichtigste goethezeitliche Quelle zum Bestand der Bibliothek.¹⁵ Umgekehrt finden sich im *Catalogus*

Trenkmann: Goethe Bibliothek Online. Ein digitaler Katalog, in: Goethe-Jahrbuch 134, 2017, S. 237–252.

- 12 Zum Begriff des »gebrauchten Buches« vgl. Daniel Bellingradt: Das gebrauchte Buch, in: Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde NF 27, 2021, S. 11–30.
- 13 Vgl. bereits Hellmuth von Maltzahn: Bücher aus dem Besitz des Vaters in Goethes Weimarer Bibliothek, in: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts 1927, S. 363–382.
- 14 Vgl. Verzeichnis derjenigen Bücher welche sich in der Bibliothek Ihro des Herrn Geheimden Rath von Goethe Hochwohlgeb. vorfinden (1788) (Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 35/N 67); Verzeichnis über Bücher Goethes [circa 1788/89], (GSA 35/I,3,1).
- 15 Vgl. Friedrich Theodor David Kräuter und Christian Theodor Musculus: Catalogus Bibliothecae Goethianae (circa 1822–1839) (Goethe-Nationalmuseum Weimar,

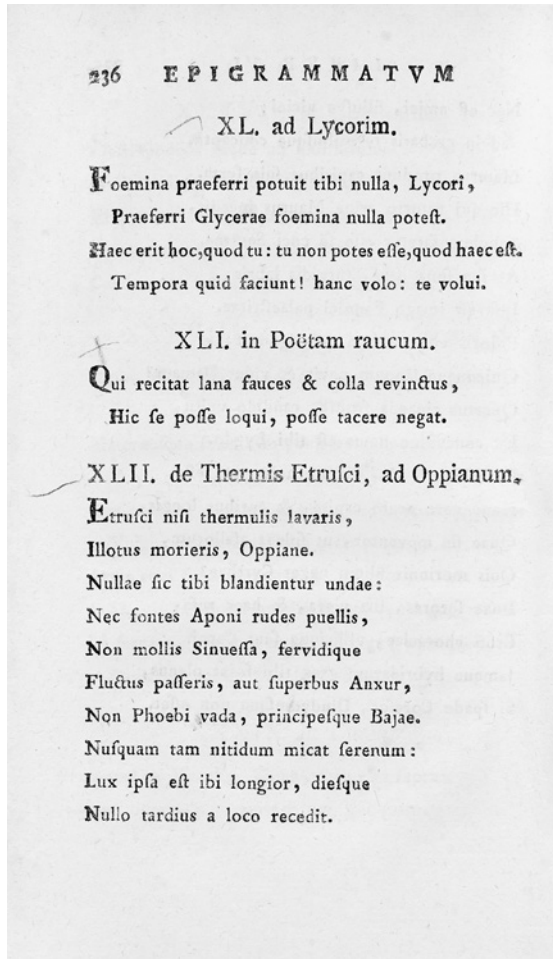


Abb. 5: Lesespuren, vermutlich von Goethes Hand, in Marcus Valerius Martialis:
*M. Valerii Martialis Epigrammatum Libri. Ad Optimos Codices Parisiis Nøperrime
 Recensiti Et Castigati*, Bd. 1, Mannheim 1782 (Ruppert 1409), S. 236,
 © Klassik Stiftung Weimar (Photo: Susanne Marschall).

Hunderte Titel, die heute nicht mehr der Bibliothek angehören; auch sie sind, soweit Zuweisungen möglich waren, in der *Goethe Bibliothek Online* aufgeführt. Zudem führten Kräuter und der Schreiber Johann August Friedrich

ohne Signatur, auch online: https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/image/1199078204/2/LOG_0000/, Zugriff: 9. Juni 2023).

John (1794–1832) von 1821 bis 1826 eine Büchervermehrungsliste, in der sie die Einsendungen anderer dokumentierten.¹⁶

In etwa 40 Prozent der Bände findet sich ein Exlibris, das auf Goethes Enkel Walther zurückgeht und 1849 von Kustos Johann Christian Schuchardt (1799–1870) eingeklebt wurde. Die Unvollständigkeit liegt darin begründet, dass wohl schlicht zu wenige Exemplare davon gedruckt wurden. Schuchardts Frage, ob er Nachschub ordern solle,¹⁷ ließ Walther von Goethe anscheinend unbeantwortet. Ebenfalls von 1849 stammt ein zweites Exlibris, das auf den Enkel Wolfgang Maximilian von Goethe zurückgeht, sich aber nur in wenigen Bänden findet.

Möglicherweise existieren weitere Exemplare in seiner Bibliothek, die er der damaligen Jenaer Universitätsbibliothek vererbte, die bei einem Bombenangriff 1945 teilweise zerstört wurde.¹⁸ Handschriftliche Namenseinträge und das Monogramm »JWG« kommen dagegen äußerst selten vor, nur in etwa 0,1 Prozent der überlieferten Bände.

Im Umkehrschluss dürften auf dem Antiquariatsmarkt Bände zirkulieren, denen man Goethes Vorbesitz mangels Provenienzmerkmalen nicht ansieht. Fälschungen kommen vor. Vorsicht ist insbesondere geboten, wenn ins Buch eine – authentische oder gefälschte – Goethe-Unterschrift auf separatem Papier eingeklebt ist.

Die Bücher zeugen außerdem von Goethes sozialen Netzwerken; einige hundert Bände enthalten persönliche Widmungen an Goethe. Nach Eröffnung des Goethe-Nationalmuseums wurde die Sammlung durch Ankäufe und Schenkungen angereichert. Dabei handelt es sich um Bände aus Goethes Besitz oder dem seiner Familie, die der Dichter verschenkt hatte, die aus einem Teilverkauf von Wolfgang Maximilian von Goethes Bibliothek durch die Jenaer Universitätsbibliothek stammten oder die Sammlung auf ungeklärten Wegen verlassen hatten. In einem Fall wurde sogar eine Gesetzsammlung hinzugefügt, die zwar Goethes Großvater Johann Wolfgang

16 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Goethes Werke, hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. III/8, Weimar 1896, S. 309–325 (1821–1822); Bd. III/9, Weimar 1897, S. 323–340 (1823–1824); Bd. III/10, Weimar 1899, S. 295–303 (1825–1826). Vgl. auch Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 8.1, hg. Wolfgang Albrecht, Stuttgart und Weimar 2015, S. 3–11 (1821), S. 149–157 (1822).

17 Vgl. Johann Christian Schuchardt an Walther von Goethe, 12. Mai 1849 (GSA 37/XXVIII, 4, 6, Bl. 8 recto).

18 Zu diesem Bestand vgl. Felicitas Marwinski: Thüringen – Jena – Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek. Goethe-Bibliothek, in: Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland. Bd. 20, hg. von Friedhilde Krause, Hildesheim, Zürich und New York 1999, S. 137–138.

Textor (1693–1771) gehört hatte, aber über einen anderen Zweig der Familie vererbt worden war.¹⁹

Dazu kommt eine hohe zweistellige Zahl von Büchern, bei denen bereits der Druck Goethe gewidmet ist, darunter prominente Beispiele wie Alexander von Humboldts (1769–1859) *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen* (1807).²⁰ Lese- und Schreibspuren Goethes kommen dagegen eher selten vor. Goethe fertigte Lesenotizen und Exzerpte gewöhnlich auf separaten Blättern an.²¹ Intensivere Durcharbeitungen und zusammenhängende Textpassagen finden sich vor allem in Bänden, die Goethe nutzte, wenn ihm kein Arbeitsplatz zur Verfügung stand. So in einem Schreibkalender, in dem er während einer Kutschfahrt Entwürfe zur so genannten *Marienbader Elegie* notierte²² oder in einem Band des französischen Physikers und Revolutionärs Jean Paul Marat (1743–1793) zur Farbenlehre, die er 1793 bei der Belagerung von Mainz im Feldlager durcharbeitete.²³ Typische Lesespuren in den Bänden der Bibliothek sind kurze senkrechte und waagerechte Bleistiftstriche sowie -kreuze, mit denen oft nur eine oder zwei Zeilen herausgehoben sind.

- 19 Vgl. Corpus Juris Civilis Romani. In quatuor Partes distinctum, Dionysio Gothofredo, JC. Auctore, Cum Appendice, Seu Auctario Eorum, Quæ prioribus hujus orniæ editionibus defuerunt, Atque Indicibus Singulari cura revisis aclocupletatis. Singulorum contenta Syllabus Præfationi præmissus monstrabit, hg. von Denis Godefroy, Leipzig und Frankfurt am Main 1705 (Ruppert 2764). Exemplare aus Goethes Bibliothek werden mit ihrer Katalognummer im gedruckten Katalog von Hans Ruppert (Anm. 10) genannt. Diese Katalognummern wurden, soweit möglich, auch in die Goethe Bibliothek Online übernommen, da sie sich in der Goetheforschung bereits als Standard durchgesetzt hatten.
- 20 Vgl. Alexander von Humboldt: Einleitung oder Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer, Tübingen und Paris 1807 (Ruppert 4710), nicht nummerierte Kupfertafel.
- 21 Vgl. Siegfried Scheibe und Dorothea Kuhn: Arbeitsweise, in: Goethe-Handbuch. In vier Bänden. Bd. 4.1, hg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto, Stuttgart und Weimar 1998, S. 73–79.
- 22 Vgl. dazu Cornelia Ortlieb: Das Artefakt der Dichtung. Goethe's Schreib-Calendar 1822, in: Biographien des Buches, hg. von Ulrike Gleixner u.a., Göttingen 2017, S. 228–249. Das Original des Kalenders befindet sich heute im Freien deutschen Hochstift in Frankfurt am Main.
- 23 Vgl. Jean Paul Marat: Herrn Marat, der Arzneigelahrtheit Doktors und Arztes der Leibwache Sr. Hoheit des Grafen von Artois, Entdeckungen über das Licht, übers. von Christian Ehrenfried Weigel, Leipzig 1783 (Ruppert 4811).

Streng genommen ist es nicht zulässig, diese Spuren nur einer einzelnen Person zuzuordnen. Ihre relative Häufigkeit und ihr gelegentliches Auftreten mit kurzen Marginalien in Goethes Handschrift machen es jedoch mehr als wahrscheinlich, dass sie größtenteils von ihm stammen. Goethe brachte seine Lese Spuren vorzugsweise mit dem Bleistift an, im Alter mit Druckbleistiften englischen Fabrikats. Nur gelegentlich nutzte er auch rote und blaue Buntstifte sowie Tinte.²⁴ Der Besitz der Bände durch Goethe verdeckt tendenziell die Vorgeschichte insbesondere der älteren Drucke, in denen sich teils umfangreiche Anstreichungen und Marginalien und Tinte finden. Einzelne Drucke haben prominente Vorbesitzer wie Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Andreas Gryphius (1616–1664) oder den barocken Universalgelehrten Hermann Conring (1606–1681), was jeweils durch Namenseinträge oder handschriftliche Widmungen dokumentiert ist. In der Regel spielte dies weder für Goethe selbst noch für die bisherige Forschung eine große Rolle.

Ein Beispiel ist eine niederländische Übersetzung des französischen Romans *L'Ariane* (1632) von Jean Desmarets de Saint-Sorlin (1595–1676).²⁵ Laut Namenseintrag auf der Titelseite erwarb Gryphius das Buch 1641 in Amsterdam, während seines Studiums im nahen Leiden. Nach dem Tod von dessen Sohn Christian (1649–1706), der sich ebenfalls auf der Titelseite eintrug, wurden die Bücher versteigert. Was für mehr als ein Jahrhundert danach mit dem Buch geschah, ist unbekannt. 1819 sandte der Bonner Bibliothekar Samuel Christian Theodor Bernd (1775–1854) das Buch als Geschenk an Goethe. Statt in seine Autographensammlung, für die das Buch laut Bernd bestimmt war, wurde es jedoch Goethes Bibliothek einverleibt. Kräuters handschriftlicher Katalog listet es schlicht unter dem Autor Desmarets auf, ohne die besonderen Provenienzmerkmale zu vermerken.²⁶ Eine Antwort an Bernd ist nicht überliefert. Von einer Handschrift des Barockdichters Quirinus Kuhlmann (1651–1689), die dieser ebenfalls für Goethes Autographensammlung beifügte, fehlt jede Spur.²⁷

24 Zu Goethes Schreibgewohnheiten vgl. auch Sabine Schimma: Goethe schreibt, in: Lebensfluten – Tatensturm. Die Ausstellung im Goethe-Nationalmuseum, hg. von Wolfgang Holler, Gudrun Püschel und Bettina Werche, Weimar 2012, S. 21–33.

25 Vgl. Jean Desmarets de Saint-Sorlin: *De Onvergelykelyke Ariane. Uyt het Françoyssh*, Übers. Jan Jasz. Schipper, Amsterdam 1641 (Ruppert 1576).

26 Vgl. *Kräuter und Musculus: Catalogus Bibliothecae Goethianae* (Anm. 15), S. 190.

27 Genauer zu diesem Fall vgl. Stefan Höppner: *From Book Manuscript to Autograph and Back? Handwritten Texts in Goethe's Library*, Manuskript 2022, online: https://www.academia.edu/101955727/From_Book_Manuscript_to_Autograph_and_Back_Handwritten_Texts_in_Goethes_Library (Zugriff: 9. Juni 2023).

Als Andenken wurden Bücher aus Goethes Besitz relativ früh gesammelt. Einzelne Fälle sind bekannt, in denen Bücher in solcher Funktion innerhalb von Familien weitergegeben wurden. Zum pekuniär interessanten Objekt wurden sie nach 1850, als Schiller und Goethe zu Nationalautoren stilisiert wurden, die eine kulturelle Einheit Deutschlands trotz der Aufsplitterung in viele Einzelterritorien gewährleisten sollten. Diese Funktion behielten sie nicht nur im Kaiserreich, sondern unter allen deutschen Regierungsformen bis mindestens 1989 bei. Nach der Reichsgründung 1871 bildete sich allerdings eine bildungsbürgerliche Kultur heraus, in der die Lektüre der Weimarer Klassik (oder doch das repräsentative Aufstellen der Bücher) zum guten Ton gehörten. Innerhalb dieses Komplexes bildete sich eine bürgerliche Sammlerkultur, in der man nicht nur Buchausgaben, sondern möglichst auch Objekte aus dem persönlichen Besitz der Weimarer Dioskuren sammelte.²⁸ Der Titel eines Katalogs von 1913, der authentische »Goethe- und Schiller-Reliquien« anbot,²⁹ brachte das auf den Punkt. Auch einzelne Bücher aus Goethes Bibliothek gelangten in den Handel, zum Beispiel aus dem ehemaligen Besitz des Enkels Wolfgang Maximilian. Dieser vererbte seine Bibliothek der damaligen Universitätsbibliothek in Jena, die wiederum das, was aus ihrer Sicht »Dubletten« zur eigenen Sammlung waren, an das Jenaer Antiquariat Strobel verkaufte. Diese etwa 3.000 Bände veräußerte Strobel an das Kieler Antiquariat Lipsius & Tischer,³⁰ das die Bücher 1905 einzeln in den Handel brachte.³¹ Verkauft wurden nicht nur einige Titel, die durch Exlibris oder Namenseintragungen der Verwandtschaft als ehemaliger Besitz Goethes ausgewiesen waren, sondern auch solche mit Provenienzmerkmalen der übrigen Familie sowie derjenigen der befreundeten Familie Schopenhauer, die Wolfgang Maximilian von Goethe geerbt hatte. Einige Bände Goethes aus diesem Konvolut gelangten später wieder in den Handel, nahmen aber unterschied-

28 Vgl. Carsten Rohde: Faust-Sammlungen und das bildungsbürgerliche Zeitalter. Der Sammler Gerhard Stumme im Kontext, in: Faust-Sammlungen. Genealogien, Medien, Musealität, hg. von dems., Frankfurt am Main 2018, S. 87–110.

29 Vgl. Gebrüder Heilbron: Goethe- und Schiller-Reliquien aus dem Nachlasse von Goethes Sekretär Rat Theodor Kräuter, Besitz seines Großneffen Dr. Robert Keil-Weimar. Autogramme, Literatur, insbesondere des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Taschenbücher, Kalender, Noten und Karten, vornehmlich aus der Bibliothek des Edlen von Babo-Vivenot-Wien, Berlin 1913.

30 Für diese Auskunft vom Juni 2022 danke ich Katrin Kurlanda von der Thüringischen Universitäts- und Landesbibliothek in Jena.

31 Vgl. Lipsius & Tischer: Die Bibliothek Maximilian Wolfgang von Goethe's, 2 Bde., Kiel 1905. Die 16 Bände, die dabei dem ehemaligen Besitz Johann Wolfgang Goethes zugewiesen werden, finden sich in Bd. 1, S. 5–7.

liche Wege. Zwei Bände, die heute wieder im Goethe-Nationalmuseum stehen, wurden 1937 als Fluchtgut bei einer Schweizer Auktion erworben;³² eine frühe Edition von Gottfried von Straßburgs (circa 1210 gestorben) *Tristan* kam als Besitz des exilierten Bibliothekars Curt von Faber du Faur (1890–1966) in die Beinecke Library der Yale University;³³ einen weiteren Titel kaufte 2010 die Weimarer Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB) aus einem Berliner Antiquariat an.³⁴ Die Verkaufspreise für einen Band mit authentischen Provenienzmerkmalen Goethes sind sehr hoch – so erwarb die HAAB 2021 ein Exemplar von Goethes Versepos *Hermann und Dorothea* mit einer handschriftlichen Widmung an den Offizier Philipp Ludwig Wilhelm Gauby (um 1792–1847) für einen mittleren fünfstelligen Betrag.³⁵ So gesehen, sind Fälschungen solcher Provenienzmerkmale lukrativ. Dass jedoch die Exlibris von 1849 »oft von Unbefugten benutzt«³⁶ wurden, wie Roland Folter 1975 meinte, lässt sich so nicht belegen.

- 32 Vgl. Anja Heuß und Sebastian Schlegel: »Fluchtgut«. Eine Forschungskontroverse, Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar 2018, S. 203–226, hier S. 204–210.
- 33 Vgl. Gottfried von Straßburg: *Tristan*, Von Meister Gotfrit von Straszburg, mit der Fortsetzung des Meisters Ulrich von Turheim. In zwey Abtheilungen, hg. von Eberhard von Groote, Berlin 1821 (Beinecke Library, Yale University: BEIN Speck Yb G59 821). Vgl. auch Lipsius & Tischer: *Bibliothek Maximilian Wolfgang von Goethe's* (Anm. 31), Bd. 1, S. 6. Der Band trägt Goethes Exlibris (Typ 1). Für den Hinweis auf diesen Fund danke ich Caroline Jessen.
- 34 Vgl. Gaius Suetonius Tranquillus: *Opera*. Editio secunda priori ornatior & limatior, 2 Bde, hg. von Samuel Pitiscus, Leuven 1714–1715 (HAAB Weimar: 19 A 18496 [1–2]).
- 35 Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Hermann und Dorothea*, Stuttgart und Tübingen 1814 (HAAB Weimar: 269267 – A).
- 36 Roland Folter: *Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken*. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge, Stuttgart 1975, S. 69.

Mirko Nottscheid

FRIEDRICH SCHILLER (GEGENSTÄNDLICHER NACHLASS)

1 Zur Provenienzzgeschichte der Nachlässe Schillers und seiner Familie im DLA

Anders als der Nachlass Goethes (1749–1832), der nach seinem Tod nahezu geschlossen in seinen Weimarer Lebens- und Arbeitsstätten überliefert wurde, weisen die Hinterlassenschaften Schillers (1759–1805) und seiner Familie eine vergleichsweise komplexe und wechselvolle Provenienzzgeschichte auf. Dies gilt insbesondere für den gegenständlichen Nachlass – bestehend aus Bildnissen und Erinnerungsstücken aus dem Besitz Schillers, seiner Eltern, Geschwister und nachfolgenden Generationen –, der seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts größtenteils in den Besitz der Marbacher Institutionen gelangte. Die wichtigsten Stationen der Erwerbungs-geschichte, die gut dokumentiert und erforscht ist, seien hier zunächst kurz skizziert.¹

Nach dem Tod von Schillers Witwe Charlotte (1766–1826) wurde das Inventar des ehemaligen Weimarer Wohnhauses, in dem Schiller am 9. Mai 1805 gestorben war, unter seinen Kindern Carl (1793–1857), Ernst (1796–1841), Caroline (1799–1850) und Emilie (1804–1872) verteilt. Zur bedeutendsten Stätte der Nachlasspflege und des Gedenkens an Schiller wurde im Laufe der kommenden Jahrzehnte Schloss Greifenstein ob Bonnland in Unterfranken, wo Schillers Tochter Emilie, die 1828 den späteren bayerischen Kammerherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm (1803–1887) geheiratet hatte, eine umfangreiche Sammlung von Manuskripten, Bildern und Gegenständen aus dem Nachlass ihres Vaters sowie bedeutenden Rezeptionszeugnissen anlegte. Sie bildeten den Grundstock für das private Schillermuseum auf Schloss Grei-

1 Das Folgende nach Michael Davidis: Die Überlieferung von Schillers bildlichem und gegenständlichem Nachlass durch die Familie von Gleichen-Rußwurm, in: ders.: Schiller und die Seinen. Beiträge zur Familien- und Wirkungsgeschichte, Göttingen 2021, S. 147–167. Zur Überlieferung der in Weimar verbliebenen beziehungsweise gesammelten Gegenstände vgl. Christina Težký und Viola Geysersbach: Schillers Wohnhaus in Weimar. Mit Beiträgen von Jürgen Beyer, Jochen Klauß und Susanne Schwabach-Albrecht, München und Wien 1999.

fenstein, das Schillers Urenkel Alexander (1865–1947) nach dem Tod seiner Eltern für angemeldete Besucher:innen zugänglich machte.

Die Marbacher Sammeltätigkeit setzte 1859 ein – im Jahr der ersten Schiller-säkularfeier – als zur Eröffnung des Schiller'schen Geburtshauses als öffentliche Gedenkstätte erstmals mehrere so genannte ›Reliquien‹ – Gegenstände aus Schillers Besitz – von der Familie in die Geburtsstadt gestiftet wurden.² Mit Ausnahme von Schillers literarischem Nachlass, den die Familie 1889 dem Goethe- und Schiller-Archiv stiftete, um »den Schatz an Büchern und Manuskripten allgemein zugänglich zu machen«,³ gelangten anschließend bis Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts alle bedeutenden familiären Hinterlassenschaften nach Marbach. Die Hauptmasse des gegenständlichen Nachlasses wurde in den Jahren 1932 und 1937 – gegen Aussetzung einer Leibrente für Alexander von Gleichen-Rußwurm – erworben. Schon zuvor waren 1890 die bedeutende Sammlung der älteren Familienbildnisse aus dem Besitz der Erb:innen von Schillers Sohn Carl⁴ und ab 1891 sukzessive Gegenstände aus dem Besitz der Nachkommen von Schillers Schwester Louise Franckh (1766–1836) nach Marbach gekommen. Ein letzter größerer Nachtrag, neun Gegenstände umfassend, die Alexanders Witwe Sophie (1867–1952) ihrer Dienerschaft vermacht hatte, kam noch im Herbst 1993 in das Deutsche Literaturarchiv.

Der gegenständliche Marbacher Schillerbestand, zu dem auch ein Teil der aus Familienbesitz stammenden Bildnisse gehört, umfasst heute etwa 450 Einzelpositionen, darunter Schreibgeräte und Petschaften, Haarlocken, Kleidungsstücke, Schmuck, Geschirr und Besteck, Schreibtische und verschiedenes anderes Mobiliar, Karten- und Brettspiele sowie Andenken, Verehrer:innengeschenke und zahlreiche Zeugnisse der frühen Schillerrezeption.

2 ›Schillerkult‹ und Reliquienverehrung

Der Umgang mit diesen Gegenständen war lange Zeit von einer gewissen Ambivalenz geprägt: Als ideeller Kernbestand der Marbacher Institutionen wurden insbesondere solche Objekte, bei denen sich eine persönliche Beziehung zu Schiller selbst herleiten ließ, schnell der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht, zunächst im Geburtshaus, ab 1903 auch im Schiller-Archiv

2 Vgl. Anm. 30.

3 Alexander von Gleichen-Rußwurm: Das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein, in: Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag, hg. vom Schwäbischen Schillerverein, Stuttgart und Berlin 1905, S. 5–14, hier S. 5.

4 Vgl. Anm. 21.

und -Museum – dem späteren Schiller-Nationalmuseum –, und wurden so zu materiellen und ikonographischen Überlieferungsträgern eines gesamtdeutschen ›Schillerkults‹, der seinen ersten Höhepunkt während der national weit ausstrahlenden zweiten Säkularfeier des Jahres 1905 erreichte.⁵ Eine Vielzahl populärer Publikationen von Otto Güntter (1858–1949), dem ersten Direktor der Marbacher Institution, sind zwar typische Zeugnisse eines zeitgenössischen literarischen Enthusiasmus, der auch anderen Dichtergestalten der klassischen Periode – namentlich Goethe, Lessing (1729–1781) und Klopstock (1724–1803) – entgegengebracht wurde.⁶ Sie wirkten aber auch anregend auf die Forschung, wengleich diese sich erst viel später systematisch Fragen der Schiller-Ikonographie⁷ und der materiellen Lebenswelt des Dichters⁸ zuwandte.

Zugleich blieb der Umgang mit den Gegenständen und Bildnissen lange von einer ›kultischen‹ und vielfach unkritischen Verehrung geprägt, die sich auch in einer unzureichenden historisch-kritischen Erschließung des gegenständlichen Nachlasses niederschlug, die bis heute nachwirkt. Allzu leichtfertig wurde bei der Bestimmung und Datierung einzelner Gegenstände unhinterfragt auf überlieferte familiäre Legenden und Zuschreibungen zurückgegriffen.

Das Bedürfnis, die Gegenstände als auratische Repräsentationen⁹ des Dichters und seiner Persönlichkeit zu deuten, schlug sich auch in der musealen Terminologie nieder: Der Begriff der ›Reliquie‹ für die materiellen Zeugnisse des ›Schillerkults‹ scheint bereits 1895 in dem von Traugott Haffner (1853–1903) erstatteten Rechenschaftsbericht zum 60-jährigen Bestehen des Marbacher

5 Zur Geschichte der Marbacher Institutionen vgl. ausführlich Jan Eike Dunkhase: *Provinz der Moderne. Marbachs Weg zum Deutschen Literaturarchiv*, Stuttgart 2021.

6 Aus der umfangreichen Literatur zum zeitgenössischen ›Schillerkult‹ vgl. etwa Christian Grawe: *Das Beispiel Schiller. Zur Konstituierung eines Klassikers in der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts*, in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, hg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart und Weimar 1994, S. 638–668.

7 Vgl. zum Beispiel Klaus Fahrner: *Der Bilddiskurs zu Friedrich Schiller*, Stuttgart 2000; Sabine Fischer: *Friedrich Schiller als Auftraggeber seiner Porträts*, in: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 54, 2010, S. 128–163; Ellen Strittmatter: *Schillers Porträts – eine europäische Bildsprache? Ein Blick in die Marbacher Bestände*, in: *Schillers Europa*, hg. von Peter-André Alt und Marcel Lepper, Berlin und Boston 2017, S. 174–216.

8 Vgl. die unter Anm. 14 angeführten Ausstellungskataloge.

9 Der Begriff auratische Repräsentation wird hier dahingehend verstanden, dass materielle Artefakte als repräsentatives ›Bindeglied‹ zu einer bestimmten Person oder Gruppe gelesen werden. Damit einher geht eine ihnen zugeschriebene besondere Aura im Sinne der Kategorie, die Walter Benjamin in seinem Aufsatz »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« (1935) entwickelt.

Schillervereins auf und blieb lange in Gebrauch.¹⁰ Ihm entsprach, wie Michael Davidis gezeigt hat, die bereits in den 1830er Jahren einsetzende Genese Marbachs zu einem »weltlichen Wallfahrtsort«.¹¹

Aufschlussreich für diesen Trend zur ›weltlichen Sakralisierung‹ persönlicher Hinterlassenschaften und den zeittypischen historistischen Persönlichkeitskult, der um sie getrieben wurde, ist ein Beitrag, den Alexander von Gleichen-Rußwurm 1905, anlässlich der Säkularfeier, zum ersten *Marbacher Schillerbuch* beisteuerte. Gleichen-Rußwurm, der darin eine bis heute lesenswerte Übersicht über den bildlichen und gegenständlichen Nachlass seiner Familie gibt, bevor dieser Zug um Zug in öffentlichen Besitz gelangte, charakterisiert die von seiner Großmutter Emilie initiierte Schiller-Gedenkstätte auf Schloss Greifenstein als ein »Stimmungsmuseum«:

Stimmungsmuseen möchte ich die geheiligten Stätten der Erinnerung nennen, in denen Sachen schlummern, müde geworden im Gebrauch großer Menschen, wertvoll durch ihre Blicke, die liebevoll darauf geruht, oder durch den Griff ihrer Hand. Gewiß, der Wert, den wir solchen Dingen beilegen, liegt in uns, aber er ist trotzdem echt, wie alles Ideale und Gefühlssinnige echt ist.¹²

Eine zeitgenössische Aufnahme, die Gleichen-Rußwurm seinem Artikel beifügte, zeigt, wie der gegenständliche Nachlass um 1900 auf Schloss Greifenstein präsentiert wurde:¹³ Im Zentrum Schillers um 1789 zu datierender Jenaer Schreibsekretär, darauf die ebenfalls noch erhaltene Schreibmappe, auf deren Außenseiten sich fragmentarische Aufzeichnungen von Schillers Hand befinden, und eine Prachtvase der Preußischen Porzellanmanufaktur zum Schiller-Jubiläum 1859, darüber Dora Stocks (1759/60–1832) Kopie des berühmten Schillerporträts (1794/95) von Anton Graff (1736–1813) zwischen Porträts der Schwiegereltern der Schillertochter Emilie – ein ebenso »stimmungsvolles« wie disparates Ensemble, in dem Gegenstände aus Schillers Besitz mit Zeugnissen aus der jüngeren Familiengeschichte und der Schillerrezeption vereinigt sind.

10 Siehe die Edition des Berichts bei Michael Davidis: Marbach wird Schillerstadt. Traugott Haffners Rechenschaftsbericht von 1895, in: ders.: Schiller und die Seinen (Anm. 1), S. 180–213, hier S. 185–208. Haffner spricht zum Beispiel von der »Anlegung u. Erweiterung [...] einer Autographen-Reliquien-Bilder-Sammlung im Geburtshaus des Dichter« (ebd., S. 202). Im Berichtsjahr betrug die Gesamtzahl der Marbacher Sammlungsgegenstände »nahezu 1400 Nummern, worunter 369 Autographen u. Urkunden, 124 Reliquien, 700 Bücher u. Schriften« (ebd. S. 205).

11 Ebd., S. 181.

12 Gleichen-Rußwurm: Schillermuseum zu Schloß Greifenstein (Anm. 3), S. 5.

13 Ebd., S. 6, in besserer Qualität auch bei Davidis: Überlieferung (Anm. 1), S. 156.

3 Provenienzforschung zu Artefakten materieller Kultur

Erst in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, in deren erste Jahre die Gründung des Deutschen Literaturarchivs fällt, lässt sich ein sachlicherer Umgang mit den Gegenständen beobachten, die nun zunehmend als komplexe Artefakte mit kultur- und sozialhistorischem Eigenwert dies- und jenseits der mit dem Namen Schiller verbundenen Provenienz angesehen wurden. Wichtige Schritte, an denen sich dies ablesen lässt, stellen die jüngeren Marbacher Ausstellungen dar – beginnend mit der seinerzeit neu konzipierten Ausstellung *Aus dem Hausrat eines Hofrats* in Schillers Geburtshaus (1997) –, für die eine Vielzahl von Bildnissen und Gegenständen erstmals eingehend historisch-kritisch untersucht beziehungsweise im Lichte neuer kulturwissenschaftlicher Fragestellungen betrachtet wurde.¹⁴

Allerdings fehlt es bis heute in Marbach an den Ressourcen zu einer grund- und vor allem vollständigen Aufarbeitung des gesamten gegenständlichen Nachlasses. Von den etwa 450 Gegenständen, die zum Bestand Schiller/Gleichen-Rußwurm gehören, ist die überwiegende Mehrzahl bisher nur vorläufig in einem Kartenkatalog inventarisiert. Nur etwa 100 Gegenstände konnten im Rahmen von Ausstellungen oder kleineren Forschungsprojekten eingehender bearbeitet werden. Zahlreiche Einzelprovenienzen sind bis heute kontrovers oder konnten noch nicht plausibel geklärt werden.

Die hier skizzierten Desiderate im Bereich der Erschließung und der historisch-kritischen Erforschung der jeweiligen Einzelprovenienzen könnten nur im Rahmen eines größeren interdisziplinären Forschungsprojektes aufgearbeitet werden, in dem die vor Ort vorhandenen Ressourcen mit externer Expertise in Bereichen wie Museologie und Kunstgeschichte sowie verschiedenen historischen Hilfs- und Materialwissenschaften, etwa in den Bereichen Numismatik, Heraldik, Textilienkunde, Metall- und Holzverarbeitung, zu bündeln wären.

Bei der folgenden exemplarischen Analyse der Provenienzgeschichte dreier Gegenstände aus dem Schiller-Bestand geht es weniger darum, frühere Zuwei-

¹⁴ Vgl. die folgenden Ausstellungskataloge: Michael Davidis und Sabine Fischer: *Marbacher Magazin 77: Aus dem Hausrat eines Hofrats*. Die Ausstellung in Schillers Geburtshaus, Marbach am Neckar 1997; Frank Druffner und Martin Schalhorn: *Götterpläne & Mäusegeschäfte*. Schiller 1759–1805, Marbach am Neckar 2005; *Unterm Parnass*. Das Schiller-Nationalmuseum, hg. von Heike Gfrereis und Ulrich Raulff, Marbach am Neckar 2009; Heike Gfrereis: *Autopsie Schiller*. Eine literarische Untersuchung. Mit einem Essay von Wilhelm Genazino, Marbach am Neckar 2009; Michael Davidis und Thomas Schmidt: *Schiller in Marbach*. Die Ausstellung im Geburtshaus, Marbach am Neckar 2010.

sungen und Untersuchungen zu erschüttern, und schon gar nicht um neue, endgültige Festlegungen. Es soll lediglich an wenigen Beispielen gezeigt werden, mit welcher Art von Gegenständen und je spezifischen Problemen der Bestimmung, Datierung und Kontextualisierung wir es beim gegenständlichen Nachlass Schillers und seiner Familie zu tun haben. Eine Reihe nützlicher Leitfragen zur »Bild- und Sachkritik« materieller Hinterlassenschaften haben bereits die Bearbeiter der Schiller-Ausstellung von 1997 im Geburtshaus formuliert:

Das Interesse richtet sich dabei in gleicher Weise auf die Entstehungs- und Gebrauchsumstände von Bildern und Objekten wie auf ihre Überlieferungs- und Wirkungszusammenhänge. Welche Gegenstände hat Schiller erworben, welche geerbt, welche hat man ihm verehrt? Wann, wie und wozu hat er die benutzt? Was ist mehr oder weniger zufällig auf uns gekommen? Was wurde schon zu Lebzeiten oder kurz nach dem Tod des Dichters als Freundschaftszeichen oder Erinnerungsstück vererbt? Was wurde als Gegenstand privaten Gedenkens tradiert, was ist zum Gegenstand öffentlicher Verehrung, zum Kultobjekt geworden? Was ist authentisch, was gehört in den Bereich der Legende?¹⁵

4 Beispiel (1): Schillers Taufhäubchen

Den Anfang macht das mutmaßlich älteste Stück des gegenständlichen Nachlasses, mit dem Schiller, der Überlieferung nach, in persönliche Berührung kam: Das so genannte Taufhäubchen, das heute im Marbacher Geburtshaus des Dichters ausgestellt wird, gehört zu den besonders reizvollen Lebenszeugnissen des Marbacher Bestandes. Es handelt sich um eine »Kappe aus beigem Seidensatin«, etwa 9 x 15 x 10 cm groß, aufwendig verziert »mit Borten und mehrfarbiger, floraler Stickerei aus Pailletten und Flitter«. ¹⁶ Die anekdotenreiche Provenienzzgeschichte der Haube, die hier nur angedeutet werden kann, war bis in die jüngste Gegenwart immer wieder Gegenstand öffentlicher Berichterstattung. ¹⁷

15 Davidis und Fischer: Hausrat eines Hofrats (Anm. 14), S. 1–2.

16 Ebd., S. 12. Vgl. auch Davidis und Schmidt: Schiller in Marbach (Anm. 14), S. 33.

17 Vgl. zuletzt Oliver von Schaeuwen: Schillers Taufhaube im Zug vergessen. Rückgabe nach Marbach, in: Marbacher Zeitung – Bottwartal Bote, 10. Januar 2021, online: <https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.rueckgabe-nach-marbach-schillers-taufhaube-im-zug-vergessen.15bc5c96-a43a-437f-9886-c65e4349c7cf.html> (Zugriff: 15. August 2024).



Abb. 1: Taufhäubchen, um 1750, © DLA Marbach (Photo: Mathias Michaelis).

Das Taufhäubchen wurde erst 1984 als Stiftung von Louise Gridel übernommen. Gridel war von 1945 bis 1947 Sekretärin bei General Marie-Pierre Kœnig (1898–1970), dem Militärgouverneur der französischen Besatzungszone in Baden-Baden, gewesen, wo sie sich mit Sophie von Gleichen-Rußwurm befreundete, der Witwe von Schillers Urenkel Alexander, welche »die Taufhaube [...] an die Französin verschenkte«.¹⁸

Für die Authentizität des Taufhäubchens spricht neben der allerdings nur indirekt verbürgten Provenienz aus dem Besitz der Familie von Gleichen-Rußwurm, dass es sich mit ziemlicher Sicherheit um eine Textilie aus der

18 Ebd. Die Angabe zum Taufhäubchen in dem ansonsten zuverlässigen Katalog von Davidis und Fischer: *Hausrat eines Hofrats* (Anm. 14), S. 12 – »aus dem Nachlaß eines französischen Generals gestiftet« – beruhte, wie es scheint, auf der irrigen Annahme, General Kœnig selbst sei Empfänger des Geschenks gewesen. Zur Verwirrung könnte beigetragen haben, dass bei der Akzession des Artefakts keine Inventarnummer vergeben wurde, so dass auch das Erwerbungsjahr 1984 nur indirekt überliefert ist.

»Mitte des 18. Jahrhunderts«¹⁹ handelt. Bedenklich ist indes, dass von der Existenz dieses auffälligen Gegenstandes mehr als 200 Jahre nichts an die Öffentlichkeit drang. Zumal anzunehmen ist, dass ein für Schiller so zentrales Lebenszeugnis in der Familie nicht nur in Ehren gehalten worden, sondern auch bei den Taufen seiner Geschwister, Kinder und Kindeskinde zu erneutem Einsatz gekommen wäre.

Ob die besonders kostbare Verarbeitung, die im Gegensatz zu den eher bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen der Familie Schiller in den 1750er Jahren steht, für oder gegen die überlieferte Zuweisung spricht, ist umstritten. Die Beschreibung des Taufhäubchens im Katalog der Ausstellung in Schillers Geburtshaus von 1997 formuliert entsprechend vorsichtig: »Sollte Schiller bei seiner Taufe tatsächlich dieses aufwendig bestickte Häubchen getragen haben, wäre das – neben der ungewöhnlichen Zahl von neun Paten – Ausdruck der nach wie vor hohen Ambitionen des Vaters.«²⁰ Auch über mögliche naheliegende Herkunftsalternativen – etwa aus der älteren Geschichte der miteinander verschwägerten Adelsfamilien Lengefeld, Wolzogen, Gleichen-Rußwurm und Thienen-Adlerflycht – kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur spekuliert werden.

5 Beispiel (2): Löffel mit Schillers Wappen

Der stark beschädigte versilberte Blechlöffel wurde im Oktober 1923 zusammen mit etlichen weiteren Gegenständen aus dem Besitz von Anna Lanz (geb. Locher, 1843–circa 1926) in Mannheim erworben, einer Nichte Luise von Schillers (1804–1889), der Frau von Schillers ältestem Sohn Carl.²¹ Inventarisiert wurde das Stück als »1 Eßlöffel mit dem Einhornwappen«.²²

Das »Einhornwappen«, welches am unteren Ende des rückseitigen Löffelstiels eingraviert ist, verweist zunächst auf Schillers Erhebung in den erblichen

19 Davidis und Fischer: Hausrat eines Hofrats (Anm. 14), S. 12.

20 Ebd., S. 12.

21 Im Inventarbuch I. 1905–1948 (DLA Marbach, Referat Bilder & Objekte), S. 213, heißt es irrtümlich: »Gek[auf]t von Frau *Auguste* Lanz in Mannheim«. Anna Lanz ist aber durch den Zusatz »Nichte von Frau Oberförster Freiherr Karl von Schiller« eindeutig identifizierbar. Schon 1890 hatten Lanz und Mathilde von Schiller (1835–1911), die Schwiegertochter Carl und Luise von Schillers, die aus Carls Besitz stammenden ältesten Familienbilder – darunter die vier berühmten Porträts der Malerin Ludovike Simanowiz (1759–1827), die Schiller, seine Eltern und seine Frau Charlotte zeigen – in das Marbacher Geburtshaus gestiftet. Vgl. Davidis: Überlieferung (Anm. 1), S. 157.

22 Inventarbuch I (Anm. 21), S. 214, Inv.-Nr. 3327.



Abb. 2: Esslöffel mit Einhornwappen (um 1800); Schillers Wappen von 1802, in: Kühn: Schiller (Anm. 25), © DLA Marbach (Photo: Anja Bleeser).

Reichsadelsstand durch Kaiserliches Diplom vom 16. November 1802. Demnach wäre der Löffel nicht vor Ende 1802 anzusetzen und könnte aus Schillers letzten Lebensjahren stammen. Als »Löffel aus Schillers Nachlass«²³ wurde das Stück in Marbach zuletzt 2009 im Rahmen der Ausstellung *Autopsie Schiller* gezeigt. Anregend auf die Fantasie der Betrachtenden wirkt offenbar nicht zuletzt der fragile Zustand des Löffels, welcher in einem Zeitungsartikel von 2021 als symbolisches Artefakt einer ganzen Epoche gedeutet wurde:

Der erste Blick? Unspektakulär. Aber Devotionalienfans wären entzückt, wüssten sie, welcher Dichter den ramponiert-patinierten Löffel, der im Deutschen Literaturarchiv Marbach liegt, im Mund hatte: Johann Christoph Friedrich Schiller. Das Ess-Werkzeug zeugt von seiner Ära.²⁴

²³ Gfrereis: *Autopsie Schiller* (Anm. 14), S. 56.

²⁴ mos. [d.i. Petra Mosbacher-Dix]: Mehr als ein Mund voll Freiheit: Friedrich Schillers Löffel im Marbacher Literaturmuseum. Der Dichter kritisierte in seinen Werken das herrschende absolutistische System in Württemberg, in: *Staatsanzeiger. Wo-*

Allerdings ist Vorsicht geboten, denn Schillers Wappen ist in der Gravur des Löffels nur teilweise ausgeführt. Der Schiller-Chronist Adelbert Kühn (circa 1818–1885) hat es folgendermaßen beschrieben:

Ein ordinärer Schild, in dessen untern Hälfte sind zwey blaue Balken im goldenen Felde. Ueber denselben steigt ein wachsendes weißes Einhorn, in goldenem Felde hervor. Auf dem gekrönten Helm stehet ebendieses Einhorn. Unter dem Helm winden sich auf beiden Seiten Lorbeerzweige unter der blauen mit Gold aufgeschlagenen Helmdecke herab.²⁵

Es fehlen im oberen Teil des Löffel-Wappens nicht nur die Adelskrone sowie das zweite, nach links aus ihr hervorwachsende Einhorn, sondern auch die am deutlichsten auf Schiller als Wappenträger verweisenden Lorbeerzweige. Handelt es sich etwa um einen frühen Entwurf des Wappens, oder eine sonst unbekannte Variante? Oder um das Wappen einer anderen adligen Familie, das aufgrund seiner Ähnlichkeit mit dem eigenen Wappen in der Familie Schiller überliefert wurde? In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass bereits Schillers Wappen von den Heraldikern des Wiener Hofes dem eines erloschenen, nicht mit dem Dichter verwandten, tirolischen Adelsgeschlechts Schiller von Herdern nachempfunden worden sein soll.²⁶ Um die Verwirrung komplett zu machen, sei darauf hingewiesen, dass – gemäß familiärer Überlieferung – bereits Schillers Vater ein Petschaft mit einem Wappen benutzt haben soll, zu dessen Bestandteilen der zweigeteilte Schild, das Einhorn und die Adelskrone gehörten, »vermuthlich ein altes Familienwappen«.²⁷

Die hier angerissenen Fragen könnten möglicherweise durch eingehendere heraldische Analysen geklärt werden. Aber auch wenn dadurch eine direkte Zuweisung an Schiller plausibler würde, müsste der Löffel nicht zwingend zu seinen Lebzeiten entstanden sein. Er könnte ebenso gut erst im Hausstand Carl von Schillers angeschafft worden sein, dann aber vermutlich vor 1845, als Carl in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs Württemberg erhoben wurde und ein eigenes, vom väterlichen abgeleitetes Wappen annahm.

chenzeitung für Wirtschaft, Politik und Verwaltung in Baden-Württemberg, Nr. 19, 21. Mai 2021, S. 14.

- 25 Adelbert Kühn: Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Verstreutes als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt. Bd. 1, Weimar 1882, S. 126.
- 26 Vgl. Georg Hesekei: Schiller's Wappen, in: Deutsches Theater-Archiv und offizielles Geschäftsblatt des Deutschen Bühnen-Vereins sowie Anzeiger der Perseverantia 2, 1859, Nr. 47, S. 497–498.
- 27 Kühn: Schiller (Anm. 25), S. 126, mit Abbildung. Dieses Petschaft ist nicht im gegenständlichen Familiennachlass überliefert.

6 Beispiel (3): Schnupftabaksdose mit Silhouette Charlotte von Schillers

Anders als Goethe, der festgestellt haben soll, dass Rauchen »dumm«, ja »unfähig zum Denken und Dichten«²⁸ mache, war Schiller nicht nur passionierter Raucher, sondern auch ein eifriger Konsument von Schnupftabak. Pfeife und Tabaksdose sind feste Bestandteile bereits der frühen Schillerikonographie. Das bekannteste Beispiel dürfte Anton Graffs Porträt von 1786/91 (heute Städtische Galerie Dresden) sein, das Schiller »durch den in Gelehrten- und Künstlerbildnissen vielfach tradierten Gestus melancholicus charakterisiert«.²⁹ Während der Kopf in vollendeter »Denkerpose« auf die linke Hand gestützt ist, ruht die rechte auf einer Tabaksdose, die als Behältnis für Schillers bevorzugte Stimulanz im dichterischen Prozess in diesem Porträt an die Stelle geläufigerer Attribute eines »typischen« Dichterbildnisses – wie Feder, Tinte oder Manuskripte – tritt.

Der Familiennachlass Gleichen-Rußwurm überliefert insgesamt vier Tabaksdosen.³⁰ Die bekannteste und dekorativste unter ihnen kam 1937 mit der zweiten großen Tranche des Gleichen-Rußwurm-Bestandes nach Marbach.³¹ Sie stellt ein besonders reizvolles ikonographisches Zeugnis dar: Den Deckel der Dose ziert eine Silhouette mit dem Profil Charlotte Schillers als Hinterglasmalerei. Mit der Dose sind zwei von Charlottes eigener Hand stammende Testate überliefert, denen zufolge Schiller diese Dose über »viele Jahre« – bis zu seinem Tod – »persönlich brauchte«.³²

Diese, dem Anschein nach, sehr sichere Zuweisung, die der Dose einen besonderen Platz unter den aus Schillers persönlichem Besitz stammenden Gegenständen des täglichen Gebrauchs sicherte, hatte bis vor wenigen

28 Heinrich Luden: Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse, Jena 1847, S. 90.

29 Fischer: Friedrich Schiller als Auftraggeber (Anm. 7), S. 134. Zum Motiv der Tabaksdose vgl. ausführlich ebd., S. 139–141, und Strittmatter: Schillers Porträts (Anm. 7), S. 197–200.

30 Eine fünfte Dose wurde bereits 1859 – als eines der ersten Stücke aus der Schiller-Provenienz überhaupt – von Schillers Schwiegertochter Luise in das Marbacher Geburtshaus gestiftet. Einem Zertifikat ihres Sohnes Ernst Friedrich Ludwig Freiherr von Schiller (1826–1877) zufolge soll Schiller auch diese Dose »bis zu seinem Hinscheiden in Gebrauch« (zitiert nach Davidis und Fischer: Hausrat eines Hofrats [Anm. 14], S. 51) gehabt haben.

31 Vgl. Inventarbuch I (Anm. 21), S. 373, Inv.-Nr. 6426: »Schillers Schnupftabaksdose m[it] Silhouette Lottens«.

32 DLA Marbach, Referat Bilder & Objekte, Dokumente zu Inv.-Nr. 6426. Aus dem zweiten, nur noch schwer entzifferbaren Testat geht hervor, dass Schiller die Dose bis zu seinem Tod am 9. Mai 1805 in Gebrauch gehabt habe.



Abb. 3: Tabaksdose mit Silhouette Charlotte Schillers (circa 1766–1826),
© DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

Jahren Bestand.³³ Erst 2017 stellte Sabine Fischer im Zusammenhang ihrer Untersuchung zu den Bildnissen Charlotte von Schillers fest, dass es sich bei der Deckel-Silhouette nicht um ein eigenständiges Porträt handelt, sondern um die spiegelverkehrte verkleinerte Reproduktion eines Scherenschnitts der jugendlichen Charlotte aus dem Jahr 1784, die 1860 erstmals publiziert worden war. Eine daraufhin veranlasste Materialanalyse ergab, dass die Dose aus einem Kunststoff gefertigt wurde, der nicht vor der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Verfügung stand. Damit ist eine Datierung der Dose zu Lebzeiten Schillers und seiner 1826 verstorbenen Frau hinfällig. Demnach müssen sich auch die erwähnten Testate auf eine andere Schnupf-

33 Das Folgende nach Sabine Fischer: Töchterliche Bildstrategie und Kanonisierung. Die Porträts der Freundin, Braut und Dichtergattin Charlotte Schiller, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 61, 2017, S. 23–54, hier S. 36–37.

tabaksdose aus Schillers Besitz beziehen, von der freilich unklar ist, ob sie noch erhalten ist.

7 Resümee

Der zuletzt erörterte Gegenstand ist ein besonders lohnendes Beispiel für die Potentiale einer historisch-kritischen Provenienzforschung. Die Falsifikation der lange als sicher geltenden Annahme eines authentischen Gegenstandes aus Schillers nächster Umgebung lenkt den Blick auf ein nicht weniger reizvolles bildliches wie gegenständliches Zeugnis der Schillerverehrung aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, dessen genaue Herkunft freilich noch weiterer Klärung bedarf. Die erneute grundlegende Auseinandersetzung mit den gegenständlichen Hinterlassenschaften Schillers und seiner Familie zielt jedoch auf mehr als die Beantwortung der Frage nach der einzelnen Provenienz. Sie ist Teil einer kritischen Erforschung historischer Praktiken des Sammelns und Ausstellens, die den überlieferten musealen Artefakten eingeschrieben sind und in ihrer Rezeption auch dort nachwirken, wo diese Artefakte längst nicht mehr vornehmlich im Sinne einer auratischen Repräsentation gelesen werden.

KAROLINE VON GÜNDERRODE¹

Obwohl die Geschichte des Günderrode-Nachlasses im Allgemeinen der zunehmenden Institutionalisierung und Verwissenschaftlichung von literarischen Archiven im neunzehnten und im zwanzigsten Jahrhundert entspricht, stellt die Provenienz des Nachlasses in vielerlei Hinsicht eine Besonderheit in der Geschichte von literarischen Archiven dar.² Anhand dieses Beispiels kann der Frage nachgegangen werden, wie Dichterinnen in die nationale und regionale Literaturgeschichtsschreibung eingebunden wurden – und zwar nicht nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der germanistischen Philologie um 1900, sondern auch mit Blick auf die Kulturpolitik und Sammelpraktiken staatlicher Institutionen in den 1930er Jahren.

Aufgrund der Umstände ihres frühen Todes und der rechtlichen Folgen eines Suizids – vor allem des Freitodes eines Mitglieds aus einer Frankfurter Patrizierfamilie³ – sind Dokumente über die Bildung des Günderrode-Nachlasses nur schwer zu finden. Die hinterlassenen Papiere wurden im neunzehnten Jahrhundert weitgehend von Familienmitgliedern und Bekannten Karoline von Günderrodes (1780–1806) aufbewahrt, ohne dass es zu deren Veröffentlichung kam, wie es für diese Zeit typisch gewesen wäre.⁴ Auch ist davon auszugehen, dass verschiedene Sammlungen von Günderrodes Handschriften existierten: Wie Jordan Lavers dargelegt hat, blieb eine beträchtliche Anzahl an Handschriften sowie von Briefen an und von Günderrode im Besitz der Familie und wurde von der Nichte der Autorin, Marie von Günderrode (1820–1910),

- 1 Die Forschungsarbeit an diesem Beitrag wurde durch ein Stipendium des John Fell Fund der University of Oxford gefördert. Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Bernhard Tönnies, Frau Raschida Mansour und Herrn Daniel Dudde an der Universitäts- und Stadtbibliothek Frankfurt am Main für die freundliche Unterstützung bei der Vorbereitung dieses Beitrags.
- 2 Anett Lütteken: Das Literaturarchiv – Vorgeschichte(n) eines Spätlings, in: *Archive für Literatur. Der Nachlass und seine Ordnungen*, hg. von Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judex, Berlin 2018, S. 63–88, hier S. 74–79.
- 3 Zum Tabu des Suizids in den Patrizier- und Adelsständen der späten Frühen Neuzeit siehe Florian Kühnel: *Kranke Ehre? Adlige Selbsttötung im Übergang zur Moderne*, München 2013.
- 4 Kai Sina und Carlos Spoerhase: Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung, in: *Zeitschrift für Germanistik* 23, 2013, S. 607–623, hier S. 611.

dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main vermacht.⁵ Dazu wurde der literarische Nachlass Günderrodes wohl von ihrem Bruder, Hektor (1786–1862), und ihrer Bekannten, Susanne von Heyden (1775–1845), zusammengestellt. Der genaue Verbleib des literarischen Nachlasses im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts lässt sich nicht belegen. Erst in den 1890er Jahren tauchte der Nachlass wieder auf, da der Goethephilologe Ludwig Geiger (1848–1919), der sich intensiv mit Frauen der Goethezeit auseinandersetzte, den schriftstellerischen Nachlass sowie Briefe an und von Günderrode durch »einen glücklichen Zufall [...] in Privatbesitz in Frankfurt am Main«⁶ wieder entdeckte. Laut der Beschreibung seines Enkels, Erd Wallace (circa 1923–1987), wurde der gesamte literarische Nachlass in »einer geheimen, eingemauerten Nische eines Hauses in Frankfurt a.M.«⁷ aufgefunden.

Ludwig Geiger ist einer Reihe von assimilierten jüdischen Gelehrten zuzuordnen, die maßgeblich zur frühen Philologie und Literaturgeschichtsschreibung der Goethezeit beitrugen.⁸ Er war Gründer des *Goethe-Jahrbuchs* und wurde 1880 zum außerordentlichen Professor für neuere Literaturgeschichte an der Berliner Universität ernannt. Aufgrund antijüdischer Vorurteile konnte er den Rang des Ordinarius nicht erlangen.⁹

Neben seiner eifrigen Tätigkeit in den Forschungen zu Goethe, zur deutsch-jüdischen Geschichte und zur Literaturgeschichte der Renaissance und des Humanismus galt Geigers besonderes Interesse vor allem in den 1890er Jahren den Dichterinnen der Goethezeit. Dabei lag sein Schwerpunkt auf den Biographien, Briefwechseln und dem sozialen Umfeld von Dichterinnen wie Dorothea Veit-Schlegel (1764–1839), Fanny Lewald (1811–1889) und Therese Huber (1764–1829), wohingegen er ihr literarisches Werk nur wenig beachtete.¹⁰ Im Fall von Huber und Günderrode gab Geiger unbekannte Teile

5 Jordan Ross Lavers: *Schwesterstimme: Gender, Emotion and Kinship in the Correspondence of the von Günderrode Sisters*, University of Western Australia 2020, S. 180.

6 Ludwig Geiger: *Karoline von Günderrode und ihre Freunde*, Stuttgart und Leipzig 1895, S. 2.

7 Erd Wallace: *Die Günderrode und Bettina*, in: *Castrum Peregrini* 13, 1953, S. 5–31, hier S. 30.

8 Ritchie Robertson: *The Jewish Question in German Literature 1749–1939. Emancipation and Its Discontents*, Oxford 1999, S. 269–272.

9 Hans-Dieter Holzhausen: *Ludwig Geiger (1848–1919). Ein Beitrag über sein Leben und Werk unter dem Aspekt seiner Bibliothek und weiterer Archivalien*, in: *Menora* 2, 1991, S. 245–269, hier S. 249.

10 Siehe exemplarisch: *Ludwig Geiger: Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen*, Berlin 1896.

des Briefwechsels heraus.¹¹ Geigers positivistische Quellenforschung leistete unentbehrliche Vorarbeit für die spätere Beschäftigung der akademischen Germanistik mit Dichterinnen der Goethezeit.¹²

1 Die Frankfurter Stadtbibliothek

Nach dem Tod Geigers im Jahr 1919 wurde der Günderrode-Nachlass seiner Tochter, Edith Wallach (1887–1964), vermacht. Geigers Sammlungen blieben nicht ausschließlich in Privatbesitz. Seine über 7.000 Bände umfassende Privatbibliothek, die heute einen Teil des Moses-Mendelssohn-Zentrums in Potsdam bildet, wurde von seiner Witwe im September 1931 dem Bezirk Berlin Charlottenburg-Wilmersdorf geschenkt. Auch der Günderrode-Nachlass wurde institutionalisiert – aufgrund der regen Sammeltätigkeit der Stadtbibliothek Frankfurt am Main, deren Schwerpunkt in den 1920er und 1930er Jahren auf Archivalien und Nachlässen örtlicher Dichter – und ausnahmsweise Dichterinnen – lag. 1927 wurde der Nietzscheforscher Richard Oehler (1878–1948) zum Leiter der Städtischen und Universitätsbibliotheken in Frankfurt am Main ernannt. Oehlers nationalsozialistische Gesinnung äußerte sich nicht nur in seiner ideologisch gefärbten Nietzscheinterpretation, sondern er war auch aktiv an der Umsetzung der nationalsozialistischen Kulturpolitik beteiligt.¹³ Nach der Machtergreifung des NS-Regimes begann Oehler Bibliothekare nichtarischer Abstammung zu entlassen, obwohl die bedeutende Judaica- und Hebraica-Sammlung der Stadtbibliothek weiterhin – wenngleich unter Verschluss – erhalten blieb.¹⁴ Die Bestände der Drucksammlungen der Stadtbibliothek stiegen nach 1933 sprunghaft an; wie viele öffentliche Einrichtungen wurde die Stadtbibliothek Nutznießerin des Bücherraubs und der Beutezüge

11 Ruth Whittle zufolge unternimmt Geiger den Versuch, seine Frauenbilder in den Nationalismuskurs um 1900 einzubinden. Siehe Ruth Whittle: *Gender, Canon and Literary History. The Changing Place of Nineteenth-Century German Women Writers*, Berlin 2013, S. 162–163.

12 Barbara Becker-Cantarino: Bettina von Arnims Nachlass- und Editions-geschichte, in: Bettina von Arnim Handbuch, hg. von Barbara Becker-Cantarino, Berlin 2019, S. 628–637, hier S. 632.

13 Rachel Heuberger: Aron Freimann und die Wissenschaft des Judentums, Tübingen 2004, S. 82–83; Stanley Corngold: Walter Kaufmann. *Philosopher, Humanist, Heretic*, Princeton 2018, S. 13.

14 Dirk Rupnow: Vernichten und Erinnern. Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik, Göttingen 2005, S. 145.

im Krieg.¹⁵ Seit November 2020 läuft ein Forschungsprojekt an der Universitätsbibliothek Senckenberg, das die Bestände der ehemaligen Stadtbibliothek systematisch auf ihre Provenienz untersucht, um NS-Raubgut und verfolgungsbedingten Kulturgutverlust zu identifizieren.¹⁶

In diesem Zusammenhang ist das Jahr der Erwerbung des Günderrode-Nachlasses – 1938 – von besonderem Interesse. Neben den Nachlässen von Wilhelm Jordan (1819–1904), Karl Gutzkow (1811–1878), Adolf (1842–1933) und Friedrich Stoltze (1816–1891) gehörte der Günderrode-Nachlass zu einer der letzten bedeutenden Erwerbungen vor dem Zweiten Weltkrieg. Bei der Anschaffung von diesen Handschriften wurden Richard Oehler und sein Handschriftenbibliothekar vom Frankfurter Oberbürgermeister Friedrich Krebs (1894–1961) politisch und finanziell unterstützt, der wie Oehler Nationalsozialist aus Überzeugung war.¹⁷ Ab 1935 setzte sich Krebs eifrig für den Kauf der zwei vom Frankfurter Goldschmied Hans Dirmstein (1435–1494) verfertigten Handschriften ein, die im Besitz des in Berlin ansässigen, jüdischen Antiquariatsbuchhändlers Paul Graupe (1881–1953) lagen.¹⁸

Das Interesse der Stadtbibliothek an Beständen zu Günderrode entstand aber in den 1920er Jahren. Ein Studienbuch Günderrodes mit dem Titel *Gedichte und vermischte Aufsätze* wurde bereits im Juni 1925 für die Stadtbibliothek erworben.¹⁹ Eine wissenschaftliche Bekanntgabe des Kaufs erfolgte 1933.²⁰

15 Bücher unter Verdacht: NS Raub- und Beutegut an der SUB Göttingen. Katalog der Ausstellung vom 13. Mai – 10. Juni 2011, Göttingen 2011, S. 13.

16 Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek, online: <https://www.ub.uni-frankfurt.de/provenienz/projekt-raubgut.html> (Zugriff: 27. November 2022).

17 Hartmut Schaefer: Die Stadtbibliothek von 1884–1942, in: Bibliotheca Publica Francofurtensis. 500 Jahre Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, hg. von Klaus-Dieter Lehmann, Frankfurt am Main 1985, S. 119–204, hier S. 143; Heike Drummer: Friedrich Krebs – Nationalsozialistischer Oberbürgermeister in Frankfurt am Main. Rekonstruktion eines politischen Lebens, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 42, 1992, S. 219–253.

18 Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main (Bestand: Magistratsakten 6223/1 Bd I. 1930–1954; Sign. 8.035, 2r–61r). Es bleibt ein Desiderat in der Provenienzforschung, die Umstände dieser Erwerbung zu bewerten; dieser Fall ist bereits in der Forschung besprochen worden. Dieter Schiefelbein: Das »Institut zur Forschung der Judenfrage Frankfurt am Main«: Vorgeschichte und Gründung 1935–1939, Frankfurt am Main 1994, S. 21–24.

19 Zugangsverzeichnisse der Stadtbibliothek Frankfurt am Main, 3. Folge, Nr. 31, S. 44. Mein Dank gilt Frau Raschida Mansour für diese Angabe zum Eingang des Studienbuchs in die Sammlungen der Stadtbibliothek.

20 Richard Oehler: Aus einem unbekanntem Notizbuch der Günderrode, in: Frankfurter Beiträge. Arthur Richel gewidmet, Frankfurt am Main 1933, S. 65–66.

Der Germanist und Oberstudienrat Max Preitz (1885–1971) wurde von der Frankfurter Stadtbibliothek und dem Städtischen Kulturamt beauftragt, das Studienbuch für den Druck vorzubereiten.²¹ Die Publikationspläne zer-schlugen sich jedoch, nachdem am 23. Juli 1937 sein Förderantrag an den Reichsforschungsrat abgelehnt wurde; dazu erschwerte wohl Preitz' sich verschlechternder Gesundheitszustand die Umsetzung des Projekts.²² Das Studienbuch erschien erst 1975 und wurde von Doris Hopp, der Bibliotheks-leiterin des Freien Deutschen Hochstifts, herausgegeben, nach dem Tod von Max Preitz im Frühjahr 1971.²³

2 Max Preitz und die Erwerbung des Günderrode-Nachlasses

Max Preitz war ein ausgebildeter Germanist, der 1908 mit einer Arbeit über Gottfried Keller (1819–1890) promovierte. Er widmete sich in seiner wissen-schaftlichen Arbeit zunehmend der Literatur der Romantik und kam wohl über seine philologischen Forschungen zu Clemens Brentano (1778–1842) zu Günderrode. Als Studienrat und später Oberstudienrat in Frankfurt am Main sowie als zweiter Schriftführer des Deutschen Germanistenverbandes und Vorsitzender des Frankfurter Zweigs des Allgemeinen Deutschen Sprach-vereins in den 1920er Jahren war er unter Literaturwissenschaftler:innen und Deutschlehrer:innen gleichermaßen gut vernetzt.²⁴ Für seine beruflichen Verdienste und zu seinem 73. Geburtstag im Jahr 1958 wurde Max Preitz die Goethe-Plakette vom hessischen Kultusminister verliehen.²⁵

21 Max Preitz an Edith Wallach, 25. Februar 1938 (Frankfurt am Main, Universitäts-bibliothek J.C.Senckenberg [SUF], Ms. Ff. K.v. Günderrode Abt. 3., 18r).

22 Max Preitz an das Städtische Schulamt, Frankfurt am Main, 16. Oktober 1945 (Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, Bestand: Personalakten A.11.02 Nr. 142.451; Sign. 207.670, 236r); Max Preitz: Reichsforschungsrat (BArch R 26–III); Antwortschreiben vom Schulamt an Max Preitz, 18. Oktober 1945 (Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, Bestand: Personalakten. A.11.02 Nr. 142.451; Sign. 207.670, 238r).

23 Max Preitz und Doris Hopp: Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt. III. Karo-line von Günderrodes Studienbuch, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1975, S. 223–323.

24 Klaus Röther: Die Germanistenverbände und ihre Tagungen. Ein Beitrag zur ger-manistischen Organisations- und Wissenschaftsgeschichte, Köln 1980, S. 174–175.

25 Zeitungsausschnitt zur Verleihung der Goethe-Plakette aus dem Wiesbadener Tag-blatt, Nr. 299, 27. Dezember 1958 (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden 650 Nr. 33010, 21).

Obwohl Preitz von Jost Hermand (1930–2021) als »ein Vertreter bürgerlich-völkischer Germanistik«²⁶ bezeichnet wird, sind genaue Angaben zu seinen politischen Einstellungen den erhaltenen Dokumenten und Akten nur schwer zu entnehmen. Werke, die im Rahmen seiner langjährigen Tätigkeit bei dem Deutschen Sprachverein entstanden, weisen jedoch Tendenzen zu einem kulturellem und völkisch geprägten Nationalismus, in dem Romantik, Volkstum und Nation ineinander verflochten waren, auf.²⁷ In seinem Privatleben lassen sich Spuren eines zu der Zeit typischen bürgerlichen Antisemitismus feststellen.²⁸ Der jüdische Arzt Leo Alexander (1905–1985) hatte im Jahr 1934 vor, die Tochter Preitz', Gisela, zu heiraten und zusammen mit ihr nach Amerika auszureisen.²⁹ Preitz riet Alexander scharf von der Ehe mit seiner Tochter ab und begründete seine Entscheidung – in einem »völkische[n] Glaubensbekenntnis« – durch unverkennbar rassenhygienische Argumentationslinien.³⁰ Auch in seinen 1948 verfassten eidesstattlichen Versicherungen, in denen Preitz für den zwangsverkauften Besitz von ihm bekannten und verfolgten jüdischen Familien bürgt, beklagt er ausdrücklich die alliierte beziehungsweise französische Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg.³¹ Damit wird die Gleichsetzung der Verfolgung der Juden in der NS-Zeit mit einem deutsch-nationalistischen Opfernarrativ nach 1918 impliziert. Dabei ist zu beachten, dass Preitz der NSDAP nie beitrug.³² Preitz war zwar ab 1934 Mitglied mehrerer nationalsozialistischer Organisationen, aber er behauptete in seinem Meldebogen nach Kriegsende – wohl aus pragmatischen Gründen – dass er zu den »vom Dritten Reich benachteiligten, zurückgesetzten und schließlich heftig bedrohten Nazigegner[n]«³³ zähle.

Um die Erwerbung des Günderröde-Nachlasses genau zu bewerten, sind die politischen Einstellungen Preitz' in Betracht zu ziehen, obwohl Antisemi-

26 Jost Hermand: *Mehr als tönende Luft. Politische Echowirkungen in Lied, Oper und Instrumentalmusik*, Köln 2017, S. 67.

27 Max Preitz: *Deutsche Romantik und deutsche Sprache*, in: *Von deutscher Sprache und Art*, hg. von dems., Frankfurt am Main 1925, S. 40–64, hier S. 63–64.

28 Hermann Graml: *Antisemitism in the Third Reich*, Oxford 1992, S. 85.

29 Ulf Schmidt: *Justice at Nuremberg. Leo Alexander and the Nazi Doctors' Trial*, Basingstoke 2004, S. 50.

30 Ebd., S. 58. Ich möchte mich bei Herrn Prof. Dr. Ulf Schmidt bedanken für den Hinweis, dass der von ihm erwähnte »Herr Preitz« als Max Preitz zu identifizieren ist.

31 Max Preitz: *Eidesstattliche Versicherung über Heinrich Landsberg* (Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, Bestand: Nachlass Max Preitz, S1/59).

32 Max Preitz: *NSLB Mitgliedskarte* (BArch [Sig. BDC] NSLB).

33 Max Preitz: *Meldebogen* (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden Bestand: 520 Frankfurt NB Nr. 252951). Aufgrund dieser Angaben galt Preitz als vom Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946 nicht betroffen.

tismus keine explizite Rolle in der Korrespondenz mit Edith Wallach spielt. Inwiefern die Erwerbung des Günderrode-Nachlasses als Kulturgutverlust zu bezeichnen ist, ist noch zu klären, vor allem, weil die Überlieferung der Verwaltungsakten der Stadtbibliothek im Vergleich zu anderen Erwerbungen lückenhaft ist. Erhalten sind nur die Kaufunterlagen zum Günderrode-Nachlass sowie zerstreute Äußerungen Preitz’.

Ausgangspunkt der Korrespondenz mit Edith Wallach im August 1937 ist die angeblich bevorstehende Herausgabe von Günderrodes Studienbuch, das Preitz so weit wie möglich kontextualisieren wollte.³⁴ Zunächst sandte Wallach eine Auswahl von Briefen aus dem Nachlass an Preitz, »aber nur unter der Bedingung, daß Sie weder öffentlich noch privat je erwähnen, von wem Sie die Briefe bekommen haben«. ³⁵ Ab Januar 1938 kühlt der Ton von Wallachs Briefen merklich ab, da sie unerwarteterweise einen Anruf von dem ihr unbekanntem Dr. Hans Kaufmann (1876–1957) bekam, der aufgrund seiner jüdischen Herkunft seines Amtes als Theaterleiter in Hamburg enthoben wurde. Preitz war seit August 1937 mit Kaufmann bekannt und forderte ihn auf, Kontakt mit den Töchtern von Ludwig Geiger aufzunehmen.³⁶ Kaufmann zufolge würde Preitz die geforderte Anonymität Wallachs’ in der Öffentlichkeit nicht wahren:

Nachdem ich von Dr. Kaufmann gehört habe, daß Sie in Ihrem Vorwort schreiben wollen, daß die Geigerschen Erben Sie in den Nachlaß der Günderode nicht hat [sic] einsehen lassen, sehe ich hierzu [Ihnen den Nachlass zur Verfügung zu stellen] keine Veranlassung mehr!³⁷

Der Inhalt des Telefongesprächs lässt sich nicht näher rekonstruieren, aber Wallach fühlte sich eindeutig beleidigt und bedroht. Preitz reagierte beschwichtigend und betonte, dass das Vorhaben Kaufmanns missverstanden worden sei: Kaufmann hätte sich an Wallach nur mit der Bitte von Preitz wenden sollen, dass Preitz den Günderrode-Nachlass vor der Veröffentlichung des Studienbuchs benutzen möge.³⁸ Daraufhin zeigte sich Wallach bereit, Preitz den Nachlass einsehen zu lassen. Doch Preitz bestand darauf, dass der Nachlass

34 Max Preitz an Edith Wallach, 17. August 1937 (Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek J.C.Senckenberg [SUF], Ms. Ff. K.v. Günderrode Abt. 3., Bl. 8r–8v, hier 8r).

35 Edith Wallach an Max Preitz, 1. September 1937 (ebd., Bl. 10r–10v).

36 Max Preitz an Edith Wallach, 16. Januar 1938 (ebd., Bl. 15r–16v, hier 15r).

37 Edith Wallach an Max Preitz, 14. Januar 1938 (ebd., Bl. 14r).

38 Max Preitz an Edith Wallach, 16. Januar 1938 (ebd., Bl. 15r–16v, hier 15r–15v).

unbedingt von Berlin nach Frankfurt versendet werden sollte. Am 15. März schickte Wallach sämtliche Manuskripte an Preitz.³⁹

Die eigentliche Erwerbung des Nachlasses durch die Stadtbibliothek findet nur Erwähnung nach dem Eingang sämtlicher Handschriften aus dem Nachlass in Frankfurt, kurz vor dem von Wallach festgelegten Rücksendungstermin Ende April 1938. So schrieb Preitz:

Karoline ist nun einmal unbedingt als Frankfurter Dichterin anzusprechen. Ich darf auch deren erinnern, daß Frankfurt seinem größten Sohne Goethe eine Lebensstätte im höchsten Sinne bereitet hat (Goethehaus und -Museum), und daß es ein großzügig geplantes und schnell aufstrebendes Dichtearchiv geschaffen hat mit der Aufgabe, alle erreichbaren Dichter- und Schriftstellerhandschriften hier für lebendige wissenschaftliche Arbeit zu vereinen.

Sollten Sie sich also zu einer Zusage entschließen, so sähe ich Hauptsinn und Hauptwert Ihrer Entscheidung darin, daß Sie selbst anerkennen: Dichters Handschriftwerk gehört in Dichters Land und Heimat, sonderlich wenn sie ihm eine würdige Heimstätte zu sein wünscht. Dieser Wunsch besteht, wie gesagt, in aller Lebendigkeit. Ich höre, daß auch das Stadtkulturamt bereit ist, Mittel aufzubringen für die Erwerbung dieser Handschriften, sofern die Gegenforderung die Grenzen des Angemessenen nicht überschreiten.⁴⁰

Die Verhandlungen liefen schnell. Dem von Wallach geforderten und scheinbar als »angemessen« befundenen Preis von 2.250 Reichsmark für den aus fast 350 Blättern bestehenden Nachlass kam die Stadtbibliothek nach.⁴¹ Diese Summe ist jedenfalls nicht auffällig niedrig.⁴² Zu hinterfragen sind aber die Umstände der Erwerbung. Preitz behauptete in einem Brief an Wallach, dass der Nachlass schon von deren Vater wissenschaftlich ausgewertet und nur »Gegenstand einer wissenschaftlichen Denkmalpflege«⁴³ sei. In dem von Preitz am 20. April 1938 für die Stadtbibliothek verfassten Verzeichnis wird hingegen betont, dass der Nachlass

39 Edith Wallach an Max Preitz, 15. März 1938 (ebd., Bl. 19r).

40 Max Preitz an Edith Wallach, 21. April 1938 (ebd., Bl. 20r–22v, hier 21r).

41 Max Preitz an Edith Wallach, 18. Mai 1938 (ebd., 28r).

42 Der Günderrode-Nachlass besteht aus 349 Blättern, während der Teilnachlass des Schriftstellers und Philologen Rudolf Presber (1868–1935), der etwa 4.000 Autographen umfasst, 1936 für den Kaufpreis von 5.000 RM erworben wurde (Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, Bestand: Magistratsakten 6223/1 Bd 1. 1930–1954; Sign. 8.035, 48r–50r).

43 Max Preitz an Edith Wallach, 21. April 1938 (Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek J.C.Senckenberg [SUF], Ms. Ff. K.v. Günderrode Abt. 3., 20r–22v, hier 21r).

noch eine Fülle von Gelegenheiten für fruchtbare philologische Arbeit [biete] [...]. Für eine noch immer ausstehende, aber notwendige und würdige historisch-kritische Gesamtausgabe von Karolines Werken ist sie die bedeutendste und unerlässlichste Grundlage.⁴⁴

Dieses Verzeichnis fungiert als Begutachtung und ist vermutlich an Richard Oehler gerichtet, der den Anlass zu den am folgenden Tag beginnenden Kaufverhandlungen gab.⁴⁵ Außerdem trägt das Verzeichnis des Nachlasses den Untertitel »ehemaliger Besitz des Professors L. Geigers«,⁴⁶ woraus sich schließen ließ, dass er sich 1938 in jüdischem Familienbesitz befand. Aufgrund ihrer jüdischen Herkunft gilt Edith Wallach als vom NS-Regime Verfolgte. Zwar kann nicht automatisch von einer unrechtmäßigen Enteignung des Nachlasses ausgegangen werden, dennoch konnte Wallach über den Nachlass und Kaufpreis nicht frei verfügen, weil sie unter Verkaufsdruck stand.⁴⁷ Den Verkauf des Nachlasses focht Wallach nicht an. Es besteht also die Möglichkeit, dass es sich bei dieser Erwerbung um einen verfolgungsbedingten Verkauf handelt.

Als Folge der zunehmenden Ausgrenzung und Verfolgung von Juden wanderte Edith Wallach 1939 zusammen mit ihrem Mann Karl Eugen Wallach (1887–1974) und Sohn nach London aus. Nach Kriegsende beantragten Wallach und ihr Mann Entschädigungen und Wiedergutmachungen auf Bankguthaben und auf den Verlust ihrer Berliner Grundstücke.⁴⁸ Die Benutzung des Günderrode-Nachlasses in der Frankfurter Stadtbibliothek blieb Max Preitz zeit seines Lebens vorbehalten.⁴⁹

44 Max Preitz: Verzeichnis der Handschriften aus dem Nachlasse der Karoline von Günderrode (ehemaliger Besitz des Professors L. Geigers) (ebd., 2r–5v, hier 4r).

45 Max Preitz an Edith Wallach, 21. April 1938 (ebd., 20r–22v, hier 20r).

46 Preitz: Verzeichnis (Anm. 44), 2r.

47 Vgl. Handreichung zur Umsetzung der »Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz« vom Dezember 1999. Neufassung 2019, S. 38–39.

48 Ich möchte mich bei Herrn Rüdiger Haufe und Herrn Prof. Dr. W. Daniel Wilson für ihre Hilfe bei der Suche nach Informationen über Edith und Karl Eugen Wallach bedanken.

49 Betr.: Günderrode-Nachlass, 1. März 1963 (Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek J. C. Senckenberg [SUF], Ms. Ff. K. v. Günderrode Abt. 3., Bl. 1r–1v; hier 1r).

BETTINA VON ARNIM

Die Provenienzgeschichte der Bibliothek Bettina von Arnims (1785–1859), die Teilbestand der Familienbibliothek von Arnim in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (HAAB) in Weimar ist, lässt sich in verschiedenen Etappen vom Ende der 1920er Jahre an über die Nachkriegszeit, die Sowjetische Besatzungszone und DDR bis zur Wiedervereinigung in den 1990er Jahren nachvollziehen. Fast das gesamte zwanzigste Jahrhundert spiegelt sich somit in der Geschichte dieses Wegs der Bibliothek und Teile des handschriftlichen Nachlasses vom Familiengut Wiepersdorf bis zur Unterbringung und schließlich rechtmäßigen Aufnahme in Weimar wider. Zugleich bietet diese Provenienzgeschichte ein gutes Beispiel für die kulturpolitische Vereinnahmung der Dichterin Bettina von Arnim und ihres Nachlasses in der DDR.

Die Arnim'sche Familienbibliothek gelangte im Mai 1954 nach Weimar in den Bestand der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur. Sämtliche Bücher tragen deshalb, meist auf der Rückseite des Titelblattes, einen Stempel mit dem Besitzvermerk »Nationale / Forschungs- und / Gedenkstätten / in Weimar«.

Die Bibliothek umfasste zu diesem Zeitpunkt 4.983 Bände.¹ Darunter befand sich eine große Anzahl wertvoller Bücher, einige Inkunabeln, zahlreiche Erstausgaben aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert sowie alte Drucke und deren Bearbeitung durch Vertreter:innen der Romantik. Neben theologischen und politischen Schriften, Zeitschriften, Annalen und Chroniken, Judaika und Landkarten liegt ein besonderer Schwerpunkt der Büchersammlung auf Belletristik, Naturwissenschaft und Geschichtswerken aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert.² Bei einer ersten systematischen Erschließung der Bibliothek im Jahr 1929 wurde über den Bestand resümiert:

Der Charakter der Bibliothek ist nicht der einer ausgesprochenen Sammlung. Man hat den Eindruck, dass eine Vorliebe für eine bestimmte geistige Richtung

1 Vgl. Gertrud Meyer-Hepner: Das Bettina von Arnim-Archiv, in: *Sinn und Form* 6/4, 1954, S. 594–611, hier S. 610.

2 Vgl. Yvonne Pietsch: Die Familienbibliothek der von Arnims – zur Schwierigkeit einer Rekonstruktion des historischen Bestandes, in: *Neue Zeitung für Einsiedler* 14, 2017/2018, S. 99–107.

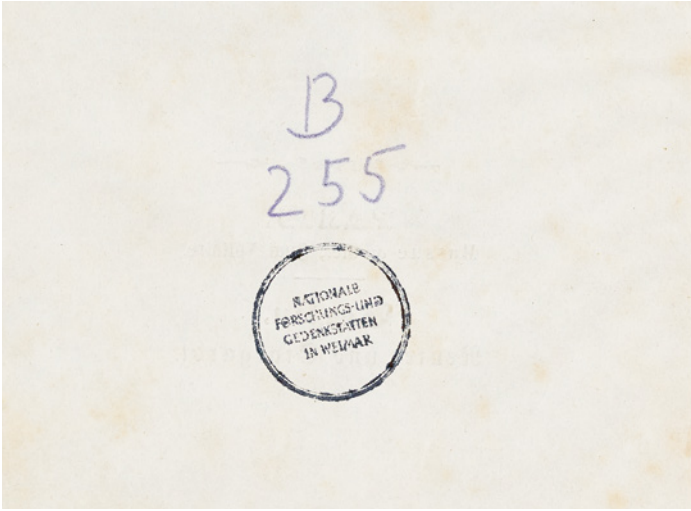


Abb. 1: Stempel mit dem Besitzvermerk »Nationale / Forschungs- und / Gedenkstätten / in Weimar« in sämtlichen Büchern der Arnim-Bibliothek, hier im Exemplar von Bettina von Arnims politischer Schrift *An die aufgelös'te Preußische National-Versammlung* (1848), Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Sign. B 255, © Klassik Stiftung Weimar.

oder Wissenschaft bei der Anregung nicht massgebend gewesen sein kann. [...] Sodass mehr eine Anhäufung von Büchern eines vielseitig interessierten Dichters, weniger eine liebevoll gepflegte Sammlung entstand.³

Der Teilbestand aus Bettina von Arnims Besitz lässt sich nur in wenigen Fällen explizit eingrenzen und bestimmen. Für den Bestand insgesamt sind nur in einzelnen Büchern Gebrauchsspuren wie handschriftliche Eintragungen oder Unterstreichungen ihrer Besitzer:innen nachweisbar – für die Bettina von Arnim zuzurechnenden Bücher ist dies nicht belegbar. Ihr können nur Widmungsexemplare zugeordnet werden, von denen einige noch aus der Zeit vor ihrer Heirat (1811) mit Achim von Arnim (1781–1831) stammen, wie etwa Ludwig Tiecks (1773–1853) zweibändiger Erstdruck von *Franz Sternbalds*

³ Werner Wilk: [Vorwort], in: ders. und Walther Encke: Katalog der Bibliothek Ludwig Achim und Bettina von Arnim Wiepersdorf, Masch., Wiepersdorf 1929 und (vermehrt und verbessert) 1934, auch online: https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/image/824996445/2/LOG_0000/ (Zugriff: 19. Juni 2023).

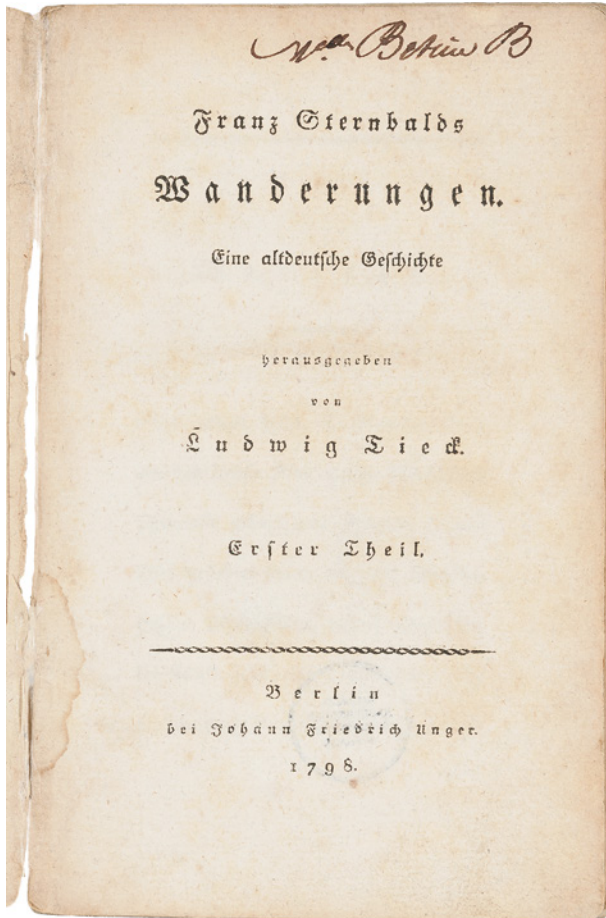


Abb. 2: Provenienzspuren: Ludwig Tiecks eigenhändige Eintragung des Mädchennamens »Mlle Betine B« in den Erstdruck von *Franz Sternbalds Wanderungen*, Band 1 (1798), Arnim-Bibliothek, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Sign. B 1357a, © Klassik Stiftung Weimar.

Wanderungen,⁴ in den er jeweils auf die Titelei eigenhändig ihren Mädchennamen »Mlle Betine B« schrieb.

4 Franz Sternbalds *Wanderungen*. Eine altdeutsche Geschichte herausgegeben von Ludwig Tieck. Erster Theil, Berlin 1798. (Arnim-Bibliothek in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Signatur B 1357a). Im zweiten Teil (B 1357b) ist der Vorname »B[etin]e« durch Papierausschnitt kaum lesbar.

Als verheiratete Frau und Mutter beschäftigte sich Bettina von Arnim nachweislich mit Homöopathie,⁵ so dass diesbezüglich einschlägige Bücher in der Familienbibliothek, wie etwa Samuel Hahnemanns (1755–1843) *Organon der Heilkunst*,⁶ wohl ihr zuzurechnen sind, wenngleich eine eindeutige Zuordnung wegen fehlender Gebrauchsspuren in den Büchern letztlich offenbleibt. Erst nach dem Tod ihres Mannes 1831 wurde durch ihre nun einsetzende schriftstellerische Tätigkeit sowie durch ihr politisches Engagement der Bücherbestand maßgeblich erweitert. Die Veröffentlichungen aus dem von Bettina von Arnim gegründeten Arnim's Verlag, in dem sie unter anderem die *Sämtlichen Werke* ihres Mannes publizierte,⁷ sind fast vollständig vorhanden. Des Weiteren geht eine umfangreiche Sammlung von Flugschriften nicht nur aus der Zeit des Bauernkrieges, darunter auch Schriften von Thomas Müntzer (1489–1525),⁸ sondern auch aus der Zeit der Revolution von 1848/1849 auf Bettina zurück.⁹ Zu ihren Interessensgebieten gehörten zudem Schriften für und gegen die Emanzipation der Juden. Nach dem Tod Bettinas (1859) kam nur ein Teil ihres handschriftlichen Nachlasses im Gut Wiepersdorf unter, wo sich das Familienarchiv sowie die Bibliothek befanden.¹⁰ Das Rittergut im Ländchen Bärwalde war für Achim von Arnim seit 1814 zum Hauptwohnsitz geworden.¹¹ Während Bettina mit den Kindern ab 1817 in Berlin wohnte,

- 5 Vgl. unter anderem Roland Schiffer: »... ich habe immer klüger gehandelt ... als die philisterhaften Ärzte ...«: romantische Medizin im Alltag der Bettina von Arnim – und anderswo, Würzburg 2006.
- 6 Arnim-Bibliothek in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Signatur B 2827.
- 7 Zu Bettina von Arnims verlegerischen Unternehmungen vgl. Yvonne Pietsch: Bettina von Arnim und ihre Verleger, in: Bettina von Arnim Handbuch, hg. von Barbara Becker-Cantarino, Berlin und Boston 2019, S. 287–294.
- 8 Unterlagen aus dem Institutsarchiv des Goethe- und Schiller-Archivs (GSA 150/A 189, Bl. 3).
- 9 Vgl. Yvonne Pietsch: Bettina von Arnim als Nutzerin der Familienbibliothek. Spurensuche einer weiblichen Lese- und Sammelleidenschaft, in: Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, hg. von Stefan Höppner u.a., Göttingen 2018, S. 50–61.
- 10 Vgl. hierzu Peter Anton von Arnim: Das Schicksal des Nachlasses von Achim und Bettina von Arnim in den Händen ihrer Nachkommen, in: Nachlass-Edition. Probleme der Überlieferung persönlicher Nachlässe des 19. Jahrhunderts und ihrer wissenschaftlichen Editionen, Berlin und Hamburg 2003, S. 84–95.
- 11 Zur Geschichte des Gutes nach 1945 vgl. Friederike Frach: Schloss Wiepersdorf. Das »Künstlerheim« unter dem Einfluss der Kulturpolitik in der DDR, Berlin 2012. Zu Bettina von Arnims Nachlass vgl. Barbara Becker-Cantarino: Bettina von Arnims Nachlass- und Editions-geschichte, in: dies. (Hg.): Bettina von Arnim Handbuch (Anm. 7), S. 628–637.

sorgte der Ehemann mit den landwirtschaftlichen Erträgen aus dem Gut für das Auskommen der Familie. Schon zu Lebzeiten bemühte sich Bettina um die Veröffentlichung und Tradierung der Werke und unveröffentlichten Manuskripte ihres Mannes und ihres Bruders Clemens Brentano (1778–1842). Mit Blick auf die konservative Haltung der Brentanos in Frankfurt und der von Arnims in Berlin traf sie Vorkehrungen, ihr eigenes literarisches Erbe vor Vernichtung und Zerstreung zu bewahren. Als ihren Nachlassverwalter zog sie den Diplomaten, Historiker und Publizisten Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) hinzu, mit dem sie seit dem Tod von dessen Frau Rahel (1771–1833) zusammenarbeitete und dem sie sich politisch und literarisch verbunden fühlte. Ihm übergab sie »an tausend handschriftliche Blätter«¹² aus ihrer Korrespondenz und an Manuskripten. Ab 1881 ging die Sammlung Varnhagen in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin über, heute gehört sie zur Biblioteka Jagiellońska in Krakau. Der übrige Nachlass wurde durch den zweitältesten Sohn Siegmund (1813–1890) verwahrt und bis zu dessen Tod unter Verschluss gehalten. Das familiäre Interesse an den Originalpapieren Bettinas lag fast ausschließlich auf der Auswertung ihrer Beziehung zu Goethe (1749–1832). Ihre liberale politische Gesinnung, die in ihren Briefen, Schriften und ihrer Büchersammlung zum Ausdruck kommt, wurde im wilhelminischen Deutschland nicht publik gemacht.

Inflation, Wirtschaftskrise, Fehlbewirtschaftung sowie schlechte Rentabilität der Güter im Familienbesitz insgesamt führten in den 1920er Jahren zu einer bedrohlichen finanziellen Notlage der Nachkommen. Die Familie von Arnim entschloss sich 1928 zum Verkauf des handschriftlichen Nachlasses Achim und Bettina von Arnims sowie eines Teilnachlasses Clemens Brentanos. Zur gleichen Zeit überlegte die Familie, unabhängig vom Verkauf der Handschriften, die Familienbibliothek zu veräußern. Mit der Sichtung und Katalogisierung der Originalpapiere und des Buchbestandes wurde der Schriftsteller Werner Wilk (1900–1970) beauftragt, der den Buchbestand in zehn »Wissensgebiete« aufteilte und die Titel im Katalog in diesen einzelnen Abschnitten in alphabetischer Ordnung darbot, mit Angabe des jeweiligen Standorts der verzeichneten Bücher in den Wiepersdorfer Regalen und Schränken.¹³ Fünf Jahre später legte Walther Encke (1890–1941), Schwager des damaligen Gutsbesitzers Friedmund Ernst von Arnim (1897–1946), mit

12 Karl August Varnhagen von Ense an Alexander von Humboldt, 13. September 1856. Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt, hg. von Ludmilla Assing. 4. Aufl., Leipzig 1860, S. 319.

13 Vgl. Wilk und Encke: Katalog der Bibliothek (Anm. 3).

Unterstützung seiner Frau Bettina Encke geb. von Arnim (1895–1971) einen Neudruck dieses Katalogs vor, da nach einer »eingehende[n] Durchforschung aller in Wiepersdorf befindlichen Schränke [...] eine grosse Anzahl Bücher« durch Enckes Schwiegermutter Agnes von Arnim (geb. von Baumbach, 1874–1959) zu Tage befördert worden war, die nun ebenfalls Eingang in den Katalog fanden.¹⁴

Im Februar und März 1929 kam es im renommierten Berliner Auktionshaus Karl Ernst Henrici (1879–1944) zu zwei Aufsehen erregenden Versteigerungen des handschriftlichen Nachlasses.¹⁵ Aufsehenerregend waren die Auktionen auch deshalb, weil das Auktionshaus in deren Verlauf selbst insolvent ging; die Familie erhielt daraufhin nur Teilbeträge aus den Auktionen ausgezahlt.¹⁶ Die Titel der Auktionskataloge *Bettine von Arnim: literarisches und politisches aus ihrem handschriftlichen Nachlass darunter Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* und *Arnim und Brentano: Des Knaben Wunderhorn. Handschriftliches aus dem Nachlaß der Bettine v. Arnim* geben Aufschluss über die Menge und Vielfalt der kostbaren Autographen. In der Folge wurde der Nachlass zerstreut und gelangte in den Besitz verschiedener Privatsammler:innen und Institutionen. Sowohl das Frankfurter Goethemuseum als auch das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv bemühten sich um die Rekrutierung zusätzlicher finanzieller Mittel, um bei den Auktionen mitbieten zu können. Beide Institutionen bekamen je 7.500 Reichsmark an Sonderzuwendung durch das Reichsministerium zur Verfügung gestellt.¹⁷ Hans Wahl (1885–1949), damaliger Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, war besonders am Erwerb des Briefwechsels Bettinas von Arnim mit Goethe interessiert und rechnete mit einem Kaufpreis in Höhe von 25.000 bis 30.000 Reichsmark, der jedoch bei der Auktion weit überboten wurde: Die Briefe wurden für 58.000 Reichsmark, zuzüglich Steuern für 67.000 Reichsmark¹⁸ versteigert und dem bibliophilen US-Amerikaner Dannie N. Heineman (1872–1962) zugeschlagen. 1977 gingen der Briefwechsel und andere wertvolle Autographen in den Besitz der

14 Vgl. Walter Encke: [Nachwort], in: ebd.

15 Karl Ernst Henrici: Auktions-Katalog Bettine von Arnim, Berlin [1929], Nr. 148; ders.: Auktions-Katalog Arnim und Brentano. Des Knaben Wunderhorn, Nr. 149, Berlin [1929]. Zu den versteigerten Büchern gehörten zum Beispiel Druckschriften, die für die Konzeption von »Des Knaben Wunderhorn« verwendet wurden, vgl. Henrici, Nr. 149, S. 42–43.

16 Vgl. von Arnim: Das Schicksal des Nachlasses (Anm. 10), S. 87.

17 Mehr war nicht zu erübrigen: »Die Bereitstellung eines höheren Betrages ist wegen Erschöpfung meines Fonds leider zur Zeit nicht möglich.« Carl Severing an Hans Wahl, 25. Februar 1929 (GSA 150/A 179, Bl. 38).

18 Vgl. zum Vorgang insgesamt GSA 150/A 179.

Pierpont Morgan Library in New York über. Während sich Ernst Beutler (1885–1960), der Direktor des Frankfurter Goethemuseums, darüber freuen konnte, »[a]lles fast, was von Clemens da war«,¹⁹ erworben zu haben, kaufte Wahl bei der zweiten Auktion Autographen Achim von Arnims im Wert von 5.958,15 Reichsmark und konnte damit »dem Archiv bedeutsame, von der Wissenschaft noch nicht beachtete Gegenstände«²⁰ zuführen.

Nach einer weiteren, im Juli 1929 abgehaltenen Auktion,²¹ bei der die bislang unverkauften Handschriften aus den Auktionen 148 und 149 erneut angeboten wurden, kamen die Restbestände aus den Dichternachlässen nach Gut Wiepersdorf zurück, wo sie in das umfassende Familien- und Gutsarchiv integriert wurden und bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges lagerten. Die Urenkel des Dichterpaars, Friedmund Ernst von Arnim, Herr über sämtliche Arnim'sche Güter, besonders aber dessen Schwester Bettina Encke, geb. von Arnim und der Vetter Oskar von Arnim (1900–1969) kümmerten sich in der Zeit der Kriegsjahre und der folgenden sowjetischen Besetzung um Erhalt und Rettung der Originalpapiere sowie der Bibliothek.²²

Mit Beginn der Bodenreform 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone wurden die von Arnims entschädigungslos enteignet. In den Räumlichkeiten des Gutes wohnten von nun an nicht mehr Agnes von Arnim, die Witwe des Enkels des Dichterpaars, Erwin von Arnim (1862–1928), und ihre Töchter, sondern Flüchtlingsfamilien und Neusiedler:innen. Während die Familie des Gutsherren Friedmund Ernst von Arnim in den Westen floh, Friedmund deportiert wurde und 1946 in einem Kriegsgefangenenlager in Tula starb,²³ blieb Bettina Encke von Arnim mit ihrer Familie in Wiepersdorf und setzte sich maßgeblich für den Erhalt des Gutes ein. Mit Verweis auf das politische Engagement ihrer Urgroßmutter und deren Einsatz für die soziale Frage²⁴ gelang

19 Ernst Beutler an Lujo Brentano, 15. April 1929, zitiert nach Joachim Seng: *Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn. Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 1881–1960*, Göttingen 2009, S. 339.

20 Hans Wahl an Gustav Stresemann, 10. April 1929 (GSA 150/A 179, Bl. 33–35).

21 Vgl. Karl Ernst Henrici: *Auktions-Katalog Handschriftlicher Nachlass der Bettine von Arnim, dritter und letzter Teil* [1929], Nr. 155.

22 Vgl. hierzu Unterlagen im GSA, u. a. GSA 150/A 188.

23 Vgl. hierzu die Autobiographie von Clara von Arnim: *Der grüne Baum des Lebens. Lebensstationen einer märkischen Gutsfrau in unserem Jahrhundert*, Bern, München und Wien 1989.

24 Diese bewusst mystifizierende Bettina-Bild setzte sich in der Rezeption in der DDR fort, vgl. Wolfgang Bunzel: *Klassenkampf und Systemkonkurrenz. Zur Rezeption Bettine von Arnims in der Frühzeit der DDR*, in: *Die blaue Blume in der DDR. Bezüge zu Romantik zwischen politischer Kontrolle und ästhetischem Eigensinn*, hg. von Friederike Frach und Norbert Baas, Berlin 2017, S. 48–76.

es ihr und anderen Befürworter:innen, Wiepersdorf »als Mustergut und historische Wohnstätte unter provinziale Obhut«²⁵ zu stellen. Andernfalls hätte dem Gut auch eine komplette Zerstörung drohen können. Encke von Arnim erhielt (entgegen üblicher Verfahren) weiterhin Bleiberecht im Dorf und einen regulären Anteil am aufzuteilenden Land. Wiepersdorf wurde zum Sitz der 1946 neu gegründeten Deutschen Dichterstiftung und zu einer »Arbeitsstätte für Kulturschaffende« umfunktioniert. Ausgewählte Schriftsteller:innen und Künstler:innen der DDR konnten sich dort einige Wochen zurückziehen und an ihren Werken arbeiten.

Das Familienarchiv der Gutsbesitzerfamilie, aufbewahrt »in den Schränken und Truhen, wohlverwahrt wie auch lose, in den Zimmern und auf dem Boden«,²⁶ wurde Volkseigentum. Es kam zu einer Aufteilung: Das Gutsarchiv und Teile des Familienarchivs kamen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam unter. Auf sämtliche in Wiepersdorf liegende Dichterschriften, einen großen Teil der Nachlässe der Kinder des Dichterpaars sowie auf die Familienbibliothek erhob die Deutsche Akademie der Künste Anspruch. 1951 wurde von der Akademie das Bettina von Arnim-Archiv gegründet: Bibliothek und Handschriften fanden nun in den Räumen am Pariser Platz 4 in Berlin ihren Platz.²⁷ Unter der Leitung der Literaturwissenschaftlerin Gertrud Meyer-Hepner (1888–1965) wurden die Bestände einer systematischen Ordnung unterzogen und in den Folgejahren mithilfe der Unterstützung aus der Arnim-Familie, unter anderem Oskar von Arnim,²⁸ um weitere Handschriften aus dem Familienerbe erweitert.

Wie bereits der Name des Archivs deutlich macht, rückte Bettina von Arnim gegenüber ihrem Mann in der DDR in den Vordergrund des wissenschaftlichen und zugleich kulturpolitischen Interesses. In der ersten Phase der sozialistischen Kulturrevolution prägten vor allem ihre politischen Schriften die Rezeption und das Bettina-Bild. Erstmals wurden ihre bislang nahezu unbekannt und unpubliziert gebliebenen politischen Schriften der 1840er Jahre, vor allem auch ihr Engagement für die preußisch-polnischen Gebiete zur Zeit der Revolution 1848/49 sowie ihr sozialer Einsatz für die Armen ausgewertet. Mit ihrer Arbeit *Der Magistratsprozeß der Bettina von Arnim* (1960) legte Gertrud Meyer-Hepner eine der ersten grundlegenden Arbeiten zu diesem Themenspektrum vor.

25 Frach: Schloss Wiepersdorf (Anm. 11), S. 39.

26 Meyer-Hepner: Bettina von Arnim-Archiv (Anm. 1), S. 597.

27 GSA 150/A 188, Bl. 2.

28 Schriftwechsel Oskar von Arnims mit dem Bettina von Arnim-Archiv über weitere aufgefundene Handschriften ebenfalls in GSA 150/A 188, passim.

1954 erfolgte der zweite Ortswechsel des Nachlasses: Das Bettina von Arnim-Archiv in Berlin wurde aufgelöst. Während die Handschriften – circa 600 aus den Federn Bettina und Achim von Arnims sowie »3 Büroschränke«²⁹ mit Briefen – in das für Dichter:innennachlässe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zuständige Goethe- und Schiller-Archiv eingegliedert wurden, kam die Büchersammlung im Weimarer Schloss unter:

Da die Bibliothek nicht signiert ist, muß vermieden werden, daß sie allzusehr durcheinanderkommt. Ich schlage daher vor, hier in Weimar einen Möbelwagen zu mieten, den Möbelwagen hier mit unseren 50 Tragen und etwa 6 großen Kisten zu beladen und mit der Bahn nach Berlin zu verfrachten,³⁰

schrrieb man aus der Bibliothek dem damaligen Direktor des Archivs, Helmut Holtzhauer (1912–1973). Bis zur endgültigen Fertigstellung der Magazinräume der Zentralbibliothek der deutschen Klassik im Weimarer Residenzschloss verblieben die Bücher offenbar in den Kisten. Ihre Aufstellung erfolgte schließlich auf der vierten Ebene des so genannten »Stahlmagazins«, das 1966/67 im Rahmen einer von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten verfügten Baumaßnahme³¹ in die Schlosskapelle eingebaut wurde.³²

Die Bibliothek wurde von nun an der Zentralbibliothek der deutschen Klassik zugeordnet. Dies bedeutete einen entscheidenden Schritt »aus der Wiepersdorfer Ungenutztheit in die Sphäre der Nutzbarmachung für die Bildung«,³³ wenngleich die ehemalige Leiterin des Bettina von Arnim-Archivs Meyer-Hepner bedauerte, dass die Bücher nicht weiterhin in Berlin verbleiben durften, »weist doch Berlin gerade in seinen Bücherbeständen schmerzhaft Kriegswunden auf, empfindliche Lücken, die von der Arnim-Bibliothek an einigen wichtigen Stellen ausgefüllt werden konnten«.³⁴ Die Bibliothek wurde nun erst signiert: Im Realbestand zählen die Signaturen (B-Signaturen) von B 1 bis B 3.524. Da einige Bände mehrere Titel enthalten, wird heute von einem Gesamtbestand von 3.839 Titeln und circa 6.000 Bänden ausgegangen. Die

29 Bericht über die Bestände des Bettina von Arnim-Archivs vom 20. April 1954 (GSA 150/A189, Bl. 5).

30 Brief der Bibliothek an Helmut Holtzhauer, 20. April 1954 (GSA 150/ A 189, Bl. 5).

31 Vgl. dazu GSA 150/1452, GSA 150/80.

32 Vgl. Arno Barnert: Die Schlosskapelle. Vom »Bachsaal« zum »Stahlmagazin«, in: Nach der Monarchie. Das Residenzschloss in Weimar 1928–2018. Funktion und Nutzung im Wandel, hg. von Gert-Dieter Ulferts unter Mitarbeit von Sebastian Dohe, Weimar 2022, S. 174–179.

33 Meyer-Hepner: Bettina von Arnim-Archiv (Anm. 1), S. 609.

34 Ebd., S. 610.



Abb. 3: Lagerung der Arnim-Bibliothek im ›Stahlmagazin‹ der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Schlosskapelle Weimar, historische Aufnahme aus dem Jahr 1998 (Photo: Yvonne Pietsch).

Aufstellung der Bücher erfolgte »in der Ordnung [...], in der sie auch in Wipersdorf gestanden hatten«,³⁵ wobei die bei der ersten Katalogisierung 1929 aufgefallenen Widersprüche³⁶ vermutlich nicht revidiert wurden. Während

³⁵ Konrad Kratzsch: Die Vorlagen zu Achim von Arnims »Wintergarten«. Aus den Beständen der Arnim-Bibliothek in der Zentralbibliothek der Deutschen Klassik, in: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliographie 29, 1968, S. 29–44, hier S. 35.

³⁶ Vgl. Werner Wilk: [Vorwort], in: Wilk und Encke: Katalog der Bibliothek (Anm. 3).

die Systematik bei der Bibliothek bestehen blieb, wurde 1991 ein Bestandsaustausch zwischen dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Staatsarchiv Potsdam (ehemals Brandenburgisches Landesarchiv) vorgenommen: Archivalien aus dem Gutsarchiv, vorwiegend mit Bezug auf die Geschichte der Gebäude, kamen nach Potsdam, Teile aus dem Familienarchiv mit hauptsächlichem Personenbezug wurden nach Weimar überführt.³⁷

Kurz nach der ›Wende‹ stellte Clara von Arnim (1909–2009), die Witwe des letzten Gutsherren, Friedmund Ernst von Arnim, aus dem Westen einen Antrag auf Rückübertragung aller Eigentumsrechte an Haus und Park sowie aller sonstigen Vermögenswerte. 1998 nahm sie davon (unter anderem gegen den Widerstand eines Teils der Familie) wieder Abstand. Zur Begründung führte sie an, dass die Handschriften und Bücher im Interesse der Erhaltung und Erforschung in der Klassik Stiftung verbleiben sollten.

Seit 1990 hatte sich ein gesamtdeutsches Forschungsinteresse zu Achim von Arnim formiert, das zur Konzeption und dem Erscheinen der historisch-kritischen *Weimarer Arnim-Ausgabe*³⁸ führte. Damit verlagerte sich das Forschungsinteresse an der Bibliothek auf Achim von Arnim und auf dessen Nutzung des Buchbestandes. 1998 wurden für die *Weimarer Arnim-Ausgabe* die Einzeltitel der Bibliothek in eine Datenbank eingepflegt und ein Abgleich mit dem Katalog von 1929 vorgenommen.³⁹ Die Daten sind inzwischen in den OPAC-Katalog der HAAB übertragen worden, der nach den B-Signaturen durchsucht werden kann. 2005 zog die Arnim-Bibliothek aus dem ›Stahlmagazin‹ in das neue Tiefenmagazin der HAAB um, wo sie auch heute noch untergebracht ist. Eine systematische Auswertung der Lektürespuren sowohl Bettina als auch Achim von Arnims steht indes noch aus. Es bleibt zu wünschen, dass dies in einem Supplementband der *Weimarer Arnim-Ausgabe* erfolgen und dabei auch auf Bettina von Arnims mögliche Lektürespuren gebührend eingegangen wird.

37 Vgl. Christa Rudnik: Bestandsabgrenzungen und Bestandsaustausch zwischen dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und dem Staatsarchiv Potsdam sowie dem Zentralen Staatsarchiv Potsdam, in: Archivmitteilungen 3, 1991, S. 136–137.

38 Zum Editionsplan vgl. die Broschüre Ludwig Achim von Arnim. Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Tübingen 1999.

39 Die Ergebnisse der unter der Leitung von Ulfert Ricklefs vorgenommenen Bestandsaufnahme sind zusammengefasst in einem masch. Manuskript, das in zwei Exemplaren zum einen in der HAAB, zum anderen im GSA einsehbar ist: Yvonne Pietsch: Bestandsaufnahme der Arnim-Bibliothek der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. 3 Bände masch., Weimar 1998 (Sign.: HAAB 187969 – B (1)–(3) und GSA N 65193 (1)–(3)).

THEODOR FONTANE

Die Provenienz des Nachlasses von Theodor Fontane (1819–1898) ist bis heute nur lückenhaft erforscht.¹ Es ist eine bewegte Geschichte, geprägt von Translokationen, Eigentums- und Besitzwechseln. Das ›Theodor-Fontane-Archiv‹, auf dessen Geschichte sich die folgende Darstellung konzentriert, begegnet dabei in zwei Bedeutungen. Bald nach Fontanes Tod taucht der Begriff als Bezeichnung für die Gesamtheit der Materialien auf, die Fontane hinterlassen hatte, für den ›echten‹ Nachlass also, der damals noch von den Erb:innen verwahrt, erschlossen und genutzt wurde, weshalb auch in dieser Hinsicht die Bezeichnung »Familienarchiv« gerechtfertigt scheint.² Schon früh erfuhr dieser echte Nachlass erhebliche Veränderungen: So hat Fontanes Witwe Emilie Fontane (1824–1902) Teilbestände, vor allem Briefe, vernichtet; die Manuskripte der bereits gedruckten Werke wurden 1902 dem Märkischen Museum (heute Stiftung Stadtmuseum Berlin) übereignet; der Nachlass wurde durch die systematische Sammlung von Briefen und Manuskripten durch Tausch und Abschriftnahme³ ergänzt. ›Theodor-Fontane-Archiv‹ ist hier ein Objektbegriff: So bezeichnet wurde insbesondere durch den Sohn Friedrich Fontane (1864–1941) die zunehmend geordnete und erschlossene Gesamtheit an Fontane-Überlieferungsträgern, die vom Anspruch her möglichst vollständig sein sollte. So verstanden ist ›Theodor-Fontane-Archiv‹ auch ein idealer Fluchtpunkt der sammelnden Tätigkeit bis in die Gegenwart.

Wird der Begriff heute verwendet, dann in der Regel als Bezeichnung für die seit fast 90 Jahren existierende Institution mit dem Namen ›Theodor-

- 1 Grundlegend dazu zuletzt Caroline Jessen: Nachlass und überlieferte Handschriften Fontanes, in: Theodor Fontane Handbuch, hg. von Rolf Parr u. a., Berlin und Boston 2023, Bd. 2, S. 907–919; dort auch Verweise auf die weitere einschlägige Literatur.
- 2 Der Begriff wird unter anderem verwendet von Manfred Horlitz: Auf dem Weg zu einer zentralen Sammelstätte aller Archivalien von und über Theodor Fontane, in: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen, hg. von dems., Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995, S. 15–69, hier S. 23–27.
- 3 So wurde beispielsweise das Manuskript von Fontanes Abednego-Übersetzung 1909 nicht erworben, sondern abgeschrieben. Vgl. Iwan-Michelangelo D’Aprile: Mit 180 Jahren Verspätung. Zur Veröffentlichung von Theodor Fontanes Übersetzung von Catherine Gores Roman »Abednego the Money-Lender« (1842), in: Fontane Blätter 113, 2022, S. 49–65, hier S. 60.

Fontane-Archiv«. Als Gründungsdatum gilt die Unterzeichnung des Kaufvertrages zwischen dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, vertreten durch Hermann Fricke (1895–1982), und den Erb:innen Fontanes, vertreten durch Friedrich Fontane, am 18. Dezember 1935 (Vorvertrag) beziehungsweise 21. Februar 1936 (definitiver Vertrag). Die Institution ›Theodor-Fontane-Archiv« steht in einer diskontinuierlichen Beziehung zu jener Materialmenge, für die diese Bezeichnung bereits in den ersten Jahren nach dem Tod des Autors verwendet wird. Das Wechselverhältnis zwischen Material und Institution sowie die epistemischen Objekte (wie Verzeichnisse, Inventare, Datenbanken), die dieses Wechselspiel hervorgebracht hat, bilden einen erhellenden Zugang zur Provenienzzgeschichte des Fontane-Nachlasses.

In fünf Kapiteln wollen wir im Folgenden wichtige Etappen dieser Geschichte darstellen. Wir tun dies im Bewusstsein, nicht mehr präsentieren zu können als den Aufriss eines Forschungsprogramms, das sich – in Kooperation mit anderen Fontane-bestandshaltenden Institutionen – der Überlieferungsgeschichte des Fontane-Nachlasses systematisch widmen müsste.

Zunächst werden wir die Genealogie der Institution ›Theodor-Fontane-Archiv« anhand einiger früher Verzeichnungsinstrumente skizzieren (erstes Kapitel). Dabei zeigt sich, dass die Ursprünge des Archivs in der Praxis des Bestandsbildners selbst zu verorten sind. Anschließend blicken wir in drei Kapiteln auf legale oder illegale (im Einzelfall auch auf missglückte) Eigentums- und beziehungsweise oder Besitzübergänge: auf das Scheitern der Ankaufverhandlungen mit der Preußischen Staatsbibliothek im Frühjahr 1933 (zweites Kapitel); auf die Versteigerung des im Familienbesitz verbliebenen Teils des Nachlasses im Oktober 1933 und die Gründung der Institution ›Theodor-Fontane-Archiv« (drittes Kapitel); schließlich auf die Auslagerung des Archivs und die Plünderung 1944/45 und den Neuaufbau ab 1958 (viertes Kapitel). Nach dessen Neugründung in den 1960er Jahren rückt die von der DDR-Kulturpolitik betriebene Konzentration des Fontane-Nachlasses in den Blick (fünftes Kapitel).

1 Das »Archiv vor dem ›Archiv«

Die Grundlagen für die Formierung seiner Arbeitsmaterialien zu einem Archiv gehen auf Fontane selbst zurück, der seine Korrespondenz und Manuskripte mit Umschlägen und Streifbändern zu Konvoluten zusammenfasste und beschriftete, Klebekonvolute seiner Arbeiten und teilweise ausführliche Listen von Teilbeständen anfertigte. Wiederholt hat er beispielsweise die Sammlung seiner Theaterkritiken, die über die Jahre zu vier umfangreichen

Folianten angewachsen war,⁴ inventarisiert. Diese Folianten mit aufgeklebten Zeitungsausschnitten sind heute verschollen. Überliefert sind zwei eigenhändige Verzeichnisse, ein achtseitiges, das chronologisch geordnet ist und den Zeitraum 1871 bis 1878 umfasst,⁵ und ein circa 40-seitiges, das alphabetisch geordnet ist und den Zeitraum 1870 bis 1888 umfasst, also weitgehend vollständig ist.⁶ Friedrich Fontane hat einige Ergänzungen nachgetragen. Für die Herstellung dieses Inventars hat Theodor Fontane ältere Verzeichnisse verwendet, aus denen er Teile ausgeschnitten und aufgeklebt hat. Die Häkchen hinter den einzelnen Einträgen legen die Vermutung nahe, dass dieses Verzeichnis zumindest einmal zu Revisionszwecken benutzt wurde. Diese pragmatisch angelegten Verzeichnisse dienten der Ordnung und effektiveren Benutzbarkeit der eigenen Arbeitsmaterialien.

In der Ordnung und Erschließung des Nachlasses durch die Erb:innen gewinnt im frühen zwanzigsten Jahrhundert das Theodor-Fontane-Archiv Kontur, und zwar einerseits als Materialmenge, andererseits als präinstitutionalisierte Praxis des archivarischen Sammelns, Bewahrens, Erschließens und Vermittelns. Als Friedrich Fontane im Namen der Erb:innen 1935/36 mit der Brandenburgischen Provinzialverwaltung verhandelte, ging es nicht nur um den Teilnachlass im engeren Sinne, sondern auch um den »*wissenschaftlichen Apparat*«,⁷ bestehend aus 19 »Karteien zum Theodor-Fontane-Archiv«,⁸ die das Fontane-Archiv betreffende Korrespondenz und eine umfangreiche Dokumentation. Über diese Materialien wurde am 20. Januar und 21. Februar 1936 ein zweiter Vertrag geschlossen.⁹ Die Abschriftenkonvolute

- 4 Hermann Fricke: Das Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, in: ders.: Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Gedichten und Briefen von Theodor und Emilie Fontane. Veröffentlichung aus dem Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, Rathenow 1937, S. 116–135, hier S. 128 (L 42); Manfred Horlitz (Hg.): Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs, Potsdam 1999, S. 89.
- 5 SBB-PK, Nachl. Theodor Fontane: ST 80.
- 6 Universität zu Köln, Theaterwissenschaftliche Sammlung: Au 2423.
- 7 Fricke: Das Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung (Anm. 4), S. 116.
- 8 Ebd., S. 134–135. Sämtliche Karteien, mit denen Friedrich Fontane den Nachlass seines Vaters erschlossen hat, sind heute verschollen. Überliefert ist lediglich eine Kartei, die während der Zeit der Auflösung und des Verkaufs des Nachlasses verliehen war und nicht von Friedrich Fontane zurückgefordert wurde. Vgl. Klaus-Peter Möller und Wolfgang Rasch: Die »Titanic von Borkum«. Eine Zeitungsnotiz von Fontane und die Geschichte ihrer Entdeckung, in: Fontane-Blätter 85, 2008, S. 8–15.
- 9 Brandenburgisches Landeshauptarchiv (= BLHA) Rep. 55 XI,869, Bl. 41–45, sowie die Zahlungsanweisung Bl. 64. Auch in diesem Fall ist der Vertrag selbst nicht in der

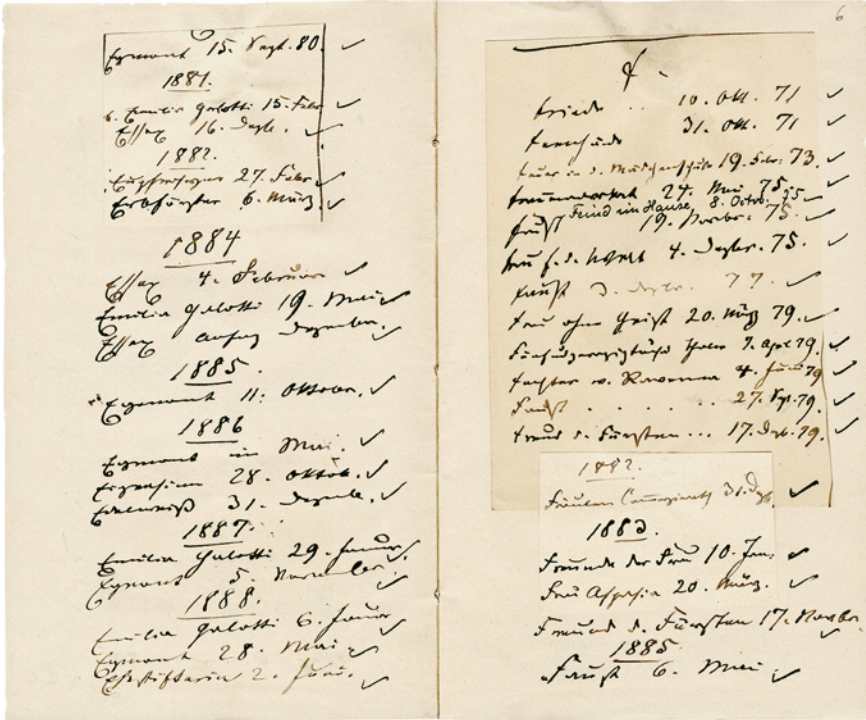


Abb. 1: Doppelseite aus einem von Theodor Fontane selbst angelegten Verzeichnis seiner Theaterkritiken 1871–1888, © Universität zu Köln, Theaterwissenschaftliche Sammlung; Au 2423.

und weitere Materialien, die sich noch im Besitz von Friedrich Fontane befanden, waren Gegenstand weiterer Verhandlungen, die in der Folgezeit geführt wurden.

Bemerkenswert sind die Zeugnisse der Selbstarchivierung und -inventarisierung des Bestandsbildners auch deshalb, weil in ihnen die Geschichte des Objektzusammenhangs und der Institution punktuell zusammenfallen: Ein Verzeichnis wie das heute in Köln verwahrte ist *zugleich* ein Element des echten Fontane-Nachlasses *und* ein Instrument der frühen Verzeichnung dieses Nachlasses im »Archiv vor dem ›Archiv‹«. ¹⁰

Akte überliefert. Als Kaufpreis für den Nachlass wurden 7.000 RM vereinbart, für den wissenschaftlichen Apparat 1.000 RM.

¹⁰ So Möller, Rasch: Die »Titanic von Borkum« (Anm. 8), S. 14.

2 Der gescheiterte Verkauf 1930–1933

Die Verzeichnisse des vorinstitutionellen Fontane-Archivs sind heute von großer Bedeutung, weil sie den Nachlass oder Teile daraus in einem danach nie wieder erreichten Umfang und in später häufig modifizierten Ordnungen beschreiben: 1933 wird auf einer Auktion etwa »ein gutes Viertel«¹¹ des angebotenen Nachlasses zerstreut; von den drei Vierteln, die auf der Auktion unverkauft bleiben und mit denen 1935/36 die Geschichte der Institution ›Theodor-Fontane-Archiv‹ ihren Anfang nahm, gingen 1945 etwa drei Viertel verloren.

Ihren Ausgangspunkt hatte diese fatale Zerstreungsgeschichte in einem provenienenzgeschichtlichen Nicht-Ereignis: im Scheitern eines Eigentumsübergangs. Ab 1929 versuchte Friedrich Fontane, den nun regelmäßig als ›Theodor-Fontane-Archiv‹ bezeichneten Nachlass¹² geschlossen an eine öffentliche Einrichtung zu verkaufen. Weder die Berliner Staatsbibliothek noch der Brandenburgische Provinzialverband, die Berliner Universität, die Stadt Berlin, das Märkische Museum oder das Geheime Staatsarchiv konnten sich zu einem Ankauf entschließen. Das hatte nicht nur mit den Preisvorstellungen Friedrich Fontanes zu tun, der bereit war, seine ursprünglichen Ziele in den Verhandlungen wesentlich zu reduzieren, sondern auch mit der noch unzureichenden Institutionalisierung der Sammlung von literarischen Nachlässen, die bereits 1889 von Wilhelm Dilthey (1833–1911) moniert worden war. Auch durch die Gründung des Goethe- und Schiller-Archivs 1896 hatte sich die Situation bis in die frühen dreißiger Jahre für den Raum Berlin-Brandenburg nicht wesentlich verbessert.

In seinem Gutachten vom 29. April 1933 für den Generaldirektor der Berliner Staatsbibliothek nahm der damalige Direktor der Handschriftenabteilung Karl Christ (1878–1943) das Angebot von Friedrich Fontane zum Anlass, sich prinzipiell über den Ankauf literarischer Nachlässe zu äußern – eine für die Staatsbibliothek neue Aufgabe von großer Bedeutung, auf die die Handschriftenabteilung allerdings personell und finanziell nicht vorbereitet war:

11 So Friedrich Fontane in seinem Rundbrief aus dem Juni 1935, vgl. den Abdruck in: Horlitz (Hg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam (Anm. 2), S. 202–204, hier S. 203.

12 Vgl. etwa den Brief von Friedrich Fontane an Paul Schlenther, Berlin, 2. März 1911, GSA 96/4230 (Kopie Theodor-Fontane-Archiv: Wa 248,75); ohne Angabe: Dienst an literarischen Werken. Eine Million Reichsmark notwendig, in: Berliner Tageblatt, 26. Oktober 1925, 1. Beiblatt.

In jüngster Zeit mehren sich die Fälle, dass literarische Nachlässe, deren Erhaltung im Interesse der literarhistorischen Forschung liegt, der Bibliothek zum Kauf angeboten werden. Gleichzeitig mit dem Nachlass Fontanes ist der umfangreiche und gleich wichtige Nachlass Adalbert von Chamisso von den Nachkommen des Dichters angeboten worden.¹³

Über einen eigenen Etat, der sie in die Lage versetzt hätte, auf solche Angebote zu reagieren, verfügte die Handschriftenabteilung nicht. Die provenienzen-geschichtliche Weichenstellung lag damit auf dem Tisch des Ministers:

Der Erwerb des Fontane-Nachlasses wurde bereits im Jahre 1930 erwogen. In dem Gutachten, das der Herr Vorsitzende des Beirats am 8. Oktober – Tgb. I. Nr. 1001/30 – dem Herrn Minister erstattete, und dem ich durchaus beistimme, wurde gegenüber der Forderung der Besitzer von 100.000 M. der Wert des Nachlasses auf 20.000 M, also die jetzt geforderte Summe, geschätzt. Entsprechend der Wertminderung der Handschriften und Autographen würde dieser Betrag auf rund 10.000 M. herabzusetzen sein und damit ein Ausgangspunkt für Verhandlungen werden. Falls das vorgesetzte Ministerium diese Summe zur Verfügung stellt, würde es vielleicht möglich, eine noch bestehende Differenz durch die Gesellschaft der Freunde oder durch Bibliotheksmittel auszugleichen.¹⁴

Nach einem Ministerial-Erlass vom 9. Juni 1933¹⁵ wurden aus dem Zentralfonds keine Mittel für die Erwerbung des Nachlasses von Theodor Fontane bewilligt. Das Angebot einer Ratenzahlung, mit dem die Staatsbibliothek den Ankauf trotzdem zu finanzieren versuchte, war für den 69-jährigen Friedrich Fontane inakzeptabel.¹⁶

13 Karl Christ: Gutachten, 29. April 1933, [S. 3] (SBB PK, Acta Handschriftenabteilung, Akten C, 1933–34, A–L).

14 Ebd.

15 SBB PK, Acta Handschriftenabteilung, Akten C, 1933–34, A–L [Aktennotiz, nach dem 9. Juni 1933]. Das in der Korrespondenz angegebene Aktenzeichen UI Nr. 21556 konnte noch nicht verifiziert werden.

16 Siehe zum Scheitern auch die Rechtfertigung von Friedrich Fontane in seinem Rundbrief vom Juni 1935 (Anm. 11).

3 Die Auktion 1933 und Institutionalisierung 1935/36

Nachdem die Verhandlungen mit öffentlichen Einrichtungen gescheitert waren, entschieden sich die Fontane-Erb:innen (federführend war auch hier Friedrich), den Nachlass versteigern zu lassen. Beauftragt wurde das Auktionshaus Hellmut Meyer & Ernst, das sich erst 1929 auf dem Berliner Autographen-Markt etabliert hatte, aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit eine beachtliche Reihe von Angebots-Katalogen vorgelegt und bereits früher ausgewählte Konvolute aus dem Fontane-Archiv versteigert hatte.¹⁷ Im August übergab Friedrich Fontane an seinem Wohnort in Neuruppin die zur Versteigerung vorgesehenen Teile des Archivs an eine Transportfirma, Ziel: Hellmut Meyer & Ernst mit Sitz in Berlin. War der Nachlass in den Verhandlungen zuvor noch in Hinblick auf seine literaturhistorische Bedeutung und seinen ökonomischen Wert betrachtet worden, wird er nun zu einem physischen Objekt schlechthin und entsprechend aufgelistet: »Notizbücher [circa] 6 [Kilo]«, »Ländchen Friesack u. Märkisches [circa] 7 [Kilo]« und so weiter.¹⁸

Das Auktionshaus erstellte daraufhin in bemerkenswert kurzer Frist den Katalog 35 für die Versteigerung am 9. Oktober 1933,¹⁹ eines der wichtigsten Dokumente in der Provenienzzgeschichte des Fontane-Nachlasses. Auf 47 Seiten (plus vier Seiten Nachtrag), aufgeteilt in 279 Lose (plus drei Lose Nachtrag), wurde hier der damalige Bestand letztmalig vor der endgültigen Zerstreuung ausführlich beschrieben. Es sind mehrere Exemplare des Auktionskatalogs überliefert, in die Augenzeugen oder Interessent:innen Notizen über Zuschlagspreise und über Käufer:innen eingetragen haben, in Einzelfällen wurden spätere Standortnachweise vermerkt.²⁰

17 Vgl. Autographen. Versteigerung 20. Juni 1931, hg. von Hellmut Meyer & Ernst, Berlin 1931 (= Katalog Nr. 17), S. 22–31 (Lose 108–118), Konvolute von Briefen u. a. an seine Mutter und seinen Vater, an seine Frau, seine Schwester Elise (1838–1923), an Mathilde von Rohr (1810–1889) und Karl Zöllner (1821–1897).

18 Friedrich Fontane an Hellmut Meyer & Ernst, Neuruppin, 29. August 1933, Theodor-Fontane-Archiv: Wa 2,29, abgedruckt in: Der Nachlaß Fontanes, beschrieben in einem unbekanntem Inventar. Geburtstagsgruß für Dr. Manfred Horlitz, in: Fontane Blätter 70, 2000, S. 72–73.

19 Theodor Fontane, August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe. Manuskripte und Briefe sowie ausgewählte Autographen. Versteigerung 9. Oktober 1933, hg. von Hellmut Meyer & Ernst, Autographenhandlung und Antiquariat, Berlin 1933 (= Katalog Nr. 35), online: <https://www.doi.org/10.11588/diglit.11967> (Zugriff: 1. August 2023); der Fontane-Nachlass ebd., S. 66–112.

20 Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang etwa das Exemplar von Kurt Schreinert (1901–1967), das im Fontane-Archiv überliefert ist (Theodor-Fontane-Archiv: 58/7190 c). Schreinert beginnt offenbar erst lange nach der Auktion damit, sein

[Theodor Fontane]

- 19) Ach ich bin der Verse müde. Eigh. Urschrift (1889). 4 vierzeil. Strophen. 1 Seite. Folio.
 20) — Eigh. Manuskript desselben Gedichtes, rückwärts ein zweites. 2 Seiten. Folio.
 21) An den Häusern... Eigh. Urschrift (1846). 5 Seiten. Folio.
 22) Alleheiss'ich Sie willkommen. Eigh. Urschrift (1876). 2 Seit. Folio.
 23) Zur Shakespeare Feier 1864. Eigh. Urschrift. 6 achtzeil. Strophen. 3 Seiten. Folio.

2. Romane. Novellen

Unvollendetes

- 450 464 **Allerlei Glück.** Entwürfe, Skizzen und Gespräche zu dem grossen Roman, der 2–3 Bände umfassen sollte. Ca. 328 Folioseiten.
 Auf den Rückseiten: Teile aus den Urschriften von Vor dem Sturm, Grete Minde, Krieg 1870/71, Wanderungen und Theaterkritiken. — Fontane liess diesen Roman unvollendet liegen, verarbeitete jedoch einzelne Teile daraus in seinen andern Romanen.
- 35 465 **Onkel Ehm.** Eigh. Manuskript zu der Novelle. 25 Seiten. Folio.
 Erster Entwurf, der als Druckvorlage diente mit geringen Korrekturen. Auf den Rückseiten Urschrift-Scenen, z. Tl. korrigiert aus „Vor dem Sturm“.
- 70 466 **Eleonore.** Eigh. Entwürfe zu einer Novelle. Ca. 1880. Ca. 140 Seiten. Folio.
 Knüpft an die verstorbene Gräfin Grote, die Freundin des Königs von Hannover an. Behandelt sehr interessant das Verhältnis von Kirche und Staat, das Sektentwesen, die Verinnerlichung des Glaubens u. a. — Beiliegend zahlreiches Zeitungsmaterial.
- 13 467 **Die Goldene Hochzeit-Reise.** Eigh. Manuskript. 7 Seiten. Folio. *Referieren*
13 Referieren
 468 **Die Likedeeler oder Klaus Störtebecker.** Eigh. Notizen, Entwürfe, Skizzen u. a. zu dem grossen Seeräuberroman, den der Siebzigjährige schreiben wollte. Ca. 230 Seiten. Verschiedenste Formate.
 Zahlreiche Gedichtentwürfe sind unter dem vorliegenden Material, diese sollten in dem Roman verwendet werden. Als Motiv dichtete Fontaine:
 „Störtebecker un Göde Michel
 De roweden Beyde tho like Deel,
 Tho Water un to Lande,
 Bis Unsen Herrgott dat nich mehr gefell,
 Da kämen se Beyd tho Schande“.
- 500 469 **Mathilde Möhring.** Eigh. Manuskript des Romans in der ersten Fassung. In 17 Kapiteln. 267 Folioseiten.
Shali
 Auf den Rückseiten finden sich Teile der Manuskripte von Unwiederbringlich und Frau Jenny Treibel sowie Auf der Suche, Notizen zu den Wanderungen sowie vor allem die Urschriften zu den Gedichten: Letzte Begegnung (Kaiser Friedrich-Gedicht), Alte Fritz Grenadiere, Jan Bart, In memoriam Nicolai, Unsere deutsche Frau, Verzeiht, Die Gans von Putlitz, Sommer und Winter, Geheimrat, Das offizielle Preussen, Fritz Katzfuss, Die Frage bleibt, Meine Gräber, Am Jahrestag, Man hat es oder hat es nicht, Wie man's machen muss, Es bleibt auf dem alten Fleck, Swend Gabelbart, Olaf Kragebeem, Herluf Trulles Begräbnis, Waldemar Atterdag.
- 120 470 **Oceane von Parseval.** Eigh. Manuskript. Entwurf zu einer Novelle. 45 S. Folio.
Shali?
 Die Rückseiten zum Teil bedeckt mit:
 1. Manuscript a. d. 70er Kriegsbuch.
 2. Notizen aus „Vor dem Sturm“.
 3. Bruchstück über: Perez Galdos, Gold (span. Roman).
 4. wohl „Jungfrau von Orleans“, Theaterkritik.
 5. Kritik über ein dänisches Helden-Epos.

Hellmut Meyer & Ernst, Berlin W 35, Lützowstrasse 29.

Abb. 2: Katalog der Fontane-Auktion vom 9. Oktober 1933, Exemplar von Charlotte Jolles (1909–2003) mit handschriftlichen Anmerkungen, © Theodor-Fontane-Archiv: 58/7190 b, S. 78.

In der Kombination der Deskriptionen und der handschriftlichen Annotationen²¹ erweist sich der Auktionskatalog als ein komplexer, unterschiedliche Zeitschichten verknüpfender Provenienzspureenträger, der diesen Teil des Fontane-Nachlasses in der Bewegung seiner Zerstreuung dokumentiert.

Die Auktion und der Nachverkauf hatten, darüber waren sich alle Beobachter:innen einig, nur einen bescheidenen Erfolg: Der größte Teil der Lose blieb unveräußert. Friedrich Fontane sah sich wiederum vor die Frage gestellt, was aus dem immer noch erheblichen Rest-Nachlass werden sollte. Durch erneute Vermittlung des Archivars Johannes Schultze kam es zu Verhandlungen, die Hermann Fricke im Auftrag der Brandenburgischen Provinzial-Verwaltung führte. Zu den Besonderheiten der Entstehung des Theodor-Fontane-Archivs als Institution gehört, dass bereits 1935/36 beim Ankauf der ursprüngliche Nachlass nur noch als Torso existierte. Durch den Ankauf war ein echter Teil-Nachlass Fontanes in die Institution ›Theodor-Fontane-Archiv‹ überführt worden. Erst später – als Nachlässe oder Nachlassteile von Willibald Alexis (1798–1871), Friedrich de la Motte Fouqué (1777–1843), Martin Anton Niendorf (1826–1878) und anderen Autoren angekauft wurden – erfolgte eine Einordnung der Fontane-Erwerbung in die umfassendere Konzeption eines als Landeseinrichtung der Provinz Brandenburg zu gründenden Märkischen Schrifttumsarchivs, also eines regionalen Literaturarchivs.

4 Auslagerung und Plünderung 1944/45, Neuaufbau ab 1958

Als die wertvollen Sammlungen des Brandenburgischen Provinzialverbandes am 26. April 1944 evakuiert wurden, um sie möglichst vor Kriegseinwirkungen zu schützen, wurde das Fontane-Archiv zusammen mit der Landes-

Exemplar mit handschriftlichen Informationen anzureichern. Bei Los 489 »Sommerbriefe aus dem Havelland« hält er zunächst, auf einen Kriegsverlust hinweisend, mit Bleistift »Fontane-Archiv in Potsdam (verloren)« fest – um dann später mit Tinte zu ergänzen »jetzt Amerika-Gedenkbibliothek [...] (nur Titelblatt)«. Nach einer Rückführung 1989/90 befindet sich das Blatt im Übrigen heute wieder im Fontane-Archiv.

21 In einem Projekt wertet das Theodor-Fontane-Archiv gerade sämtliche derzeit bekannten Exemplare des Auktionskatalogs in Hinblick auf handschriftliche Ergänzungen aus. Eine Open Access-Publikation der von Klaus-Peter Möller und Lea Baumgart erarbeiteten Ergebnisse als ›Digitales Beiheft der Fontane Blätter‹ ist für 2025 geplant.

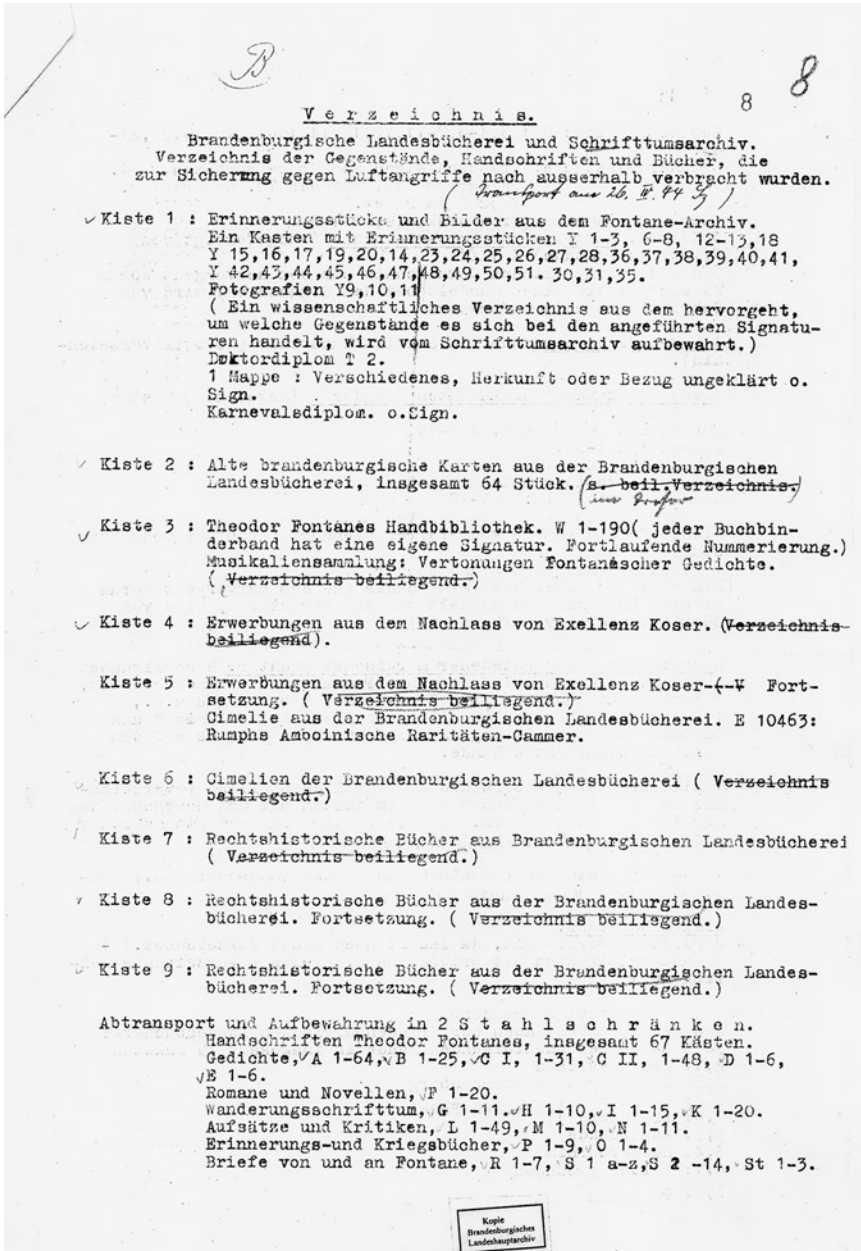


Abb. 3: Seite aus dem Verzeichnis der 1944 ausgelagerten Bestände von
Brandenburgischer Landesbücherei und Schrifttumsarchiv, Transport 6. April 1944,
© Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 55 XI, 401, Bl. 8r.

bücherei und dem Schrifttumsarchiv verpackt und ausgelagert.²² Pack- und Transportlisten geben global Auskunft darüber, welche Materialien betroffen waren und in welchem Zusammenhang sie verlagert wurden: »Abtransport und Aufbewahrung in 2 *Stahlschränken*« und »Handschriften Theodor Fontanes, insgesamt 67 Kästen« ist in einem maschinenschriftlichen Verzeichnis vermerkt.²³ Am Auslagerungsort, im Provinzialgut Rotes Luch, sind die Handschriften bis zum Kriegsende geblieben, allerdings wurde das Depot 1945 geöffnet und geplündert.²⁴ Als endlich eine Rückführung nach Potsdam möglich war, zeigte sich, dass große Teile des Bestandes fehlten. Archivleiter Manfred Horlitz (1930–2014), der die Verluste aufgrund früherer Verzeichnisse dokumentierte, bezifferte sie auf 75 Prozent.²⁵

Bis heute liegt die frühe Nachkriegszeit des Fontane-Archivs weitgehend im Dunkeln. Klar ist: Bei Weitem nicht alle Materialien wurden in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsmonaten zerstört, erhebliche Teile müssen gestohlen worden sein. Mehrfach gelangten Handschriften aus dem Bestand des Fontane-Archivs auf den Autographenmarkt, wobei größere Konvolute häufig zerlegt wurden. Wer dafür verantwortlich war, ist unbekannt. Diese Verkäufe blieben nicht unbemerkt. Bereits 1955 verfasste die ehemalige Archivmitarbeiterin Jutta Neuendorff-Fürstenau (1913–1997) für das Deutsche Literaturarchiv Marbach einen Bericht über den Fontane-Nachlass, in dem sie auf mehrere Fälle hinwies, bei denen Fehlerware aus dem Bestand des Theodor-Fontane-Archivs zum Verkauf angeboten wurde.²⁶ – Bis heute werden damals gestohlene Archivbestände zurückgeführt: Neben großen

- 22 Siehe hierzu auch ausführlicher Klaus-Peter Möller und Peer Trilcke: Das Theodor-Fontane-Archiv 1945 – und 75 Jahre danach. Unbekannte Dokumente zur Bestands-geschichte, in: Fontane-Blätter 110, 2020, S. 8–23, hier S. 11–15.
- 23 BLHA Rep. 55 XI, 401 Kunstschutz: Unterbringungsmöglichkeiten von Kunst- und Kulturgut in vor Feindeinwirkung geschützten Bergungsstätten in der Provinz Brandenburg, Bl. 7–12, hier Bl. 8r. Vgl. den Abdruck der entsprechenden Dokumente in: Möller, Trilcke: Das Theodor-Fontane-Archiv (Anm. 22), S. 12–15.
- 24 Vgl. zum Folgenden: ohne Angabe: Die Ereignisse im »Roten Luch« 1945 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs. Ein abschließender Bericht, in: Fontane Blätter 12, 1974, S. 276–282.
- 25 Horlitz (Hg.): Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs (Anm. 4), online: <https://www.fontane-archiv.de/horlitz-vermisste-bestaende-1999>. Siehe auch die Dokumentation unter <https://www.fontane-archiv.de/bestaende/handschriften/vermisste-bestaende> sowie die Suchmeldung in der Lost Art-Datenbank des Deutschen Zentrums Kulturgutverluste <https://www.lostart.de/de/verlust/institution/theodor-fontane-archiv/540554> (alle Zugriffe: 1. August 2023).
- 26 Vgl. den Abdruck des Berichts bei: Möller, Trilcke: Das Theodor-Fontane-Archiv (Anm. 22), hier S. 17–19.

institutionellen Rückführungen, etwa von der Amerika-Gedenkbibliothek 1989/90 oder der Stadtbibliothek Wuppertal 2001, wurden auch aus privater Hand vermisste Bestände an das Archiv zurückgegeben.²⁷

Nach ihrer Bergung 1946 wurden die Restbestände des Märkischen Schrifttumsarchivs in der 1947 neu gegründeten Brandenburgischen Landesbibliothek (die ab 1948 den Namen ›Landes- und Hochschulbibliothek‹ trug) untergebracht. Bereits 1950 wurde ein Fontane-Zimmer eingerichtet. 1958 begann Joachim Schobeß (1908–1988) mit der systematischen Neu-Inventarisierung des Bestandes in dem bis heute geführten Handschriften-Zugangsbuch des Fontane-Archivs.²⁸ Schnell wuchs dieses Bestandsverzeichnis in den folgenden Jahren an: durch Ankäufe und Schenkungen in beträchtlichem Umfang wie durch die vollständige Neu-Inventarisierung der Altbestände. Auch die Altbestände des Märkischen Schrifttumsarchivs, das im Bestandsverzeichnis nun als ›Brandenburgisches Schrifttums-Archiv‹ beziehungsweise ›BSA‹ auftaucht, wurden hier verzeichnet. In den ersten Jahren prägt ein gemischtes Bild die Einträge in diesem Bestandsverzeichnis. Neben die in bemerkenswertem Umfang aufgenommene Erwerbungsstätigkeit (Einträge markiert mit ›K‹ für ›Kauf‹) tritt die Re-Inventarisierung von Altbeständen (Einträge markiert mit ›Ü‹ für ›Übernahme‹), einerseits mit der »Bezugsquelle« »Fontane-Archiv«, andererseits mit der »Bezugsquelle« »Brandenburgisches Schrifttums-Archiv«. Hinzu treten Schenkungen (Einträge markiert mit ›G‹ für ›Geschenk‹). 1961 war diese Re-Inventarisierung weitgehend abgeschlossen, in den nächsten Jahren tragen nur noch vereinzelt Einträge das Kürzel ›Ü‹. Ende des Jahres 1963 resümierte Schobeß einen Gesamthandschriftenbestand von 1.182 Handschriften in 1.482 Einzelstücken. Davon entfielen 702 Handschriften in 929 Einzelstücken auf das Fontane-Archiv, also etwa 60 Prozent. Die anderen circa 40 Prozent waren ›Brandenburgica‹,²⁹ also andere Bestandteile des Schrifttumsarchivs.

5 Kulturpolitische Interventionen der 1960er Jahre

Während auch die folgenden Jahre teils erhebliche Ankäufe von Fontane-Autographen mit sich brachten, griff Mitte und Ende der 1960er Jahre die DDR-Kulturpolitik in die Bestandsstruktur und in die institutionelle Organisation des

27 Vgl. zuletzt den Bericht über zwei ›Rückgaben‹ bei Klaus-Peter Möller: Ernst Georg Bardey und Carl Blechen. Zwei faszinierende Objekte zurück im Theodor-Fontane-Archiv, in: *Fontane Blätter* 110, 2020, S. 24–38.

28 Bestandsverzeichnis. Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgisch[en] Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam, 1958ff.

29 Ebd., S. [134].

Theodor-Fontane-Archiv ein. 1965, im Jahr der 30-Jahr-Feier der Institution ›Theodor-Fontane-Archiv‹, begann die Zusammenführung der Fontane-Bestände aus einer Reihe von Berliner Einrichtungen im Theodor-Fontane-Archiv: Es wurden Dauerleihverträge mit der Deutschen Staatsbibliothek (Ost), der Humboldt-Universität zu Berlin und der Stadtbibliothek Berlin (Ost)³⁰ abgeschlossen. Horst Kunze (1909–2000), Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek, verwies anlässlich einer Feierstunde am 18. Dezember 1965 auf die »unrühmliche Rolle«, die die Staatsbibliothek bei der Zerstreung des Fontane-Nachlasses in den frühen 1930er Jahren »gespielt hat«, und sah die Zusammenführung als wichtiges Mittel zur »maximale[n] Unterstützung der Wissenschaft seitens der wissenschaftlichen Sammlungen«.³¹ Was im Modus der Festansprache wie ein selbstloser Akt erscheint, wird (kultur-)politische Hintergründe gehabt haben, die noch weitgehend unaufgeklärt sind. Dass diese Zusammenführung politisch gewollt und forciert wurde, legt die – vor der Festansprache von Horst Kunze erfolgte – Ansprache von Kurt Brückmann (1917–1997), Leiter der Abteilung wissenschaftliche Bibliotheken, Museen und Publikationen des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen, nahe, die Unterstützung »bei der Konzentrierung aller in der DDR vorhandenen Fontane-Archivalien« zusichert: Das Staatssekretariat werde »auf die ihm unterstellten wissenschaftlichen Bibliotheken entsprechenden Einfluß nehmen«.³²

Bekräftigt wurde diese kulturpolitische Agenda vier Jahre später. 1969, im Jahr des 150. Geburtstags Fontanes, sprach Bruno Haid (1912–1993), Stellvertreter des Ministers für Kultur der DDR, anlässlich einer großen Fontane-Konferenz zu den Teilnehmer:innen – und gab erneut »der Hoffnung Ausdruck [...], daß weitere öffentliche wissenschaftliche Einrichtungen unserer Republik, die im Besitz wichtiger Fontane-Handschriften sind«, an der »Konzentration« des Fontane-Nachlasses mitwirken.³³

30 Erst 2020 identifiziert als Eigentum des Vereins für die Geschichte Berlins, seit 2021 mit einem neuen Dauerleihvertrag im Theodor-Fontane-Archiv.

31 Horst Kunze: Übergabe der Fontane-Autographe der Deutschen Staatsbibliothek an das Theodor-Fontane-Archiv, in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Symposium zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam, hg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam 1966, S. 121–122, hier S. 121.

32 Kurt Brückmann: Das Theodor-Fontane-Archiv gestern, heute und morgen, in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Symposium zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam, hg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam 1966, S. 113–120, hier S. 120.

33 Bruno Haid: Festansprache des Stellvertreters des Ministers für Kultur der DDR, in:

1972 = 3 Autographe mit 4 hs. Seiten + 6 Fotokopien auf dieser Seite!

439

1972

Lfd. Nr.	Datum	Charakter der Erwerbung	Verfasser und Buchtitel	Art der Erw.	Bestandsquelle	Preis M	Fach	Bde III	Bde IV	Bemerkgn.
44	4.6.	A	Fontane, Th. an Christian Morgenstern, 12. Juni 1889	g	Selbstkopie, Morgenstern, Th. & K. v. 2. 1889, Frankfurt/M.	Ca	Ca	1	1	Ca 1355
45	"	A	" " an Hermann Conig 2. 7. 1889	g	20. Universitäts-Bib. Bonn	-	Ca	1	1	Ca 1356
46	9.6.	A	" Br. an Lybekant v. M. 12. 1860 Fot.	g	"	-	Ca	1	1	Ca 1357
47	"	A	" Br. an August Dehler v. 8. 1. 1861 Fot.	g	"	-	Ca	1	1	Ca 1358
48	3.8.	A	Kirchenbuch: Training Thorst. a. Emilie Fontane 1859	g	Wittenberg-Museum Berlin	-	ga	1	1	ga 22
49	"	A	" : Tod von Theodor Fontane 1898	g	"	-	ga	1	1	ga 23
x 50	14.10.	A	Fontane, Th.: Brief an Emilie Kummer vom 1896	h	Adam, Berlin-De	-	B	1	1	B 437
x 51	"	A	Fontane, Emilie: Von 30. Dez. 1854	h	"	3542,-	H	1	1	H 67
x 52	"	A	" " : Einmal vor Jahren las ich e. Schick	h	"	-	H	1	1	H 68
<p><u>Abschrift am 31. 12. 1972: 2143 Autographe in Nr. mit 15704 hs. Seiten</u> 21 Akten (20 Verl. Fontane + 1 Akte Schremsst) 4604 Abschriften in Fotokopien von Handschr. + Autogr.</p>										
<p><u>1973</u> Ehemalige Dauerleihgabe der Deutschen Staatsbibliothek a. n. v. 1965; seit 1969 Eigentum des Theodor-Fontane-Archivs.</p>										
1		A	auf dem Lande.	ii	358 Berlin			1	1	St 1
2		"	Eine Nacht in Topfero Hotel. 1851	"	"			1	1	St 2
3		"	Mit der Zeit.	"	"			1	1	St 3
4		"	Mein Kirchenjahr.	"	"			1	1	St 4
5		"	Der Kartenschieber.	"	"			1	1	St 5
6		"	Melusine von Cadoudal.	"	"			1	1	St 6
7		"	Die Brüder Witzelberger	"	"			1	1	St 7
8		"	Atelierbesuche.	"	"			1	1	St 8
9		"	Wo sind die Schiffe des Norddeutl. Lloyd?	"	"			1	1	St 9
10		"	Im Blick von der Alben-Brücke	"	"			1	1	St 10
11		"	auf dem Flachdach	"	"			1	1	St 11
12		"	Dichterinspirationen.	"	"			1	1	St 12
13		"	Großmutter Schack	"	"			1	1	St 13
14		"	Das Weib, das Weib.	"	"			1	1	St 14
15		"	Gräde Foelke	"	"			1	1	St 15
16		"	Das Gelübde von Bornhöved	"	"			1	1	St 16
17		"	Roman - Knabenleben	"	"			1	1	St 17
18		"	Mittlerer Stoff	"	"			1	1	St 18
19		"	Der Erzieher	"	"			1	1	St 19
20		"	„Unverändert das Deine“	"	"			1	1	St 20
21		"	Erich Sparr	"	"			1	1	St 21
22		"	Kunst- u. Klavir-Roman	"	"			1	1	St 22
23		"	Chronica	"	"			1	1	St 23
24		"	Historische Romane	"	"			1	1	St 24
25		"	Die Popoias Frauen	"	"			1	1	St 25
26		"	Konfig Ullsfeld	"	"			1	1	St 26
27		"	Hans und Jette	"	"			1	1	St 27

1:1000 A 90 95 P 12/20

Abb. 4: Bestandsverzeichnis des Theodor-Fontane-Archivs 1958–2002, S. 139, © Theodor-Fontane-Archiv.

Die provenienzgeschichtliche Komplexität dieser Jahre wird gesteigert durch eine institutionspolitische Entscheidung, auf die Haid in seiner Ansprache ebenfalls hinweist: Ab dem 1. Januar 1969 war das Fontane-Archiv in den »Verband der Deutschen Staatsbibliothek« integriert.³⁴ Die Gründe für diese Angliederung sind bis heute nicht aufgearbeitet; ob es allein »wissenschaftliche Erwägungen« von »Archivleiter Schobeß und Bibliotheksdirektor Dr. Brandes« waren,³⁵ wie es in der bisherigen Geschichtsschreibung des Theodor-Fontane-Archivs heißt, ist zu diskutieren.

Die Änderung der institutionellen Zugehörigkeit hatte auch Folgen für die Kontur des Bestandes, die Schobeß im Bestandsverzeichnis des Fontane-Archivs registrierte: zum einen markierte er nachträglich mit Rotstift die Altbestände des »Brandenburgischen Schrifttumsarchivs« und vermerkte deren Übergabe an die »Deutsche Staatsbibliothek, HS-Abtg, April 1969«;³⁶ zum anderen trug er die Fontane-Bestände der Deutschen Staatsbibliothek (Ost) in das Bestandsverzeichnis des Fontane-Archivs ein. In einer Zwischenüberschrift erklärte er: »Ehemalige Dauerleihgabe der Deutschen Staatsbibliothek a.d.J. 1965; seit 1969 Eigentum des Theodor-Fontane-Archivs«.³⁷

Betrachtet man die kulturpolitischen Interventionen der 1960er Jahre unter der doppelten Perspektive der Material- und Institutionsgeschichte des Theodor-Fontane-Archivs, dann erweisen sich die Translokationen und Eigentumsübertragungen dieser Zeit als der letzte große Versuch, der Zerstreuung entgegenzuwirken: Das Fontane-Archiv sollte möglichst alles von Fontane, aber eben auch nur Fontane beherbergen. Das Konzept Schrifttumsarchiv wurde aufgegeben.

Nach der deutschen Wiedervereinigung wurden die ehemaligen Bestände der Deutschen Staatsbibliothek aus dem Theodor-Fontane-Archiv zurück in das Eigentum der Staatsbibliothek zu Berlin in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz übertragen, es wurden erneut Leihverträge darüber geschlossen, die schließlich 2014 gekündigt wurden. Die 1969 – nach allem, was wir wissen – im Eigentumstausch mit den Fontane-Beständen an die Staatsbibliothek abgegebenen »Brandenburgica« verblieben nach der Wende aus bisher

Fontanes Realismus. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam. Vorträge und Berichte. Im Auftrage der Deutschen Staatsbibliothek hg. von Hans-Erich Teitge und Joachim Schobeß, Berlin 1972, S. 15–24, hier S. 17.

34 Ebd.

35 Horlitz: Auf dem Weg zu einer zentralen Sammelstätte aller Archivalien (Anm. 2), S. 51.

36 Siehe unter anderem Bestandsverzeichnis (Anm. 28), S. [94–103].

37 Ebd., S. [139].

nicht ersichtlichen Gründen in der Staatsbibliothek. Diese frühe Nachwendegeschichte mit der politisch geführten Neubestimmung der Eigentumsverhältnisse ist dabei bisher historiographisch genauso wenig aufgearbeitet wie die kurz vor der Wiedervereinigung in Form des ›deutsch-deutschen Kulturaustausches‹ erfolgte, also ebenfalls kulturpolitisch bedingte Rückführung von Beständen aus Institutionen öffentlicher Hand an die Institutionen, denen diese Bestände ursprünglich gehörten.

6 Ausblick

Als Friedrich Fontane das Archiv aufbaute, sammelte er auch jene Korrespondenz seines Vaters, die sich nicht im Nachlass befand, tauschte Briefkonvolute mit dessen Korrespondenzpartner:innen beziehungsweise deren Erb:innen oder ließ Briefe aus, um Abschriften zu erstellen und diese dem Archiv hinzuzufügen. Einen öffentlichen Aufruf, die Briefsammlung zu unterstützen, schickte er 1907 an alle wichtigen Zeitungen in allen großen deutschen Städten. Er wurde über hundertmal abgedruckt. Schon das »Archiv vor dem ›Archiv‹« war nicht auf den überlieferten Nachlass-Bestand beschränkt, sondern zielte zugleich auch auf das Wissen über die gesamte literarische Hinterlassenschaft Fontanes.

Mit ihren Arbeiten zur Nachlass- und Bestandsgeschichte haben die Leiter:innen des Theodor-Fontane-Archivs an dieses Verständnis angeschlossen. In dieser Tradition arbeitet die Institution ›Theodor-Fontane-Archiv‹, mittlerweile als wissenschaftliche Einrichtung der Universität Potsdam, bis heute fort. Der Nachlass Theodor Fontanes steht in diesem Sinne nicht nur im Mittelpunkt des physischen Sammlungs- und des philologischen Deutungsauftrags des Fontane-Archivs; er ist zudem ein Materialzusammenhang mit eigener Geschichtlichkeit und als solcher das zentrale Erkenntnisobjekt der provenienzgeschichtlichen Arbeit, das es zu rekonstruieren und – zunehmend im digitalen Raum – zu dokumentieren gilt.

Stefanie Hundehege

STEFAN ZWEIG

Der in eine wohlhabende jüdische Wiener Unternehmerfamilie geborene Schriftsteller Stefan Zweig (1881–1942) hinterließ einen umfangreichen Nachlass: Seine Briefe, Manuskripte, Tagebücher, seine Privatbibliothek und berühmte Autographensammlung befinden sich heute verstreut in Bibliotheken und Archiven in aller Welt.¹ Mit seiner Emigration nach London im Februar 1934 wurde aus dem Kosmopoliten der Emigrant Zweig. Von einer 1940 angetretenen Reise in die USA und nach Lateinamerika kehrte er nicht mehr zurück. Von schweren Depressionen geplagt, nahm er sich gemeinsam mit seiner zweiten Frau Lotte Zweig (geb. Altmann, 1908–1942) im brasilianischen Petrópolis das Leben. Als unermüdlicher Sammler und Korrespondent ließ Zweig an jeder seiner vielen Lebensstationen – Salzburg, London, Bath, New York, um nur einige zu nennen – Arbeits-, Geschäfts- und private Dokumente sowie Autographen und Bücher zurück, die oftmals verkauft und weiterverkauft oder -verschenkt wurden.² Die Zerstreung seiner einst

- 1 Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme sowie den Abdruck urheberrechtlich geschützten Materials danke ich Thomas Hoeller und Claus-Wilhelm Hoffmann. Aktuelle Rechtsnachfolger:innen von Ingrid Bode-Hannich, Heinrich Eisemann und Heinrich Hinterberger konnten trotz erheblicher Mühen nicht ermittelt werden. Gerne werden die Rechte jedoch nachträglich abgegolten, Betroffene sind herzlich eingeladen, sich hierfür an die Autorin zu wenden.
- 2 Für eine Übersicht siehe Oliver Matuschek: Nachlass, in: Stefan-Zweig-Handbuch, hg. von Arturo Larcati, Klemens Renoldner und Martina Wörgötter, Berlin und Boston 2018, S. 902–906; Murray G. Hall und Gerhard Renner: Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren, Wien, Köln und Weimar 1992, S. 292–297. Zur Zerstreung von Zweigs Privatbibliothek siehe Stephan Matthias und Oliver Matuschek: Stefan Zweigs Bibliotheken, Dresden 2018. Zur Autographensammlung siehe Oliver Matuschek: Ich kenne den Zauber der Schrift. Katalog und Geschichte der Autographensammlung Stefan Zweig, Wien 2005; The British Library Stefan Zweig Collection: Catalogue of the Literary and Historical Manuscripts, London 2017; Arthur Searle: The British Library Stefan Zweig Collection. Catalogue of the Music Manuscripts, London 1999; Günther Mecklenburg: Vom Autographensammeln. Versuch einer Darstellung seines Wesens und seiner Geschichte im deutschen Sprachgebiet, Marburg 1963, S. 70–76; Ulrike Vedder: Zur Magie der Handschrift. Stefan Zweig als Autographensammler, in: Zweigs England, hg. von Rüdiger Görner und Klemens Renoldner, Würzburg 2014, S. 141–151; dies.:

umfangreichen und über Jahrzehnte sorgfältig kultivierten Sammlung von Autographen traf Zweig besonders schwer. Sie enthielt berühmte Namen wie Blake (1757–18127), Goethe (1749–1832), Marie Antoinette (1755–1793), Mozart (1756–1791), Tolstoi (1828–1910) und da Vinci (1452–1519) – die Liste liest sich wie das ›Who’s Who‹ eines Kanons europäischer Kultur und Geschichte. Doch die Eminenz eines Namens *allein* habe ihn, Zweig zufolge, niemals zum Kauf verleitet. Vielmehr habe für ihn das Potential des Autographen, seinen Betrachter:innen den Geist und Moment der künstlerischen Schöpfung zu offenbaren, im Vordergrund gestanden: »[I]ch sammle niemals bloß die Schrift, nicht Zufallsbriefe und Albumblätter von Künstlern, sondern nur Schriften, die den schöpferischen Geist im schöpferischen Zustande zeigen [...].«³ Um solche Stücke auszuwählen, investierte Zweig viel Zeit und Energie, um zu einem renommierten Experten auf dem Gebiet zu werden.⁴ Er erwarb sowohl vergangene als auch neu erscheinende Verkaufskataloge von Antiquariaten aus dem In- und Ausland, die er in seiner Salzburger Villa aufstellte:

In dem einen Regal stehen in Reihen die gebundenen Kataloge der großen deutschen, englischen, französischen Antiquariate – ein Kompendium aller Handschriften und Briefe, die je durch den Handel gegangen sind. In dem andern, einem Karton-Archiv, liegen nach Jahren geordnet die einzelnen, nicht gebundenen Kataloge; ergänzt wird die Sammlung durch eine Anzahl von Facsimile- und Quellenwerken, durch die Kataloge der großen Privatsammlungen der Vergangenheit und Gegenwart.⁵

Zu seiner Sammlung, die schließlich über 4.000 Stücke umfasste und die sich heute zum größten Teil im Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA) befindet, gehörten unter anderem Kataloge der American Art Association, von Simon Kra, J.A. Stargardt, den Maggs Brothers, List & Francke und Puttick & Simpson. Sie enthielt einige seltene Stücke, wie Zweig betonte:

Autographen und ihre Faszinationsgeschichte von Goethe bis Stefan Zweig, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 66, 2022, S. 187–210.

3 Stefan Zweig: Meine Autographen-Sammlung, in: Philobiblon 3/7, 1930, S. 279–289, hier S. 279.

4 Vgl. Oliver Matuschek: »Ich kenne den Zauber der Schrift.« Stefan Zweig als Autographensammler, in: Aus dem Antiquariat 1, 1998, S. A15–A20, hier S. A18.

5 Alfred Einstein-Florenz: Kunst in europäischem Privatbesitz. Die Katalogsammlung Stefan Zweig, in: Die internationale Kunstwelt. Monatsschrift für alte und neue Kunst, Kunstmarkt und Sammeln, Buch, Autographen, Münzen, Juli/August 1935, S. 105–106.

1928		1928	
New York	Andersen 2219	27/10 Jan	2099
Berlin	K. & Harnici 157	18 Jan	2109
New York	Andersen	8. Feb	2092
London	Selchey	13-15 Feb	2100
Berlin	K. & Harnici	16 Feb	2100
Berlin	K. & Harnici (Rogers)	23 Feb	2099
London	Selchey	27-28 Feb	2100
New York	Andersen	23. 2. 28	2093
Berlin	J. A. Harzard	27. 2. 28	2121
"	" (Paris)	27/28 März	2122
"	" (Paris)	28 Feb	2083
New York	Am. Art Association	13/14 März	2121
Paris	J. Harzard	2. April	2122
London	Selchey	1/6 April	2102
New York	Andersen	22. 4. 28	2101
New York	Andersen	26. 4. 28	2167
Paris	J. Harzard	24 April	2122
Berlin	K. & Harnici	15-18 April	2100
"	"	27. 4. 28	2100
"	"	27. 4. 28	2100
New York	Am. Art Association	24. 4. 28	2123
London	Selchey	30. 4. 28	2143
Berlin	Andersen	7. 5. 28	2116
New York	Andersen	2 Mai	2099
"	"	7. 5. 28	2099
London	Andersen	16. Mai	2098
"	"	18. 5. 28	2099
Berlin	K. & Harnici	24 Mai	2107
London	Chri'stbe, Hansen	21. 5. 28	2150
Paris	J. Harzard	30. 5. 28	2110
Paris	J. Harzard (Lundau)	4. 5. Juni	2129
Berlin	K. & Harnici	12 Juni	2150
Berlin	Harzard	15. 6. 28	2102
London	Selchey	18/21. 6. 28	2160
Paris	J. Harzard	18. 6. 28	2160
Berlin	K. & Harnici	13-15. 6. 28	2150
London	Selchey	4-5. Juni	2113
Berlin	K. & Harnici	5. 6. 28	2101
London	Selchey	16-19. 6. 28	2167
"	"	27. 6. 28	2150
"	"	1. July	2107

Abb. 1: »Verzeichnis meiner Kataloge von Autografenversteigerungen nach Jahren geordnet«, Stefan Zweig, o.D., © DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

Es sind über viertausend Stück [...] wobei doch eine ganze Reihe darunter sind, wie das Verzeichnis Philipp Emanuel Bachs, die Mozart thematischen Verzeichnisse, Goethes Autographa und dutzende andre, die jede allein schon mit ein paar hundert Franken im Handel bewertet sind.⁶

Sämtliche Kataloge dokumentierte Zweig sorgfältig in mehreren, nach Jahrgängen oder Firmen geordneten Verzeichnissen. Etliche Kataloge enthalten unterstrichene oder hervorgehobene Einträge sowie handschriftliche Notizen Zweigs, aus denen hervorgeht, an welchen Stücken er besonderes Interesse hatte. Beispielsweise befindet sich in seiner Sammlung ein Katalog des Antiquariats Henrici anlässlich einer Versteigerung von »Briefe[n], Gedichte[n] und Handzeichnungen Johann Wolfgang von Goethes«, die am 10. Oktober 1928 in Berlin stattfand. Im Katalog vermerkte Zweig am Rand handschriftlich Summen (vermutlich die Kaufpreise einzelner Stücke) beziehungsweise in

⁶ Stefan Zweig an Anthony van Hoboken, 14. Juli 1936 (British Library [BL], Add MS 89376/1).

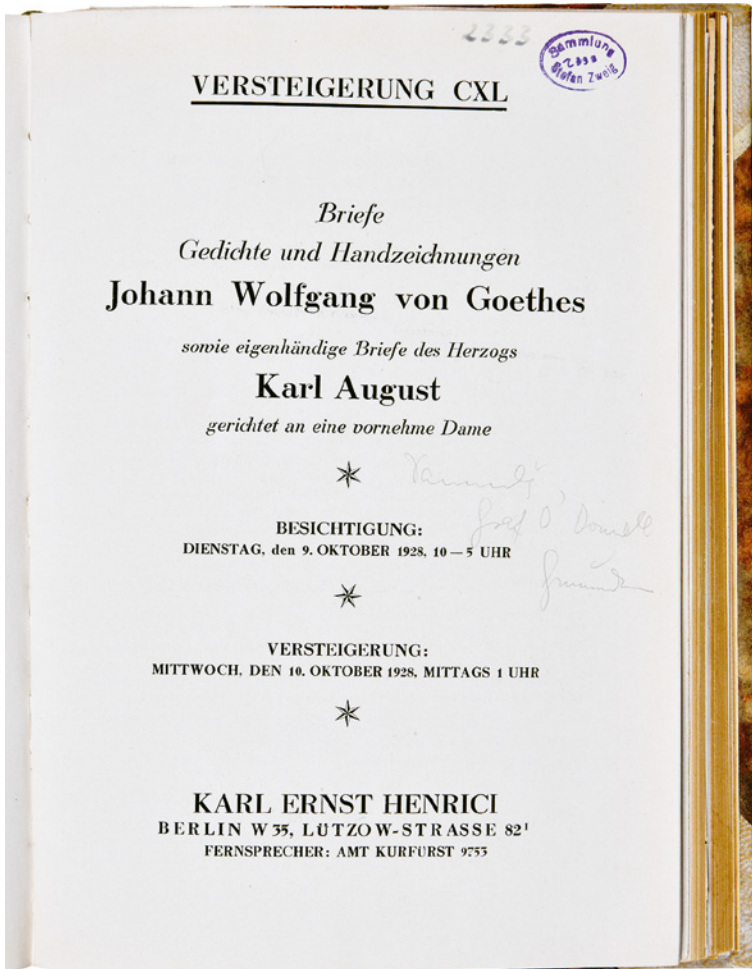


Abb. 2: Titelseite des Henrici-Katalogs mit handschriftlicher Notiz Zweigs, 1928, © DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

einem Fall den Preis, zu dem ein angebotener Satz an Briefen ohne Käufer:in blieb. Unter den verkauften Gedichten befand sich ein »eigenhändiges Gedicht m. U. ›Goethe‹ vom 9. Oktober 1816«,⁷ das eine persönliche Widmung

⁷ Karl Ernst Henrici: Briefe, Gedichte und Handzeichnungen Johann Wolfgang von Goethes sowie eigenhändige Briefe des Herzogs Karl August gerichtet an eine vornehme Dame, Berlin 1928, S. 24.

Goethes enthielt: »Der Gräfin *** Titinne, die eine meiner Schreibfedern verlangte.«⁸ Die glückliche Gräfin erhielt nicht nur eine, sondern gleich zwei Federn,⁹ eine davon war, laut Objektbeschreibung, »in einer Zinkhülse«¹⁰ dem Autograph beigefügt.

Sämtliche zum Verkauf stehenden Stücke konnten am Tag vor der Versteigerung besichtigt werden. Neben den Informationen zur Besichtigung notierte Zweig handschriftlich den Namen »Graf O'Donnel«. Diesem Namen begegnet man ebenfalls in Zweigs Provenienzkartei zu seiner Autographensammlung, in der Zweig akribisch Stückbeschreibungen, Notizen zur Echtheitsbezeugung, Erwerbsquelle und -datum festhielt, und die sich heute in der British Library befindet. Dort ist vermerkt, dass Zweig die zweite Feder am Vortag der Auktion, also am Tag der Besichtigung, erwarb und zwar von Douglas O'Donell (1890–1970), dem Urenkel der einst von Goethe mit der Feder beschenkten Gräfin Christine (›Titinne‹) de Ligne (1788–1867).¹¹ Auch der Titel des dazu gehörigen Goethegedichts (*Als der Knabe nach der Schule*) findet sich in der Kartei. Dem Eintrag ist zu entnehmen, dass er das Gedicht vier Jahre später erwarb, als es (ohne zugehörige Feder) im Juni 1932 erneut zum Verkauf angeboten wurde, diesmal durch das Antiquariat Gilhofer & Ranschburg.¹² Gedicht und Feder fügte Zweig in einem Rahmen wieder zusammen.¹³

Das Beispiel des Goethegedichts verdeutlicht, wie sich Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte eines Textes durch die Kombination der Informationen aus der Katalogsammlung (die durch den Antiquar recherchierte Stückbeschreibung, die Auktionsdaten sowie Zweigs handschriftliche Notizen) und Zweigs Provenienzkartei rekonstruieren lassen. Zudem bestätigt es noch

8 Ebd.

9 Vgl. Goethe und die Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe und dichterische Beilagen, hg. von Richard Maria Werner, Berlin 1884, S. 159–161.

10 Henrici: Briefe, Gedichte und Handzeichnungen (Anm. 7), S. 24.

11 Vgl. Zweig Collection Provenance Papers Vol. II. Cards relating to literary and historical manuscripts, Karte 23 (BL, Add MS 73168).

12 Vgl. ebd., Karte 24 (BL, Add MS 73168); H. Gilhofer & H. Ranschburg Aktiengesellschaft: Kostbare Bücher und Manuskripte aus den Bibliotheken der russischen Zaren in Zarskoje-Selo, Herzog Albrecht v. Sachsen-Teschen, Dr. Albert Figdor, Wien: dazu ausgewählte Inkunabeln einer Stiftungs-Bibliothek und wertvolle frühe Urkunden und Autographen. [Auktion] Nr. 8, Luzern 1932, S. 136.

13 Die Goethe'sche Schreibfeder erwähnte Zweig später auch in seiner Autobiographie: »Eine Kieffeder Goethes habe ich jahrelang unter Glas gehütet, um der Versuchung zu entgehen, sie in die eigene unwürdige Hand zu nehmen.« Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, hg. von Oliver Matuschek, Frankfurt am Main 2017, S. 183.

Name GOETHE , JOHANN WOLFGANG 23

Beschreibung Pièce p.

Inhalt Originalschreibfeder Goethes.
 In einem Papier, das von der Hand der Gräfin O' Donnell eine Echtheitsbestätigung aufweist.
 Diese Kiehfeder, mit der Goethe Gedichte an die Gräfin verfasst hatte, schenkte er der Gräfin.
 Sie befand sich ursprünglich mit einer zweiten Feder zusammen in einer Zinkhülse.

Louisa in meinem Besitze

Anmerkung Ganz sicher bezeugtes Stück von grosser
 Seltenheit.
 Die zweite Goethesche Schreibfeder wurde durch Heinrich
 nebst einem Gedicht an die Gräfin O'Donell 10. Okt. 26
versteigert.
 (siehe Katalog !)

Erworben : von Graf D^e Glas O'Donell, dem Urenkel.
 Salzburg, den 9. Oktober 1926.

Abb. 3: Karteikarte zur Feder aus Zweigs Provenienzkartei; o.D., © British Library.

einmal sein eigenes Interesse an dem Entstehungsprozess eines Texts, sowohl im Sinne des Moments künstlerischen Schaffens als auch im Materialsinne: Nicht nur Autor und Adressatin, Entstehungszeit und -ort sind eindeutig zuzuordnen, sondern sogar das Schreibinstrument ist überliefert. Zweigs Wiederzusammenfügen beider Stücke und ihre sorgfältige Rahmung ist ein

Akt der (zumindest intendierten) Bewahrung des Entstehungsmoments des Gedichts.¹⁴

Das Goethegedicht war unter den circa 250 Autographen, die Zweig bei seiner plötzlichen Emigration im Februar 1934 – seine Reaktion auf eine kaum als polizeiliche Hausdurchsuchung verhohlene Repressalie – mit nach London nahm. Angesichts des Umfangs seiner Privatsammlung – Zweig-Biograph Matuschek zählt insgesamt rund 1.000 Autographen und 10.000 Bücher, die sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten in Zweigs Besitz befanden – und der beengten Verhältnisse in seiner Wohnung in der britischen Hauptstadt bedeutete die Emigration den Verlust des größten Teils seiner Sammlung. In seiner Autobiographie schrieb er dazu:

Als die Zeit Hitlers einsetzte und ich mein Haus verließ, war die Freude am Sammeln dahin und auch die Sicherheit, irgend etwas bleibend zu erhalten. Eine Zeitlang ließ ich noch Teile in Safes und bei Freunden, aber dann entschloß ich mich, gemäß Goethes mahnendem Wort, daß Museen, Sammlungen und Rüst-kammern, wenn man sie nicht fortentwickle, in sich erstarren, lieber Abschied zu nehmen von einer Sammlung, der ich meine gestaltende Mühe weiter nicht mehr geben konnte.¹⁵

Im Dezember 1935 beauftragte er den Wiener Antiquar Heinrich Hinterberger (1892–1970) mit dem Verkauf seiner Autographen. Die Auflösung der Bibliothek übernahm er zunächst (mit Hilfe seiner ersten Ehefrau Friderike Zweig (1882–1971), die beschlossen hatte, in Salzburg zu bleiben) überwiegend selbst. Die Angaben zur Übersiedlung von Zweigs Bibliothek schwanken zwischen 500 und rund 3.000 Bänden, die von Salzburg nach London verschifft wurden. Den Rest ließ er verkaufen, verschenken oder öffentlichen Einrichtungen spenden. Die Auflösung der Bibliothek dauerte mehrere Jahre und nahm dabei viel Zeit und Energie in Anspruch, nicht zuletzt, weil Zweig stets bemüht war, die Zersplitterung thematischer Einheiten oder Serien zu vermeiden und es vorzog, Bücher möglichst *en bloc* zu verkaufen oder abzugeben. In dieser Hinsicht stellte die umfangreiche Katalogsammlung eine besondere Herausforderung dar. Bereits in den Monaten vor seiner Emigration hatte Zweig mit Blick auf die politische Entwicklung in Deutschland, die

14 Zum ›Schreiben‹ als Zusammenspiel von Sprache, körperlicher Gestik und technischem (Schreib-)Instrument vgl. Rüdiger Campe: Die Schreibszene. Schreiben, in: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt am Main 1991, S. 759–772.

15 Zweig: Die Welt von Gestern (Anm. 13), S. 377.

auch im grenznahen Salzburg spürbar wurde, erwogen, sich für längere Zeit ins Ausland zu begeben und zuvor von der Sammlung zu trennen. In einem Brief vom 27. Juni 1933 an Joseph Gregor (1888–1960), den befreundeten Direktor der Österreichischen Nationalbibliothek, schlug Zweig vor, die Sammlung der Bibliothek zu schenken.¹⁶ Er stellte jedoch zwei Bedingungen:

Du weißt, ich habe neben meiner Autografensammlung noch eine zweite, diejenige aller Autografen*kataloge*, wahrscheinlich oder gewiß die größte und kompletteste Sammlung, die auf Erden existiert (über 3000 Stück), eine wissenschaftliche Quelle ohnegleichen. Nun denke ich öfter daran, ob nicht die Wiener Nationalbibliothek diese ganze Sammlung übernehmen könnte, die zettelkatalogisch genau geordnet ist. Ich würde nichts dafür wollen, sondern nur die Bedingung stellen wie sie seinerzeit Georg Brandes stellte, daß sie Zeit meines Lebens in einem gesonderten Raum oder an einer gesonderten Wand aufgestellt wird und ich *immer* in jedes einzelne Stück einsehen kann, sowie daß sie weiterhin fortgeführt wird [...]. Damit würde ich ein Stück Arbeit und Besitz gleichzeitig los und ich hänge nicht mehr sehr daran. Früher habe ich gern darin gelesen und geblättert, jetzt ist diese Freude mit manchen andern vorbei. In einer Bibliothek wäre es eine Fundgrube für die Wissenschaft.¹⁷

Obwohl Gregor zunächst Zweigs Angebot freudig begrüßte, war die Bibliothek letztlich mehr an Zweigs Autographen interessiert als an den Katalogen und die Gespräche verliefen im Sande. Drei Jahre später, im Juli 1936, wandte Zweig sich an Anthony van Hoboken (1887–1983), einen vermögenden Musikwissenschaftler, der einige Jahre zuvor seine Privatsammlung von Musikhandschriften in der Bibliothek untergebracht hatte.¹⁸ Hoboken mag zunächst als ungewöhnliche Adresse erscheinen; allerdings enthielt Zweigs Sammlung nicht nur literarische, sondern auch eine beträchtliche Anzahl musikalischer Autographen. Er bot an, Hoboken die Kataloge für die Wiener Bibliothek zu überlassen, zunächst als unbefristete Leihgabe und später zum endgültigen Verkauf:

16 Vgl. Oskar Pausch: Geheimnis der Schöpfung. Die Autographensammlung Stefan Zweigs im Österreichischen TheaterMuseum, Wien, Köln und Weimar 1995, S. 15.

17 Stefan Zweig und Joseph Gregor: Correspondence 1921–1938, hg. von Kenneth Birkin, Dunedin 1991, S. 175–176.

18 Vgl. Rosemary Hilmar und Franz Grasberger: Das Hoboken-Archiv der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek: eine Ausstellung zum 90. Geburtstag von Anthony van Hoboken, 23. März bis 14. Mai 1977, Wien 1977, S. 25–26.

[E]s wäre mir eine besondere Freude, sie in Wien an der richtigen Stelle zu wissen, und ich würde mich ausserdem verpflichten, genau als ob sie meine eigene wäre, alle die vielen weiterhin noch einlaufenden Kataloge aus der ganzen Welt ihr regelmässig zu stiften, sodass wir bald schon auf fünftausend angelangt wären. Ausserdem würde ich natürlich die Registratur, die im Zettelkatalog jeden einzelnen sofort nachschlagbar zusammenhält, übergeben.¹⁹

Als Hoboken das Angebot – aus Zweigs Sicht »[u]nerklärlicher Weise«²⁰ – ablehnte, wandte Zweig sich an Hinterberger, den er bereits mit dem Verkauf seiner Autographensammlung beauftragt hatte. Die Bekanntschaft bestand bereits seit den 1920er Jahren, als der Antiquar ein häufig gesehener Gast in der Salzburger Villa der Zweigs gewesen war.²¹ Für Hinterberger kamen Zweigs Aufträge gerade zur rechten Zeit: Er hatte vor kurzem ein eigenes Geschäft in Wien eröffnet. Als ehemaliger Angestellter der Antiquariate C.G. Boerner in Leipzig sowie Gilhofer & Ranschburg und zuletzt als Geschäftsführer von V.A. Heck (beide in Wien) hatte er sich aber bereits einen Ruf als sachkundiger, methodischer und überaus fleißiger Händler erworben.²²

Hinterberger sollte nun auch den Verkauf der Kataloge besorgen. Einem namentlich nicht genannten potenziellen Käufer, den Hinterberger bereits im Januar 1937 für die Sammlung interessieren konnte (dieser wollte sie wohl gemeinsam mit ihm kaufen), war jedoch der geforderte Preis zu hoch.²³ Zweig weigerte sich – Hinterbergers Überredungsversuchen zum Trotz – den Preis zu senken.²⁴ Eine Zeit lang schien der Antiquar den alleinigen Kauf der Sammlung in Erwägung gezogen zu haben, um sie als Handbibliothek für sein Geschäft zu nutzen, aber auch er schreckte vor dem Kaufpreis zurück.²⁵ Als sich schließlich drei Monate später, im April 1937, immer noch kein: potenziellen Käufer:innen gefunden hatten und die inzwischen verkaufte Salzburger Villa geräumt werden musste, sah Zweig sich gezwungen, Hinterberger erneut zu schreiben und ihm vorzuschlagen, die Katalogsammlung mitsamt der eigens angefertigten Regale in sein Geschäft zu transportieren,

19 Stefan Zweig an Anthony van Hoboken, 14. Juli 1936 (BL, Add MS 89376/1).

20 Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 9. Januar 1937 (BL, Add MS 89376/1).

21 Vgl. Matuschek: Ich kenne den Zauber der Schrift (Anm. 1), S. 33.

22 Vgl. 750 Autographen aus der Sammlung Heinrich Hinterberger, Wien, und anderem Besitz. Mit einer Einleitung von Oliver Matuschek, Wien und Tutzing 2003, S. 3–4.

23 Vgl. Heinrich Hinterberger an Stefan Zweig, 7. Januar 1937 (BL, Add MS 89376/1).

24 Vgl. Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 9. Januar 1937 (BL, Add MS 89376/1).

25 Vgl. Heinrich Hinterberger an Stefan Zweig, 9. Januar 1937 (BL, Add MS 89376/1).

wo sie ausgestellt werden könne, bis ein Verkauf möglich sei.²⁶ Hinterberger stimmte zu; der Umzug erfolgte rasch.²⁷ Zweig ergänzte die Sammlung zumindest eine Zeit lang von London aus weiter, indem er neu veröffentlichte Kataloge nach Wien schickte.²⁸

Im Folgejahr gingen die Kataloge schließlich vollständig in Hinterbergers Besitz über. Angesichts der instabilen Finanzmärkte, der Währungsschwankungen und der Zuspitzung der politischen Lage in Europa – im Frühjahr 1938 zeichnete sich der ›Anschluss‹ Österreichs ab – beschloss Zweig, weitere Autographenverkäufe zurückzustellen, und informierte Hinterberger entsprechend. Um die bisherigen Ausgaben des Antiquars, etwa für den Druck eines eigens angefertigten Verkaufskatalogs, in dem Zweigs Autographensammlung angeboten wurde, und für die Kosten, die durch die Versendungen einzelner Stücke an potenzielle Käufer:innen entstanden waren, zu kompensieren, bot Zweig an, Hinterberger die Katalogsammlung endgültig zu überlassen.²⁹ Der Aufwand, den es erforderte, um aus dem fernen London Interessent:innen zu finden, wog für Zweig zu diesem Zeitpunkt offenbar schwerer als der finanzielle Verlust, den er durch die Aufgabe der Kataloge erlitt:

Was die übrigen, Ihnen seinerzeit vom allfälligen Verkauf überlassenen Stücke betrifft, so halte ich den Zeitpunkt der gegenwärtigen Fluktuationen für ungünstig und würde Ihnen vorschlagen, den Verkauf jetzt definitiv zu stornieren. Ich weiss natürlich, dass Sie durch die Kataloge und Ansichtssendungen gewisse Spesen gehabt haben und will Sie nicht schädigen. Ich möchte Ihnen nun den folgenden Vorschlag machen, der Ihren Ansprüchen in der weitesten Weise gerecht werden wird, nämlich dass ich als Ersatz für diese Spesen Ihnen die gesamten Kataloge überlasse, sei es, dass Sie sie als Handbibliothek selbst verwerten oder weiterverkaufen wollen oder sonst zur wissenschaftlichen Benützung freistellen. Selbstverständlich würde ich auch in Zukunft weiterhin die Kataloge regelmäßig ergänzen, damit sie ständig up to date bleiben. Ich hoffe da bald Ihre Zustimmung zu erhalten und gebe dann weitere Anweisungen über alle Einzelheiten.³⁰

26 Vgl. Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 2. April 1937 (BL, Add MS 89376/1).

27 Vgl. Heinrich Hinterberger an Stefan Zweig, 29. Mai 1937 (BL, Add MS 89376/1).

28 Vgl. Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 31. Mai 1937; 23. Februar 1938 und 28. März 1938 (BL, Add MS 89376/1).

29 Vgl. Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 22. März 1938 (BL, Add MS 89376/1).

30 Ebd.

Hinterberger nahm Zweigs Vorschlag an.³¹ Mit der Übereignung der Sammlung endete die Geschäftsbeziehung. Hinterberger führte seine Geschäfte in Wien bis zu seiner Pensionierung weiter, wobei über die Jahre noch etliche Autographen oder sogar ganze Büchersammlungen (beispielsweise die Privatbibliothek Sigmund Freuds) von Emigrant:innen oder Eigentümer:innen, die sich durch die politische Lage zum Verkauf gezwungen sahen, über seine Ladentheke gingen. Anfang der 1960er Jahre wurde seine Firma aufgelöst.³² Seine private und geschäftliche Korrespondenz wurde weder an ein Archiv noch an eine Bibliothek übergeben und so bleibt die Geschichte der Katalogsammlung einige Jahre lang im Dunkeln. Ein Teil tauchte schließlich in Marburg wieder auf. Hinterberger hatte offenbar rund 300 Monographien zum Thema Autographen, die ebenfalls zur Sammlung gehörten, an das Antiquariat Stargardt verkauft. Ein weiterer Teil ging nach Aalen, an das Antiquariat Scientia, das Hinterbergers Lagerbestände übernahm.³³ Der größte Teil – 2.964 Kataloge³⁴ – befindet sich heute im Deutschen Literaturarchiv in Marbach. Ihr Weg dorthin lässt sich nachvollziehen aus einem Briefwechsel aus den frühen 1960er Jahren zwischen dem Direktor der Württembergischen Landesbibliothek und Leiter der Deutschen Schillergesellschaft Wilhelm Hoffmann (1901–1986) und dem Londoner Antiquar Heinrich Eisemann (1890–1972). Eisemann hatte 1937 auf behördliche Anweisung seinen florierenden Antiquariatshandel in Frankfurt einstellen müssen; sein Vermögen war beschlagnahmt worden. Es folgte die ›Ausbürgerung‹ und

31 Vgl. Stefan Zweig an Heinrich Hinterberger, 28. März 1938 (BL, Add MS 89376/1).

32 Vgl. 750 Autographen (Anm. 22), S. 3–4; Matuschek: Ich kenne den Zauber der Schrift (Anm. 4), S. A19.

33 Vgl. Roland Folter: Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge, Stuttgart 1975, S. 218; Scientia Antiquariat: Antiquariatskatalog 17. Bibliografie, Buchwesen. Geschichte der Wissenschaften, Aalen 1962, Kapitel 19A »Versteigerung von Lagerkataloge von Autografen«, S. 136–137; J.A. Stargardt: Der Autographensammler 11/ 1/2 (Nr. 553 der Gesamtfolge), 1961, S. 5–16.

34 Die genaue Anzahl der von Marbach angekauften Zweig'schen Kataloge lässt sich nicht mehr nachvollziehen, da die Sammlung nach ihrem Erwerb durch das Archiv zunächst mit anderen Katalogen zusammengeführt wurde. 2016 wurden 2.964 Kataloge mit Zweig'schem Exlibris wieder aus dem Gesamtkatalogbestand herausgelöst. Zur Geschichte der Sammlung im Marbacher Archiv vgl. Stefanie Hundehege: Zur Sammlung erstarrt. Stefan Zweigs Autographenkataloge und das gestalterische Potential der Digitalisierung von Autor:innenbibliotheken, in: Sammlungsforschung im digitalen Zeitalter. Chancen, Herausforderungen und Grenzen, hg. von Stefan Alschner und Katharina Günther, Göttingen 2024, S. 104–114.

Emigration nach London, von wo aus er seinen Handel fortführte.³⁵ In den 1930er und 40er Jahren war er regelmäßig antiquarisch für Zweig tätig und nach dessen Tod auch für seine Erb:innen. Eisemann erwarb die Sammlung 1959 von Hinterberger:³⁶

Die Zweig'sche Sammlung steht neben anderen Dingen seit einigen Jahren oben [im 7. Stock des gemieteten Hauses]. [...] Dass ich sie seinerzeit von Hinterberger erwarb, ist auf mehr oder weniger sentimentales Gefuehl zurueckzufuehren. Es ist Ihnen wohl bekannt, dass ich seit 1919 bis zu seinem Tod mit Stefan Zweig in engster Verbindung stand.³⁷

Die Gründe für den Verkauf, so Eisemann, waren rein praktischer Natur. Steigende Mietkosten zwangen ihn, ein Zimmer aufzugeben und damit seine Privatsammlung zu verkleinern.³⁸ Er stand zudem kurz vor der Pensionierung und seine Gesundheit war angeschlagen. Hoffmann, der bereits im Dezember 1960 Eisemanns Londoner Geschäft besucht und Interesse bekundet hatte, versicherte Eisemann, dass dieses weiterhin bestehe.³⁹ Tatsächlich wusste Hoffmann, dies belegt ein Arbeitsbericht aus dem Jahr 1947, schon seit langer Zeit von Zweigs umfangreicher Sammlung und schätzte auch das Forschungspotential von Antiquariatskatalogen. Er und seine Kolleg:innen nutzten solche Kataloge, um Hölderlinhandschriften zu recherchieren, mit dem Ziel, sämtliche Handschriften in der Stuttgarter Hölderlinausgabe zu erfassen. In seinem Bericht deutet Hoffmann sogar an, dass er die Sammlung im März 1944 bei Hinterberger auf der Suche nach Informationen zu Hölderlinautographen, die sich zeitweilig in Zweigs Besitz befanden, durchgesehen habe. Er schreibt:

35 Vgl. Ernst Fischer: Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch, Elbingen 2011, S. 59–60.

36 Das Jahr des Verkaufs lässt sich aus einschlägigen Berichten erschließen. Laut Stargardts »Der Autographensammler« erfolgte der Verkauf der Sammlung an Eisemann im Jahr 1959. Vgl. Stargardt: Der Autographensammler (Anm. 33), S. 5. Ebenso meldeten die »Blätter der Stefan Zweig Gesellschaft« im Oktober 1959: »Wie wir aus England erfahren, befindet sich seit kurzer Zeit Stefan Zweigs ehemalige Sammlung von Autographenkatalogen vollzählig in London, im Privatbesitz von Herrn Heinrich Eisemann.« Zweigs Sammlung von Autographenkatalogen noch geschlossen vorhanden, in: Blätter der Stefan Zweig Gesellschaft 6/7, Oktober 1959, S. 9.

37 Heinrich Eisemann an Wilhelm Hoffmann, 21. Mai 1962 (DLA, Zentralregistratorat [ZR]).

38 Vgl. ebd.

39 Vgl. Heinrich Eisemann an Wilhelm Hoffmann, 16. Mai 1962 (DLA, ZR).

Die systematische Durchforschung von Autographenkatalogen ist leider durch die Kriegsverhältnisse unterbrochen worden. Den größten Bestand an solchen Katalogen besaß in Deutschland wohl die Preußische Staatsbibliothek. [...] Unvergleichlich reicher aber ist die Sammlung der Kataloge, die Stefan Zweig dem Antiquar Hinterberger hinterlassen hat. Leider war es während des erwähnten Aufenthalts in Wien nicht möglich, die Durchsicht dieser Sammlung zu vollenden, und heute – existiert sie noch? Und wenn, wann wird man nach Wien reisen und sie durcharbeiten können?⁴⁰

Fast zwei Jahrzehnte nach seiner Wienreise eröffnete sich für Hoffmann die Chance, die Sammlung nach Marbach zu holen. Inwiefern er oder Eisemann die genauen Umstände kannten, unter denen Zweig seine Kataloge hinterlassen hatte, inwiefern ihnen beispielsweise bewusst war, dass Zweig zwar bereits *vor* seiner Emigration, aber *nach* den politischen Ereignissen von 1933 (und ganz klar im Zusammenhang mit ihnen) erste Schritte unternahm, seine eigene Privatbibliothek zu verkleinern und in Folge dessen den Verkauf der Kataloge erwog, ließen sie in ihrer weiteren Korrespondenz nicht erkennen. Auch darüber, inwiefern Hoffmann und Eisemann Kenntnis hatten von den pekuniären Verlusten, die Zweig bei seinem Tauschgeschäft mit Hinterberger entstanden, und ob diese Umstände für sie in ihrem weiteren Handeln relevant waren, schweigen die Briefe sich aus. Weiterhin gibt es trotz seiner langjährigen freundschaftlichen Beziehung zu Zweig keinen Hinweis darauf, dass Eisemann dessen Wünsche bezüglich eines geeigneten Standortes für die Sammlung kannte oder bei der Transaktion berücksichtigte. Spekulationen darüber, wie Zweig selbst auf den Erwerb des größten Teils seiner Sammlung durch ein deutsches Archiv und insbesondere durch das Archiv in Marbach reagiert hätte,⁴¹ sind ein schwieriges Unterfangen, nicht zuletzt angesichts der völlig anderen politischen Verhältnisse, als Marbach die Kataloge 1962 in Besitz nahm, im Vergleich zur Mitte der 1930er Jahre, als Zweig auf der Suche nach potenziellen Käufer:innen war. Zu diesem Zeitpunkt wurde im Marbacher Archiv, das als Teil des Schillermuseums noch unter der Leitung des Schwäbischen Dichtervereins stand, ausschließlich Material aufgenommen, das sich entweder auf Schiller oder eine Handvoll anderer schwäbischer Schriftsteller

40 Wilhelm Hoffmann: Das Hölderlin-Archiv 1944–1946, in: Hölderlin-Jahrbuch 2, 1948, S. 228–239, hier S. 234.

41 Auf den Teilverkauf seiner Autographensammlung angesprochen, schrieb Zweig etwa im April 1936: »[D]ie Lust, etwas einem deutschen Museum zu stiften oder deutschen Zwecken überhaupt, hat man einem gründlich genommen.« Stefan Zweig: Unbekannte Briefe aus der Emigration an eine Freundin, hg. von Gisella Selden-Goth, Wien, Stuttgart und Basel [1964], S. 14.

bezog. Es wäre daher zu diesem Zeitpunkt auch aufgrund seines Schwerpunkts kaum als Institution für die Unterbringung einer solchen Sammlung in Frage gekommen.⁴² Erst mit der Gründung des Deutschen Literaturarchivs im Jahr 1955 wurde das Sammlungsprofil auf die gesamte Literatur vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart erweitert.⁴³ Die Zweig'schen Kataloge waren gerade mit Blick auf diese Bestandserweiterungen als nützliche Hilfsmittel begehrenswert. Das Geschäft zwischen dem Londoner Antiquar und dem Marbacher Archiv war rasch beschlossen. Der Transport der Kataloge nach Deutschland erfolgte noch im Sommer 1962.⁴⁴

- 42 Dass Zweig das Marbacher Archiv immerhin namentlich kannte, zeigt sich in einem Brief aus dem August 1927, in dem er sein Erstaunen über die Untätigkeit des Schiller-Museums in Bezug auf den Ankauf von Hölderlin-Autographen zum Ausdruck brachte. Diese ermöglichte es Zweig, unter anderem Hölderlins Elegie »Stutgard« zu erwerben, die ihm selbst zufolge eigentlich in die Stadt gehörte, nach der sie benannt war. Wilhelm Hoffmann: *Das Hölderlin-Archiv 1967–1970*, in: *Hölderlin-Jahrbuch* 16, 1969/70, S. 344–354, hier S. 346–347.
- 43 Im Dezember 1964 wandte sich Zweigs erste Ehefrau, die inzwischen 82-jährige Friderike Zweig, an eine Mitarbeiterin des Archivs. Angesichts ihres fortgeschrittenen Alters und überfordert mit den »viel[en] Nachfragen«, die sie erreichten, erwog sie nunmehr den Verkauf eines Teils ihrer Korrespondenz mit ihrem ehemaligen Mann. Ihr Brief beginnt: »Es hat mich sehr beruhigt, zu wissen, daß die Katalogsammlung sich in dem wunderbaren Schiller Nat. Museum befindet und das Interesse für Stefan Zweig weiterbesteht.« Friderike Zweig an Ingrid Bode, 18. Dezember 1964 (DLA, A: Zweig, Briefe Anderer).
- 44 Vgl. Heinrich Eisemann an Wilhelm Hoffmann, 29. Mai 1962; Bernhard Zeller an Heinrich Eisemann, 10. August 1962 (DLA, ZR).

GOTTFRIED BENN

1 Bücher lesen vs. Bücher besitzen

In einem posthum erschienenen Redeentwurf Gottfried Benns (1886–1956) hat sich die folgende Bemerkung erhalten: »Auch wer keine historischen Romane schreibt, braucht Bücher, Bücherreihen, Bücherkonvolute, vom einen zum anderen greifen, was wäre [d]as für ein Glück.«¹

Diesem Passus entsprechend ist der umstrittene Berliner Autor und Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten selbst als exzessiver Leser in die Kulturgeschichte eingegangen: Klassiker der Weltliteratur hat er im Zuge einer assoziativen Produktionsästhetik ebenso verwertet wie Formate jenseits des Kanons; Kriminalliteratur oder Illustrierte etwa.² Die Erfahrung der Lektüre als Initialzündung des kreativen Prozesses und die Idee der Bibliothek als zugehöriger Heterotopie verarbeitete Benn schon 1925 im Gedicht *Staatsbibliothek*. Dass der Autor ein passionierter Besucher von Büchereien gewesen ist, besonders der Berliner Staatsbibliothek Unter den Linden, die er nach der Teilung der Stadt schmerzlich entbehrte, ist heute ein gut dokumentierter Gemeinplatz.³

- 1 Gottfried Benn: »Meine Damen und Herren ...« [Entwurf 1953], in: ders.: Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe in Verbindung mit Ilse Benn, hg. von Gerhard Schuster (Bände I–V) und Holger Hof (Bände VI–VII/2), Bd. VII/2: Vorarbeiten, Entwürfe und Notizen aus dem Nachlass, Stuttgart 2003, S. 218–219, hier S. 219.
- 2 Benns produktive Lektüren wurden jüngst materialreich belegt bei: Holger Hof: »Mein Kopf ist eine Empfangsstation für Gedankenströme von Menschen, die ich gar nicht kenne«. Zur Entstehung von Gottfried Benns »Roman des Phänotyp« – erste Ergebnisse, in: Benn Forum 8, 2022/2023, S. 33–62.
- 3 Während seiner Zeit bei der Wehrersatzinspektion in Hannover schrieb Benn an Friedrich Wilhelm Oelze (1891–1978): »Ich vermisse so sehr die Staatsbibliothek in Berlin. Hier giebt [sic] es nur lächerliche Bücherreihen. für mich kaum verwertbar.« Fünf Jahre später sang er hingegen mit dem empathischen Ausruf »Es lebe meine Leihbibliothek!« ein Lob der Kleinbüchereien. Gottfried Benn an Friedrich Wilhelm Oelze, 1. November 1936 und 11. Januar 1942, in: Gottfried Benn und Friedrich Wilhelm Oelze: Briefwechsel 1932–1956, 4 Bde., hg. von Harald Steinhagen, Stephan Kraft und Holger Hof, Bd. 1: 1932–1941, S. 218, und Bd. 2: 1942–1948, S. 30. 1953 beklagte Benn erneut das Ausmaß seiner Abgeschnittenheit: »Einer der ernstesten Gründe meiner Depression ist es, daß es in West-Berlin keine Bibliothek mehr gibt,

Doch nicht um den Leser Benn soll es im Folgenden gehen, sondern um den Buch-Besitzer Benn sowie um die (Überlieferungs-)Geschichte seiner eigenen Bibliothek bis in die Gegenwart.⁴ Bei der Auswertung von Benns »realer«⁵ Autorenbibliothek, die sich heutzutage teils im Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA; 1.387 Bände, davon circa 200 aus dem Besitz Ilse Benns (1913–1995)), teils in der Bibliothek der Akademie der Künste Berlin (47 Bände) erhalten hat,⁶ ergibt sich ein zunächst ernüchterndes Bild. Denn wie der Autor seine Büchersammlung organisierte oder wie sich deren Umfang sowie inhaltliche Schwerpunktbildung im Laufe der Jahrzehnte entwickelte, lässt sich heute nur noch fragmentarisch rekonstruieren. Hinzu kommt die Frage, in welchem Ausmaß Bände im Zuge des Zweiten Weltkriegs verloren gegangen sind. Seit 1935 war Benn in verschiedenen medizinischen Funktionen bei der Wehrmacht tätig. 1943 wurde seine Dienststelle nach Landsberg an der Warthe versetzt, im Januar 1945 kehrte er vor der Roten Armee fluchtartig nach Berlin zurück und beklagte, dass dabei

die alte große liegt in Ost-Berlin und ist für uns nicht zugänglich.« Gottfried Benn an Joachim Moras, 24. August 1953, in: Gottfried Benn, Hans Paeschke und Joachim Moras (Herausgeber des »Merkur«): Briefwechsel 1948–1956, hg. von Holger Hof, Stuttgart 2004, S. 91.

- 4 Hinweise zur Überlieferungsgeschichte finden sich im Anhang von: Kirk Charles Allison: Gottfried Benn's Medical Exotics. Proximities in Literature, the Body and Ethos, Bd. 2, Minneapolis 2000 [Dissertation], S. 716. Vgl. ebd., S. 717–723 für eine Beschreibung sowie S. 724–725 für eine von Nicolai Riedel erstellte (quantitative) Übersicht des Teilbestandes im DLA. Kurze Beschreibungen der überlieferten Autorenbibliothek leisten zudem: Nicolai Riedel: Autorenbibliotheken. Gottfried Benn, in: Das bewegte Buch. Ein Katalog der gelesenen Bücher, mit 104 Beispielen aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, hg. von Heike Gfreires u. a., Marbach am Neckar 2015, S. 90, sowie Jan Bürger: Editionsgeschichte und Nachlass, in: Benn Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Christian M. Hanna und Friederike Reents, Stuttgart 2016, S. 406–409, hier S. 409.
- 5 Daniel Ferrer: Bibliothèques réelles et bibliothèques virtuelles, in: Quarto 30/31, 2010, S. 15–18, differenziert zwischen der »realen« Bibliothek, die den physisch überlieferten Buch-Besitz einer Person umfasst und der »virtuellen« Bibliothek, umfassend alle verifizierbaren Lektüren, unabhängig von der tatsächlichen Überlieferungslage.
- 6 Für Hintergrundinformationen danke ich Gerhard Schuster, Nicolai Riedel, Holger Hof und Alexandra Land. Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme sowie den Abdruck urheberrechtlich geschützten Materials danke ich Gerhard Schuster, Dietger Pforte, Sabine Wolf, Uwe Lehmann-Brauns, Ulrich Ott, Cornelia Greve sowie Cathrin Zeller-Limbach. Die den Nachlass betreffenden Briefe von Ilse Benn finden im Einvernehmen mit Ilse Benns Rechtsnachfolger im Vorliegenden keine Verwendung.

»[s]oviel Persönliches in L[andsberg] a[n der] W[arthe] geblieben [ist], [...]. Alle Bücher, die ich liebte [...]«⁷.

Zusätzlich erschwert wird die Forschungslage durch die Tatsache, dass Benn zwar ein enthusiastischer Leser, allem Anschein nach jedoch kein bibliophiler Sammler gewesen ist – gelegentliche Äußerungen »gegen jede Bibliophilie«⁸ erhärten diesen Verdacht. Im Gegensatz zu anderen Autor:innen des zwanzigsten Jahrhunderts stehen externe Provenienzinformationen in Form von selbst angelegten Verzeichnissen oder ausführlichen Besitz-Beschreibungen nur spärlich zur Verfügung. Erhalten haben sich Rezeptionszeugnisse, beispielsweise eine Übersicht mit Titeln zur Rassenlehre von 1936⁹ oder Zeitungsbeiträge des Autors über *Bücher für die Reise* (1929) sowie *Bücher, die lebendig geblieben sind* (1929). Während die Aussagekraft dieser Quellen sich auf Benns Wissenshorizont beziehungsweise seine »virtuelle« Bibliothek beschränken, bleiben für eine Annäherung an die »reale« Bibliothek nur verstreute Äußerungen in Briefen, eine ausschnittshafte historische Photodokumentation des Berliner Arbeitszimmers¹⁰ sowie natürlich die überlieferte Sammlung selbst.

Der am DLA erhaltene Kernbestand der realen Bibliothek spiegelt dabei das *Doppelleben* (Titel der Autobiographie, 1950) des Autors als Mediziner und wichtiger Akteur der literarischen Moderne. Letztere stellt gleichsam die größte der (nachträglich gruppierten) Abteilung des Bestandes: Knapp

- 7 Gottfried Benn an Friedrich Wilhelm Oelze, 23. Februar 1945 und 5. März 1945, in: Benn und Oelze: Briefwechsel 1932–1956 (Anm. 3), Bd. 2, S. 80–81.
- 8 Gottfried Benn an Max Niedermayer, 6. Januar 1950, in: Gottfried Benn, Max Niedermayer und Marguerite Schlüter: Briefe an den Limes Verlag 1948–1956, hg. und kommentiert von Marguerite Schlüter und Holger Hof, Stuttgart 2006, S. 61.
- 9 Gottfried Benn: Literaturverzeichnis von Arbeiten zur Rassenbiologie (Titel von Sachbearbeiter:in, DLA, A:Benn). Es handelt sich um eine 32 Titel umfassende, mit Schreibmaschine aufgesetzte und um handschriftliche Annotationen ergänzte Bibliographie. Keiner der hier erwähnten Titel befindet sich in den überlieferten Nachlassbibliotheken in Marbach oder Berlin. Zu den seltenen (autobiographischen) Quellen, die über Benns Bücherbesitz zu Lebzeiten Auskunft erteilen, gehört zudem eine Inventarliste seines Berliner Haushaltes in der Bozenerstraße 20, entstanden circa 1941/1942. Vgl. Benn. Sein Leben in Bildern und Texten, zusammengestellt von Holger Hof, Stuttgart 2007, S. 188. Für die Kategorie »Herrenzimmer« erfasst die Liste auch den Posten »Bücher von bibliophilen [sic] Wert«, der mit 2.000 Reichsmark angegeben wird. Dieser hohe Wert und die Einschätzung als »bibliophil« erwecken zunächst den Eindruck einer Sammlerbibliothek. Dieser wird durch die weiteren Posten der Liste und deren vage bleibender Funktion jedoch relativiert.
- 10 Zum Potential von Bibliotheksphotographien für die Provenienzforschung vgl. den Beitrag »Bibliotheksfotographien« von Anke Jaspers in diesem Band.



Abb. 1: Gottfried Benn in seinem Arbeitszimmer, 1956, © SLUB Dresden – Deutsche Fotothek (Photo: Fritz Eschen (1900–1964)).

650 Titel der Benn'schen Autorenbibliothek entstammen dem Bereich der deutschsprachigen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, darunter zahlreiche Exemplare mit Autor:innenwidmungen, Handexemplare zum eigenen Werk sowie anderweitige ›Benniana‹ (circa 180 Titel). Ergänzt werden diese durch eine circa 130 Bände umfassende Titelgruppe aus dem Bereich Weltliteratur, circa 300 heterogene Titel zur Philosophie, Kunst-, Kultur- und Musikgeschichte sowie ein schmaleres Konvolut zur Human- und Naturwissenschaft (circa 100 Titel inklusive Ethnographie und Geographie). Pracht- oder Sonderausgaben haben sich nicht erhalten. Stattdessen gewinnt man – auch unter dem Eindruck der überlieferten Eschen'schen Photoreihe – die Idee einer pragmatisch genutzten Arbeitsbibliothek, die ihrem Besitzer vor allem als »ein Setzkasten gedruckter Quellen«¹¹ zur Verfügung stand. Die unordentlich gestapelten Bücher und wild hervorquellenden Konvolute in den Regalen seines Arbeitszimmers können jedenfalls geradezu als Einladung zu einem kreativ-schweifenden Blättern und Assoziieren interpretiert werden –

11 Riedel: Autorenbibliotheken (Anm. 4), S. 90.

ganz in Entsprechung zum Postulat des »summarische[n] Überblickens«,¹² das Benn seiner experimentellen Prosa eingeschrieben hat. Den Statuswechsel vom lebendigen Materialfundus zur kultur- und literarhistorisch mit Wert aufgeladenen Sammlung, die die literarischen Netzwerke sowie (stellenweise) die Lektüreeinflüsse ihres Besitzers konserviert, erlangte die Autorenbibliothek erst als Teil des Nachlasses.

2 Bennis (Buch-)Nachlass am Deutschen Literaturarchiv Marbach

Das ›Nachleben‹ von Bennis Büchern beginnt mit dem Tod des Autors am 7. Juli 1956. Qua testamentarischer Verfügung wurde Bennis dritte Ehefrau Ilse (geb. Kaul) als Alleinerbin eingesetzt¹³ – und ihr damit die Verantwortung für eine zunächst schwer zu überblickende Fülle an Manuskriptteilen, Briefen und Notizbüchern übertragen, die sich in der seit 1946 gemeinsam genutzten Berliner Wohnung befanden.¹⁴

Am 27. September 1956, nur kurze Zeit nach der Beerdigung, erreichte die Witwe ein Schreiben aus Marbach am Neckar. Es stammte von Bernhard Zeller (1919–2008), dem Direktor des 1955 gegründeten Deutschen Literaturarchivs, und enthielt den Vorschlag, »innerhalb des Gesamtarchivs ein Gottfried-Benn-Archiv«¹⁵ zu errichten. Den Grundstein dafür sollten Manuskripte und Korrespondenzen, aber auch Bennis persönlicher Buchbesitz bilden. Zeller schwebte darüber hinaus eine kontinuierliche Anreicherung durch Zukäufe von Benn-Autographen, Primärliteratur und Rezeptionszeugnissen vor, um der Forschung eine zentrale Anlaufstelle bieten zu können.

Diese frühen Bemühungen des Gründungsdirektors sind vor dem Hintergrund eines institutionellen Sammlungsprofils zu deuten, das sich der literarischen Moderne seit 1900 und hier speziell dem Expressionismus zuwandte.¹⁶ Der historischen Avantgarde gegenüber, die durch die NS-Kulturpolitik als entartet diffamiert, deren Autor:innen aus dem Kanon (und aus Deutschland) verdrängt und deren Zeugnisse durch Bücherverbrennungen zerstört worden

12 Gottfried Benn: Roman des Phänotyp, in: ders.: Sämtliche Werke (Anm. 1), Bd. 4, S. 388–435, hier S. 405.

13 Vgl. Gottfried Benn: Testament, 29. November 1946 (DLA, A: Benn).

14 Weiterführend charakterisiert wird der literarische Nachlass bei: Bürger: Editions-geschichte und Nachlass (Anm. 4), S. 408–409.

15 Bernhard Zeller an Ilse Benn, 27. September 1956 (DLA, A: Benn).

16 Vgl. das Kapitel »Im Zeichen des Expressionismus« bei: Jan Eike Dunkhase: Provinz der Moderne. Marbachs Weg zum Deutschen Literaturarchiv, Stuttgart 2021, S. 263–274.

waren, empfand das Archiv eine besondere Verantwortung.¹⁷ Ebenfalls 1956 hatte Zeller vier Briefe von Benns früherer Weggefährtin Else Lasker-Schüler (1869–1945) erworben, die den Auftakt der Marbacher Expressionismus-Sammlung bildeten.¹⁸ Nur kurze Zeit später gelang ihm ein historischer Erwerb: die Ersteigerung des ersten Kafka-Werkmanuskripts für eine deutsche Sammlungseinrichtung.¹⁹ Am Tag vor der Auktion mit den Kafka-Autographen bei Gerd Rosen (1903–1961) in Berlin besuchte Zeller auch Ilse Benn und erhielt so Einsicht in die Hinterlassenschaften ihres Mannes.²⁰ Zwar sah die Witwe zu diesem Zeitpunkt noch von einer Hergabe des Materials ab, doch zeigte sie sich Zellers Plänen gegenüber durchaus aufgeschlossen: »[S]ollte einmal diese Zeit kommen, [stünde] das Marbacher Archiv bei ihren Überlegungen an erster Stelle«,²¹ ließ Ilse Benn den Direktor bereits frühzeitig wissen.

Dass Zeller dabei auch ein starkes persönliches Engagement aufbrachte, bestätigt ein Vorgehen, von dem bereits der ehemalige Leiter der Bibliothek, Paul Raabe (1927–2013), berichtete: Die Korrespondenz mit den »Witwen der expressionistischen Dichter«²² blieb am DLA »Chefsache«. Jan Eike Dunkhase führt in seiner Institutionsgeschichte ebenfalls aus, inwieweit das »diploma-tische Parkett Bernhard Zellers ureigenes Terrain [war]. In außergewöhnlichem Maße gelang es ihm, Vertrauen und Nähe zu schaffen und dadurch Autoren wie Hinterbliebene an sein Haus zu binden.«²³ Auch im Falle des Benn-Nachlasses trug Zellers Zuwendung Früchte: Sie resultierte in einem jahrzehntelangen, freundschaftlichen Kontakt Ilse Benns mit dem DLA und dessen Mitarbeiter:innen, der sich mit dem Umzug der Zahnärztin nach Wolfschlugen in der Nähe von Stuttgart noch intensivierte. Darüber hinaus

17 Auch in den Briefen Zellers an Ilse Benn kommt der programmatische Anspruch des NS-Gegenortes mitsamt der entsprechenden Rettungssemantik zum Ausdruck: »Das Marbacher Literaturarchiv [...] bemüht sich vor allem auch um die Dichtung des 20. Jahrhunderts. Da in den vergangenen Jahrzehnten wertvolles Schriftgut vernichtet oder zersplittert wurde, ist es heute besonders wichtig, das noch Vorhandene zu erhalten und zu sichern.« Bernhard Zeller an Ilse Benn, 27. September 1956 (DLA, A: Benn).

18 Vgl. Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 16), S. 265.

19 Vgl. Bernhard Zeller: *Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv 1953–1973*, Marbach am Neckar 1995, S. 129.

20 Vgl. ebd., S. 159–160.

21 Bernhard Zeller: *Aktennotiz Betr. Nachlaß von Gottfried Benn. Besuch bei Frau Dr. Benn am Sonntag, 18. November 1956* (DLA, Bestandsakte Benn).

22 Paul Raabe: *Mein expressionistisches Jahrzehnt. Anfänge in Marbach am Neckar*, hier zitiert nach: Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 16), S. 277.

23 Ebd.

verwies Ilse Benn den Direktor an Friedrich Wilhelm Oelze, einen Bremer Kaufmann und seit den 1930er Jahren der wichtigste Vertraute Gottfried Benns. Oelze besaß seinerseits eine umfangreiche Privatsammlung von ›Ben-niana‹, inklusive der etwa 700 Briefe, die er im Laufe einer circa 25-jährigen Freundschaft von dem Autor erhalten hatte. Die guten Verbindungen sowohl zu Ilse Benn als auch zu F.W.Oelze mündeten schließlich darin, dass ein bedeutender Teil des Nachlass-Materials über die kommenden Jahrzehnte hinweg sukzessive seinen Weg nach Marbach fand, wo es bis heute durch gezielte Erwerbungen ergänzt wird.

Erste Bücher aus Benns Besitz gelangten im Zusammenhang mit der erwähnten Moderne-Rezeption ans DLA. Nachdem 1956 (*Deutsche Dichtung um 1900*) sowie 1958 (*Die Grossen und die Vergessenen. Gestalten der deutschen Literatur zwischen 1870 und 1933*) bereits zwei kleinere Ausstellungen zur literarischen Moderne Anlass gaben, Neuerwerbungen zu präsentieren, planten Zeller und Raabe für 1960 eine großangelegte Schau zur historischen Avantgarde in Literatur und bildender Kunst zwischen 1910 und 1923.²⁴ Das expressionistische Frühwerk Benns sollte »natürlich in dieser Ausstellung einen bedeutsamen Platz einnehmen«,²⁵ und so wandte sich Zeller im Februar 1960 mit der Bitte um Leihgaben an Ilse Benn. Neben Photographien und anderem verzeichnet eine überlieferte Empfangsbestätigung der Leihgaben auch acht Bücher aus Benns persönlichem Besitz.²⁶ Dabei handelte es sich überwiegend um Exemplare mit handschriftlichen Autor:innenwidmungen – unter anderem von Else Lasker-Schüler, Carl Sternheim (1878–1942) und Johannes R. Becher (1891–1958) –, die Benns Einbindung in die avantgardistischen Netzwerke des frühen zwanzigsten Jahrhunderts dokumentieren. Der museal-institutionelle Zugriff auf die Bücher hat deren Provenienzzgeschichte jedoch auch selbst mitgestaltet. Deutlich wird dies an Benns Ausgabe des Gedichtbandes *Maschinenrhythmen* (1926), in dem sich neben der Widmung von Johannes R. Becher noch heute ein unscheinbarer Papierstreifen mit dem Vermerk »Leihgabe Frau Benn« findet. Mit beiden exemplarspezifischen Merkmalen dokumentiert der Band so ein gleich doppeltes Forschungsinteresse: einerseits das aus literatursoziologischer Perspektive spannende, wechselvolle Verhältnis der beiden ehemaligen Expressionisten. Darüber hinaus verweist die unscheinbare Einlage andererseits *pars pro toto* auf die rezeptions- und institutionsgeschichtlich wirkmächtige Marbacher Expressionismus-Ausstel-

24 Vgl. weiterführend Dunkhase: *Provinz der Moderne* (Anm. 16), S. 270–273.

25 Bernhard Zeller an Ilse Benn, 20. Februar 1960 (DLA, A: Benn).

26 Vgl. Bernhard Zeller an Ilse Benn, 26. Februar 1960, inklusive einer Liste »Leihgaben von Frau Ilse Benn« (DLA, A: Benn).



Abb. 2: Johannes R. Becher: *Maschinenrhythmen* (1926), Exemplar von Gottfried Benn, © DLA Marbach (Photo: Jens Tremmel).

lung, die zwischen Mai und Oktober 1960 circa 30.000 Besucher:innen angezogen hatte.

Die besondere Attraktivität von Nachlassstücken für Literatúrausstellungen²⁷ zeigt sich auch in einer weiteren Station in der Überlieferungsgeschichte von Benns Bücherbesitz, nämlich die Sonderausstellung, die das Schiller-Nationalmuseum anlässlich des 100. Geburtstag des Autors 1986 organisierte. Wieder waren Zeitschriften und Bücher Teil der Ausstellungserfahrung; insgesamt 44 Titel verzeichnet eine Aufstellung über die »Leihgaben von Frau Ilse Benn«.²⁸ Korrespondierend zur Anlage der Ausstellung bildete diese

27 Vgl. hierzu weiterführend den Beitrag »Literaturmuseum und Provenienzerfahrung« von Heike Gfrereis in diesem Band.

28 Leihgaben von Frau Ilse Benn, Wolfschlugen, übernommen am 13. März 1985 (DLA, Bestandsakte Benn).

Auswahl jedoch nicht lediglich die frühe Werkphase ab, sondern den ›ganzen‹ Benn, einschließlich seiner ideologischen Verfehlungen 1933 und des späten Nachkriegsruhms. Über die chronologische Ausgewogenheit hinaus waren es auch in diesem Fall unikale Merkmale, die das Interesse des verantwortlichen Kurators Ludwig Greve (1924–1991) bei der Auswahl der Buch-Exponate maßgeblich mitbestimmt haben: Knapp für die Hälfte der Titel sind Widmungen, handschriftliche Korrekturen und Randbemerkungen oder schlichtweg der Besitzvermerk des Autors via Namenszug verzeichnet. Besonders bemerkenswerte Exemplare – etwa eine Ausgabe von Lasker-Schülers *Prinz von Theben* (1914) mit intimer Zueignung für den »teuren Spielgefährten Gisel«²⁹ – fanden später auch Eingang in den Ausstellungskatalog.³⁰ Im Zusammenhang mit der Benn-Ausstellung 1986 aufschlussreich ist zudem eine Aktennotiz Greves, die Klarheit in die generelle Überlieferungsgeschichte des Nachlasses bringt. Über ein Gespräch mit Ilse Benn am 28. November 1985 notierte Greve das Folgende:

Beim Abholen der Autographen für die Benn-Ausstellung benutzte ich eine Pause, um Frau Benn zu fragen, ob ich ein persönliches Wort sagen dürfe. »Aber natürlich, alles, bitte.« »Ich meine, wir sollten doch das Katz- und Mausspiel über das Benn-Archiv beenden.« Sie zeigte sich erstaunt. »Ich verstehe gut«, sagte ich [...], »daß Sie bei Lebzeiten den Nachlaß nicht aus der Hand geben wollen« – »ja daß [sic] ist ja mein Leben«, warf sie ein – »gewiß, aber Sie sollten doch [...] dafür Sorge tragen, daß alles, was sie gerettet und über 30 Jahre zusammengehalten haben, auch so erhalten bleibt, falls Ihnen etwas zustößt.« »Aber das habe ich doch längst mit Herrn Zeller vereinbart. Wir haben einen Vorvertrag gemacht, wonach die Manuskripte zu einem von mir gewählten Zeitpunkt nach Marbach kommen.«³¹

Tatsächlich hat sich im Nachlass von Ilse Benn eine Art Vorvertrag vom 29. Januar 1968 erhalten, dem ein Gespräch zwischen ihr, Bernhard Zeller sowie dem Benn-Forscher Harald Steinhagen vorausging. In dem Schriftstück wird die bereits 1956 hervorgebrachte Idee eines zentralen Benn-Archivs untermauert, für das Ilse Benn dem DLA zunächst sämtliche Handschriften

29 Else Lasker-Schüler: *Der Prinz von Theben*, Leipzig 1914 (DLA, G: Benn [Teilbibliothek des Autors]).

30 Vgl. Gottfried Benn 1886–1956. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, hg. von Ludwig Greve, Marbach am Neckar 1986, S. 47, S. 58, S. 127–128, S. 141, S. 198, S. 293.

31 Ludwig Greve: Aktennotiz über mein heutiges Gespräch mit Frau Ilse Benn, 28. November 1985 (DLA, Bestandsakte Benn).

zum Xerographieren zur Verfügung stellte. Auch der Buchnachlass wird in dem Dokument explizit erwähnt; Titel und andere bibliographische Metadaten der Benn-Bibliothek sollten zunächst in Katalogform aufgenommen werden.³² Darüber hinaus erklärte sich Ilse Benn dazu bereit, einer Zersplitterung des Bestandes vorzubeugen: Sie sollte dafür Sorge tragen, den »in ihrem Besitz befindliche[n] Nachlaß [...] nach ihrem Tod oder zu einem von ihr zu bestimmenden Zeitpunkt mit dem Gottfried Benn Archiv [zu] vereinigen.«³³

Dieser Moment schien 1986 gekommen. Die Initiative von Ludwig Greve, vor allem aber ihr sich verschlechternder Gesundheitszustand wurden für Ilse Benn ausschlaggebend, die (juristisch nicht bindenden) internen Absprachen durch einen rechtswirksamen Kaufvertrag zu ersetzen. Einen ersten Vertragsentwurf übergab Ulrich Ott – der Nachfolger Bernhard Zellers – ihr im Januar 1986, die Details wurden dann bis in den Sommer dieses Jahres konkretisiert. Leicht fiel Ilse Benn diese Entscheidung nicht, denn sie pflegte laut Ott ein enges Verhältnis zu den Hinterlassenschaften ihres Mannes: »Es scheint ihr sehr darum zu gehen, einfach diese Benn'schen Dinge in ihrer Umgebung zu haben«,³⁴ resümierte der Direktor in einer Aktennotiz und begründete damit gleichsam, warum die Translokation der Nachlassteile nach Marbach nur sukzessive erfolgte. Auf die Übergabe des Buchbesitzes einigten sich Institution und Witwe hingegen schnell: Einen ersten Eingang von Büchern aus Wolfschlugen bestätigte der Bibliothekar Reinhard Tgahrt (1936–2017) Ilse Benn im Sommer 1986.³⁵

Ilse Benn war zufrieden und demonstrierte im Gegensatz zu ihrem verstorbenen Mann bei der Abwicklung der Hinterlassenschaften eine erhebliche Sensibilität. Dafür spricht sowohl, dass sie noch in Berlin ein eigenes Verzeichnis der Bücher anfertigte,³⁶ als auch die Tatsache, dass Ilse Benn

32 Vgl. Bernhard Zeller an Ilse Benn, 30. Januar 1968 (DLA, A: Benn [Kryptobestand Ilse Benn]): »5) Es ist beabsichtigt, zu gegebener Zeit auch die Bibliothek Gottfried Benns zu katalogisieren«. Eine Umsetzung dieser Absicht erfolgte indes erst mit der Übergabe der Bibliothek 1986.

33 Ebd.

34 Ulrich Ott: Aktenvermerk über ein Gespräch mit Ilse Benn, 4. Juli 1986 (DLA, Bestandsakte Benn).

35 Vgl. Reinhard Tgahrt an Ilse Benn, ohne Datum [circa Ende Juli/Anfang August 1986] (DLA, Bestandsakte Benn).

36 Das Verzeichnis fertigte Ilse Benn anlässlich ihres Umzugs aus Berlin in die Nähe von Stuttgart an. Das Original oder eine Kopie davon wurde dem DLA bereits im Juni 1977 zur Verfügung gestellt. Mit der Übergabe des Nachlasses war es wieder in Benutzung. Vgl. Ulrich Ott an Ilse Benn, 21. November 1986 (DLA, Bestandsakte Benn): »[I]ch beeile mich, Ihnen das Verzeichnis der Bücher aus Gottfried Benns Bibliothek zurückzuschicken, das Sie mir liebenswürdigerweise mitgegeben haben.

die separate Aufstellung der Bibliothek als geschlossenen Bestand zu einer Bedingung der Übergabe machte.³⁷

3 Benn-Bücher und der Plan einer Benn-Gedenkstätte in Berlin

Angesichts dieses frühen, dem heutigen Provenienz-Prinzip entsprechenden Problembewusstseins ist es umso erstaunlicher, dass Ilse Benn selbst zur Zerstreuung der Autorenbibliothek beigetragen hat. Circa zeitgleich mit der ersten Bücherlieferung an das DLA empfing sie im Juli 1986 Dietger Pforte, damals Leiter des Referats Literatur und Archivwesen in der Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa. Pforte nahm aus Wolfschlugen »37 Bücher von Autoren des Expressionismus bis zur Nachkriegszeit aus der Bibliothek ihres Mannes«³⁸ mit nach Berlin, darunter viele Bände mit einem Bezug zu den avantgardistischen Zirkeln der Stadt um die Jahrhundertwende. In Berlin sollten die Bände den »ersten Baustein«³⁹ für eine Gottfried-Benn-Gedenkstätte legen, die in einem größeren kulturpolitischen Zusammenhang stand: Seit Beginn der 1980er Jahre wurden in der Spreemetropole Stimmen laut, »[d]en Benn-Nachlaß, mindestens Teile davon möglichst vollständig nach Berlin zu holen«.⁴⁰ In diesem Zusammenhang besonders engagiert zeigte sich der CDU-Abgeordnete, zeitweilige kulturpolitische Sprecher der CDU-Fraktion im Landestag und Repräsentant der Stiftung Preußische Seehandlung⁴¹

Wir haben es kopiert und nehmen es zum Nachlaß, denn es ist doch ein wichtiges Zeugnis für Benn's [sic] Stellung als Archegeten der Lyrik nach dem zweiten Weltkrieg.«

37 Vgl. Ulrich Ott: Aktenvermerk über ein Gespräch mit Ilse Benn, 4. Juli 1986 (DLA, Bestandsakte Benn).

38 Dietger Pforte an Ilse Benn, 4. Juli 1986 (DLA, A:Benn [Konvolut: Korrespondenz und Unterlagen betreffend Benns Nachlass]). In der Auswahl der Bände zeichnen sich verschiedene zeitliche wie regionale Schwerpunkte ab: 16 der 37 Exemplare verzeichnen als Verlagsort Berlin, wiederum zwölf von diesen stammen aus dem avantgardistischen Publikationskontext von Franz Pfemferts (1879–1954) Verlag »Die Aktion«, in dem auch Benn einige frühe Texte platziert hatte.

39 Ebd.

40 Uwe Lehmann-Brauns an Winfried Fest, 30. November 1983 (DLA, A:Benn [Konvolut: Korrespondenz und Unterlagen betreffend Benns Nachlass]).

41 Gegenüber Benns Tochter Nele Poul Soerensen (1915–2012) beschrieb Lehmann-Brauns die 1983 aus dem Restvermögen der Preußischen Staatsbank gegründete Stiftung Seehandlung als eine Institution, »die sich die Literaturförderung, insbesondere den Erwerb von Nachlässen zur besonderen Aufgabe gemacht hat«. Uwe Lehmann-Brauns an Nele Poul Soerensen, 14. Januar 1986 (DLA, A:Benn).

Uwe Lehmann-Brauns. Lehmann-Brauns nahm die enge Bindung Gottfried Benns an die Stadt Berlin wiederholt zum Anlass, die Ansprüche des DLA kritisch zu hinterfragen (»Was soll Benn in Südwestdeutschland? Er hatte ja gar kein Verhältnis dazu«⁴²). Und tatsächlich war das emphatische, in Texten wie dem *Berliner Brief*⁴³ nahezu identifikatorische Verhältnis des Autors zu seiner Wahlheimat auch für Ilse Benn ein nur schwer zu übergehender Faktor bei der Nachlass-Disposition. Bereits nach dem oben erwähnten »Sondierungsgespräch« im Januar 1968 räumte sie gegenüber Zeller Zweifel ein, und dass sie »im Geheimen [...] der Gedanke nicht los[lasse], daß die Papiere Benns nach Berlin gehörten, gäbe es dort nur ein Marbach ebenbürtiges Institut.«⁴⁴

Zwar gab es mit der Akademie der Künste in West-Berlin (1954–1993) durchaus eine namhafte Gedächtnisinstitution, deren Geschichte überdies mit derjenigen Gottfried Benns verknüpft war:⁴⁵ 1932 wurde Benn als Mitglied der Sektion Dichtkunst in die (damals noch) Preußische Akademie der Künste berufen, die Wahl erlebte er als biographisches »Schlüsselereignis«.⁴⁶ Eine unrühmliche Rolle spielte er sodann bei der ideologischen Gleichschaltung der Sektion Dichtkunst während der Frühphase des NS, die er als kommissarischer Leiter federführend mitverantwortete – und über deren Ergebnis er sich schließlich entsetzte. Die Preußische Akademie der Künste bestand bis 1945, in der Nachkriegszeit und unter den Vorzeichen des Kalten Krieges wurde sie zunächst durch die Deutsche Akademie der Künste (1950–1993; später Akademie der Künste der DDR) abgelöst. Parallel zu dieser Entwicklung im Ostteil der Stadt verabschiedete das Berliner

42 Uwe Lehmann-Brauns an Winfried Fest, 30. November 1983 (DLA, A:Benn [Konvolut: Korrespondenz und Unterlagen betreffend Benns Nachlass]).

43 Im »Berliner Brief« schreibt Benn über das von der sowjetischen Besatzungsmacht blockierte Nachkriegsberlin im Sommer 1948: »Aber es ist die Stadt, deren Glanz ich liebte, deren Elend ich jetzt heimatlich ertrage, in der ich das zweite, das dritte und nun das vierte Reich erlebe und aus der mich nichts zur Emigration bewegen wird.« Gottfried Benn: Berliner Brief, Juli 1948, in: ders.: Sämtliche Werke (Anm. 1), Bd. 5, S. 56–61, hier S. 60. Vgl. weiterführend: Joachim Dyck: Benn in Berlin, Berlin 2010.

44 Zeller: Marbacher Memorabilien (Anm. 19), S. 164.

45 Vgl. weiterführend: Holger Hof: Der Einäugige unter den Blinden: »Im übrigen wäre es für mich ein Leichtes, an die Spitze zu gehen«. Gottfried Benns Rolle bei der Neugründung der Akademie der Künste in West-Berlin, in: Benn Forum. Beiträge zur literarischen Moderne 6, 2018/19, S. 159–181.

46 Ebd., S. 159. Vgl. auch die Erinnerungen an die Berufung in Benns Autobiographie »Doppelleben«: »Die Wahl war damals eine außerordentliche Ehre, die größte, die einem Schriftsteller innerhalb des deutschen Sprachraums zuteil werden konnte.« Gottfried Benn: Doppelleben, in: ders.: Sämtliche Werke (Anm. 1), Bd. 5, 83–176, hier S. 99.

Abgeordnetenhaus 1954 zudem das Akademiegesetz, auf dessen Grundlage die Akademie der Künste in West-Berlin ihre Geschäfte aufnahm. Benn, der bereits an den Vorbereitungen zu einer Neugründung beteiligt war, nahm wieder an den Sitzungen teil, erklärte dann jedoch schon im Frühjahr 1956 seinen Austritt. Offiziell begründet mit seinem schlechter werdenden Gesundheitszustand,⁴⁷ offenbart ein nicht-öffentliches Schreiben an Clemens Graf von Podewils (1905–1978), dass Benn die institutionelle Wirkmacht der reaktivierten Sektion Dichtkunst stark infrage stellte:

[D]ie Berliner Akademie: ich habe meine Krankheit als Grund genommen, meine Mitgliedschaft niederzulegen. Ich kann an den zahlreichen Sitzungen nicht mehr teilnehmen u meinen Namen blanko stelle ich der A. nicht zur Verfügung. [...] Das ganze ist ja eine kümmerliche Sache. In Berlin gibt es keine nennenswerten Namen u. die Auswärtigen können wegen Geldmangel u. auch aus Interesselosigkeit nicht kommen, also ist es, was die Literatur angeht, eine Art mediokrer Schriftstellerklub, dem ich nicht die Hand reiche.⁴⁸

Ilse Benns Aussage, es gebe in Berlin kein dem DLA vergleichbares Institut, erhält vor diesem Hintergrund ein anderes Gewicht. Sie ist somit weder als bloße Schmeichelei gegenüber Zeller zu werten noch als Unkenntnis über mögliche institutionelle Alternativen. Stattdessen erklingt darin ein Widerspruch von Benns Entscheidung, der Akademie noch kurz vor seinem Tod den Rücken zuzukehren.

Das Akademie-Archiv in West-Berlin verfügte zum Zeitpunkt der finalen Nachlass-Entscheidung Mitte der 1980er über eine schmale Benn-Sammlung, die sich vor allem aus der Zeit seiner Mitgliedschaft speiste: Akten der Preußischen sowie der West-Berliner Akademie der Künste, Programme und Einladungen (an Benn), Photos und Zeitungsdokumente (über Benn) sowie Primär- und Sekundärliteratur. Weiterführende Ambitionen, mit dem DLA um den Kern-Nachlass zu konkurrieren, bestanden – zum Leidwesen von Lehmann-Brauns⁴⁹ – nicht. Das Verhältnis zwischen den beiden Sammlungseinrichtungen im Nordosten und im Südwesten blieb – auch mit Blick auf künftige Erwerbungen – von wechselseitiger Rücksichtnahme geprägt:

47 Vgl. Hof: Der Einäugige unter den Blinden (Anm. 45), S. 162.

48 Benn hier zitiert nach: ebd.

49 Vgl. Uwe Lehmann-Brauns: Briefe an die Redaktion. Gegen das Desinteresse, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. April 2001.

Marbach hat erhebliche Mittel und Leistungen ins Benn-Archiv investiert, wobei vor allem auf die bedeutenden Briefwechsel hinzuweisen ist, die Marbach im Nachhinein erwerben konnte oder geschenkt erhielt.

Ich hielt es deshalb nicht für gut, Frau Benn bedrängen zu wollen, Ihre Entscheidung zugunsten des Archivs der Akademie der Künste zu revidieren. Denn zum einen ist unwahrscheinlich, daß Frau Benn überhaupt reagiert auf ein solches Ansinnen, zum anderen aber würde Berlin – m.E. zu Recht – den Zorn der Marbacher auf sich ziehen. Und das wiederum könnte die insgesamt kollegiale Atmosphäre zwischen den beiden bedeutendsten Literaturarchiven der Bundesrepublik erheblich trüben.⁵⁰

Ganz vergebens waren die Anstrengungen von Lehmann-Brauns jedoch nicht. Schließlich war es seiner Beharrlichkeit zu verdanken, dass sich Nele Poul Soerensen, Benns Tochter aus erster Ehe, wiederum 1986 dazu entschied, die an sie gerichteten, mehr als zwei Jahrzehnte abdeckenden Briefe ihres Vaters dem Berliner Senat zu übergeben. Ein wichtiger Teil des Nachlasses ging damit zurück in Benns Wahlheimat.⁵¹

Gewissermaßen als Kompromiss im Ringen um den Nachlass plante das Land Berlin darüber hinaus die oben erwähnte Gottfried-Benn-Gedenkstätte. Beabsichtigt war eine Memorialstätte in Art eines Dichterhauses, das Autor und Werk über Möbel, Schreibwerkzeuge sowie den von Pforte mitgebrachten Teilbestand der Autorenbibliothek ›auratisch‹ erfahrbar machen sollte.⁵² Mit dieser musealen Schwerpunktsetzung konnte der für die Forschung maßgebliche literarische Nachlass zentral am DLA verbleiben, der gegenständliche hingegen in Berlin. Ulrich Ott zeigte sich unter diesen Vorzeichen an einer Zusammenarbeit interessiert und bot Pforte an, »bei der Ausstattung der Gedenkstätte mit Doubletten und Kopien behilflich zu sein«. ⁵³ Auch ein prospek-

50 Dietger Pforte an Uwe Lehmann-Brauns, 4. Dezember 1984 (DLA, A: Benn [Konvolut: Korrespondenz und Unterlagen betreffend Benns Nachlass]).

51 Die Originale der circa 140 Briefe Benns an Nele Poul Soerensen befinden sich heute im Archiv der Akademie der Künste (Sammlung: Gottfried Benn), das DLA Marbach besitzt einen nahezu vollständigen Satz von Mikrofiche-Kopien (DLA Marbach, A: Benn [Kopien]).

52 Ein überlieferter Brief-Durchschlag von Dietger Pforte an Ilse Benn enthält eine vorläufige Aufstellung potentieller Exponate, darunter »de[r] Schreibtisch, der derzeit in Ihrem Haus steht und an dem Benn seit etwa 1926/27 gearbeitet hatte; – alle schwarzen Bücherregale [...]; – einen Sessel [...] den Ihr Mann häufig benutzt hat; – Doubletten von Erstausgaben Gottfried Benns; – 1 Brieföffner [...]« und vieles Weitere. Dietger Pforte an Ilse Benn, 4. Juli 1986 (DLA, A: Benn [Konvolut: Korrespondenz und Unterlagen betreffend Benns Nachlass]).

53 Ebd.

tiver Ort für die Gedenkstätte war bereits gefunden: Sie sollte in Abstimmung mit Ilse Benn in Räumlichkeiten neben dem Georg Kolbe Museum in Berlin Westend einziehen,⁵⁴ wo ihr Mann 1953 eine Rede gehalten hatte.⁵⁵

Die Planungen für die Memorialstätte erstreckten sich über mehrere Jahre,⁵⁶ zu einer Umsetzung kam es jedoch nie. Das von Pforte »importierte« Bücherkonvolut ging aus diesem Grund 1990 schließlich als Dauerleihgabe an die Bibliothek der Akademie der Künste. Hier wurde es drei Jahre später durch ein weiteres Depositum des Landes ergänzt; der umfangreichen (mit Dubletten circa 1.600 Titel umfassenden) Sammlung Ilse Benns.⁵⁷ Ilse Benn verstarb 1995, bereits 1991 hatte sie ihrer Schwester Eva Hartmann indes eine Generalvollmacht erteilt, um über ihre Angelegenheiten zu verfügen – einschließlich der Wohnsituation in Wolfschlügen. Im Rahmen einer langjährigen Haushaltsauflösung disponierten Schwester und Schwager die endgültige Abwicklung des nun gemeinsamen Benn'schen Restnach- beziehungsweise Vorlasses, und es ist diese überlieferungsgeschichtliche Konstellation, aus der heraus sich weitere Zerstreungsmomente der Autorenbibliothek ergeben haben. Noch im Haus befindliche, zum Teil überraschend auf dem Dachboden sowie im Keller gefundene Bücher aus Benns Besitz gingen als Teil des literarischen Nachlasses ans DLA, wobei sich drei Tranchen identifizieren lassen, die der Autorenbibliothek nachträglich zugegangen sind: Eine erste aus dem Februar 1992, umfassend »Handexemplare seiner Werke, Bü[c]her aus seiner Bibliothek mit Widmungen und Anstreichungen«. ⁵⁸ Ein zweiter Nachtrag ist dokumentiert für den September 1994, enthaltend ebenfalls Widmungsexemplare namhafter zeitgenössischer Autor:innen, unter ande-

54 Vgl. ebd.

55 Vgl. Gottfried Benn: Rede im Kolbe-Museum, in: ders.: Sämtliche Werke (Anm. 1), Bd. 6, S. 106–108.

56 In den vorliegenden Unterlagen erstmalig Erwähnung findet die Gedenkstätte in einem Brief von Uwe Lehmann-Brauns an Nele Poul Soerensen, 14. Januar 1986 (DLA, A: Benn). In diesem bezieht sich der Verfasser zudem auf ein Treffen mit Ilse Benn im Sommer 1985 sowie auf deren Vorschlag für das Georg Kolbe Museum. Noch im August 1992 ist die Gedenkstätte Gegenstand eines Übereignungsvertrags zwischen Eva Hartmann und der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten von Berlin (Archiv der Akademie der Künste, Erwerbungsakte Benn).

57 Beide Bestände (ohne Dubletten) sind durch die Akademie der Künste erschlossen worden und online recherchierbar: <https://www.adk.de/de/archiv/bibliothek/vorund-nachlassbibliotheken.htm> (Zugriff: 20. März 2023).

58 Gerhard Schuster: Notiz für Herrn Dr. Ott, 3. Februar 1992 (DLA, Bestandsakte Benn).

rem von Ernst Jünger (1895–1998) und Martin Kessel (1901–1990).⁵⁹ Die letzte Tranche ging schließlich 2001 in den Bestand ein, verdankte sich »[e]inem glücklichen Zufall«⁶⁰ und gestaltete sich als besonders bemerkenswert: In einem Koffer auf Ilse Benns ehemaligem Dachboden befand sich »ein gutes Dutzend dickleibiger Bücher zur Gynäkologie sowie zu Haut- und Geschlechtskrankheiten«.⁶¹ Die Exemplare stammen aus Gottfried Benns Studienzeit (1905–1912) an der Berliner Kaiser-Wilhelms-Akademie, manche enthalten sogar noch die Original-Stempel der früheren »Pépinière«.

Wiederum andere Objekte aus Ilse Benns Haus gingen an das Land Berlin, basierend auf einem Übereignungsvertrag, den Eva Hartmann 1992 mit Dieter Pforte (stellvertretend für den Berliner Kultursenat) abgeschlossen hatte, als der Plan für die Gedenkstätte noch nicht gänzlich ad acta gelegt war.⁶² Dazu gehörte auch ein Großteil der Büchersammlung Ilse Benns, die für die Nachlassbibliothek Benns durchaus Überraschungen bereithielt. So konnten im Rahmen der Erschließung zehn Bücher, zum Teil Handexemplare, identifiziert werden, die ursprünglich aus dem Besitz des Dichters stammten, durch innerfamiliäre Zirkulation in Ilse Benns Teilbibliothek eingegangen sind und durch die Akademie der Künste in den Teilbestand von Benns Nachlassbibliothek rücküberführt worden sind. Et vice versa befinden sich heute 200 Bücher mit Widmungen (oder anderen Provenienzmerkmalen) adressiert an Ilse Benn im DLA. Unklar ist, wann genau diese auf die Schillerhöhe kamen, ob schon mit der ersten Lieferung 1986 oder erst in einer der späteren Tranchen. Einstweilen zeigt ihr eigener Bücherbesitz in Berlin die Zahnärztin im bislang ungekannten Ausmaß als Sammlerin von Objekten im Zusammenhang mit ihrem verstorbenen Mann. Einen ersten Eindruck hiervon geben die circa 460 Dubletten von Benn'schen Primär- und Sekundärtiteln,⁶³ die Ilse Benn seit dem Tod des Gatten zusammengetragen hatte. Als dezidierte Sammlungsbibliothek tritt ihr Bücherbesitz damit in ein Spannungsfeld zur oben skizzierten Arbeitsbibliothek Gottfried Benns. Ilse Benns Rolle als maßgebliche Akteurin im Umgang mit Gottfried Benns Nachlass sowie die (Überlieferungs-)Geschichte des Bücher-Besitzes ist damit angedeutet, jedoch noch keineswegs auserzählt.

59 Ulrich von Bülow: Notiz über einen Besuch bei Herrn Hartmann in Sachen Gottfried Benn, 16. September 1994 (DLA, Bestandsakte Benn).

60 Riedel: Autorenbibliotheken (Anm. 4), S. 89.

61 Ebd.

62 Übereignungsvertrag zwischen Eva Hartmann und der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten von Berlin, 26. August 1992 (Archiv der Akademie der Künste, Erwerbungsakte Benn).

63 Die Liste der Dubletten wurde nicht in den OPAC der Akademie überführt. Für eine Möglichkeit zur Einsichtnahme danke ich Alexandra Land und Susanna Thier.

Susanna Brogi

SILVIA BOVENSCHEN

1 Ein eigenes Zimmer

Mit einer Drehbewegung schließt Simone de Beauvoir (1908–1986) die Tür hinter ihrem Rücken. Ein beinahe türblattgroßer Spiegel öffnet den Raum und verdoppelt so das Bild der Porträtierten: ein Zwillingsspaar, das sich an den Händen zu halten und doch janusgleich in entgegengesetzte Richtungen zu streben scheint. Gesammeltes, Gelesenes und Geschriebenes füllt die von der Liniatur weißer Regalböden strukturierten Wände. Ein eigenes Zimmer. In Paris.

Barbara Klemms (*1939) ikonische Photographie aus dem Jahr 1980 porträtiert die Schriftstellerin und Verfasserin der Studie *Le Deuxième Sexe* (*Das andere Geschlecht*, 1949/51) in fortgeschrittenem Alter als Gelehrte im Gehäuse in einem unwiederbringlichen Augenblick von überzeitlicher Geltung.

Der Hauptakzent liegt auf dem leicht geneigten Kopf mit dem für de Beauvoir auf charakteristische Weise hochgesteckten Haar, auf den Händen der Schriftstellerin und der Geste des Zuziehens der Tür. Vielleicht ist es gerade die Verweigerung einer Blickbegegnung, die dieses Porträt zu einem der wichtigsten von Simone de Beauvoir überhaupt hat werden lassen und zugleich zum Sinnbild weiblicher Autorinnenschaft: die selbstverständliche Besitzerin einer Gelehrtenklausur, wie sie über Jahrhunderte dem Mann vorbehalten war.

Allein der Spiegel verrät die Anwesenheit von Büchern im betretenen Zimmer. Durch die Spiegelung exakt auf der Türschwelle scheinen diese eher dem verlassenen Raum anzugehören oder – zeitlich gedeutet – wie Bücher der Vergangenheit, welche das Bild der im Regal aufgeschichteten Handschriftenkonvolute vervollständigen. Ein Schulterblick Simone de Beauvoirs in die Tiefe der Zeit fiel unwillkürlich auf eine Ausgabe von Virginia Woolfs (1882–1941) Essay *Ein eigenes Zimmer* (*A Room of One's Own*) aus dem Jahr 1929, den die Berliner Künstlerin Sarah Schumann (1933–2019) 2001 als »Sendschreiben an uns Frauen aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts« bezeichnen sollte.¹ Als Sarah Schumann sich mit dem Essay im Zuge eines Buchumschlags-

1 Sarah Schumann hat die Buchumschläge der bei S. Fischer erschienenen und von Klaus Reichert (*1938) herausgegebenen deutschsprachigen Werkausgabe Virginia Woolfs

entwurfs befasste, hielt sie für den Klappentext fest: »Vieles ist geschrieben worden seitdem über die Frauen und die Räume und das Geld, wenigstens zeugt von so viel Kraft und Klarheit.«² Biographisch schloss sich für Sarah Schumann mit dieser Arbeit nicht nur der Kreis zur eigenen Erstlektüre im London der 1960er Jahre, sondern auch zum Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn ihrer Lebenspartnerin Silvia Bovenschen (1946–2017) und deren 50 Jahre nach *A Room of One's Own* und 30 Jahre nach *Le Deuxième Sexe* veröffentlichter Dissertation *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Silvia Bovenschens Studie von 1979 setzte mit Virginia Woolfs Essay und der Abwesenheit von Frauen in der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen ein.³ »Es gibt keine markierungen an der wand, die die genaue größe der frauen angibt«,⁴ hebt sie gleich in der Einleitung hervor, um die riesige historische Lücke weiblicher Repräsentationen anzudeuten, von der auch Simone de Beauvoir in ihren Memoiren sprach.

2 Einsicht nicht ohne Einsicht

Am 17. November 1986 erwarb Silvia Bovenschen in der Autorenbuchhandlung Frankfurt am Main für 60 DM mehrere Bücher Simone de Beauvoirs, wie eine erhalten gebliebene Sammelquittung dokumentiert. Keine zehn Jahre lag die Veröffentlichung ihrer eigenen Studie *Die imaginierte Weiblichkeit* zurück, die zu diesem Zeitpunkt bereits mehrfach nachgedruckt worden war. Im Zuge ihrer Forschungen hatte Silvia Bovenschen eine umfangreiche Sammlung philosophischer, soziologischer und literaturwissenschaftlicher Fachliteratur angelegt. Lesend und annotierend versah sie ihre Bücher im Arbeitsprozess mit Einlagen, die von Exzerptlisten über Einkaufszettel bis hin

gestaltet. Für den hinteren Klappentext jedes Bandes verfasste sie einen kurzen Text, der dem Zusammenspiel von Text und Umschlaggestaltung gewidmet ist. Ich danke Klaus Reichert für die geteilten Erinnerungen an dieses gemeinsame Projekt. Vgl. auch ders.: »Moments of being.« Zu Sarah Schumanns Virginia-Woolf-Umschlägen, in: Sarah Schumann: Werke 1958–2002, hg. von Kathrin Mosler, Berlin 2003, S. 276–280.

- 2 Sarah Schumann: Klappentext, in: Virginia Woolf: Ein eigenes Zimmer. Drei Guineen. Zwei Essays, hg. von Klaus Reichert, Frankfurt am Main 2001.
- 3 Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt am Main 1979. Aus kompositorischen Gründen kehrt der Text auf der letzten Seite zu Virginia Woolfs Essay zurück. Vgl. ebd., S. 265.
- 4 Ebd., S. 2.



Abb. 1: Barbara Klemm, Simone de Beauvoir Paris, 1980, © Barbara Klemm.

zu silbernen Papieren ihrer Zigarettenschachteln reichten und von denen sich zahlreiche Spuren in den Bänden ihrer Autorinnenbibliothek erhalten haben.

Silvia Bovenschens Beschäftigung mit Simone de Beauvoirs Werk im Spätherbst 1986 erfolgte im Auftrag von Joachim Fest (1926–2006) und Wolf Jobst Siedler (1926–2013), die als Herausgeber der Reihe »Klassiker des modernen Denkens« eine Neuauflage von *Das andere Geschlecht* vorgesehen hatten. Bereits im Jahr nach dem Kauf der de Beauvoir-Titel in der Autorenbuchhandlung erschien der geplante Band mit Silvia Bovenschens Essay *Reise ins ungelobte Land*.⁵ Die ausgestellte Quittung verblieb wie ein Lesezeichen in ihrem von Buchblock und Schnitt her zunächst ungelesen erscheinenden, in die Jahre gekommenen Exemplar von *Der Lauf der Dinge*. Im Buchinneren geben

5 Silvia Bovenschens: *Reise ins ungelobte Land*. Nachwort, in: Simone de Beauvoir. *Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau*, hg. von Joachim Fest und Wolf Jobst Siedler, Gütersloh [1987], S. 934–942. Später ebenfalls in: dies.: *Schlimmer machen, schlimmer lachen. Aufsätze und Streitschriften*, hg. und eingeleitet von Alexander García Düttmann, Frankfurt am Main 1998, S. 69–82.

mit unterschiedlichen Stiften ausgeführte Anstreichungen, sparsame Annotationen – darunter ein »ev. Zit« bei einer später tatsächlich zitierten Passage – und zwei mit Hingabe gefaltete Eselsohren zu erkennen, dass der gesamte Band von ihr mit Blick auf das zu schreibende Nachwort studiert worden war.

So sehr Silvia Bovenschen Simone de Beauvoir als Autorin einer anderen Generation begriff, streicht ihr Nachwort das zeitlich in zwei Richtungen Weisende des Werks heraus, das sich der intensiven Lektüre vorgängiger Texte verdankte und dessen Erscheinen ein anhaltendes Echo hervorgerufen hatte, das sich noch in der Gegenwart vernehmen ließ: »Es darf wohl vermutet werden, daß es in unserem Jahrhundert wenige Bücher von einer solchen wirkungsgeschichtlichen Bedeutung gibt«. ⁶ Das andere Geschlecht sei »ein ›Vorläufer‹ im Wortsinn, es ist den Ereignissen weit vorausgelaufen«. ⁷ Die Zugänglichkeit des Bestands der Bibliothèque Nationale für Simone de Beauvoir, ihr Rückgriff auf Geschriebenes sowie ihre starke Wahrnehmung der Lücken, die der Erfüllung ihrer selbst gestellten Aufgabe hinderlich waren, besaß aus Silvia Bovenschens Perspektive eine Schlüsselstellung. Sie strich sich eine Passage an, in der Simone de Beauvoir ihren Lektüre-Schreib-Rhythmus skizzierte, dessen Schwerpunkt stärker auf der Lektüre als auf dem Schreiben lag:

Ich ging auch weiterhin fleißig in die Bibliothèque Nationale; denn es ist ein Vergnügen und eine Erholung, sich die Augen an Worten zu sättigen, die bereits da sind, statt seine Wendungen aus dem Nichts hervorstampfen zu müssen. Von Zeit zu Zeit schrieb ich, vormittags in meinem Zimmer, nachmittags bei Sartre: Von meinem Tisch aus konnte ich in der Pause zwischen zwei Absätzen die Terrasse der »Deux Magots« und die place Saint-Germain-des-Prés überschauen. ⁸

Simone de Beauvoirs raumgreifender Lesereise durch wissenschaftliche Disziplinen und unterschiedliche Literaturen (wie sie Virginia Woolf entlang der Jahrhunderte im Lesesaal des British Museum erprobt hatte), spricht Silvia Bovenschen großen Anteil am Gelingen des Werks zu. Im Rekurs auf den biblischen Mythos interpretiert sie das Vorhaben als Reise in ein Land, von dem nicht nur keine Verheißung ausging, sondern das im Gegenteil mit einer Art Stopp-Schild belegt war:

Es ist eine Reise, die sich wohl im wesentlichen in der Bibliothèque Nationale abgespielt hat. Heute, da sich die Regale in den Buchhandlungen biegen unter der

⁶ Bovenschen: Reise ins ungelobte Land (Anm. 5), S. 938–939.

⁷ Ebd., S. 942.

⁸ Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 167.

Last teils ehrenwerter, teils höchst überflüssiger Titel zum Thema Frau, ist der bibliomane Aufwand, der hier betrieben wurde, vielleicht nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar, wohl aber der kühne, fachübergreifende Zugriff der Autorin.⁹

Diese Methode des Lesens quer durch die Disziplinen und Literaturen, wie Simone de Beauvoir sie vorlebte, und entlang der Jahrhunderte, wie Virginia Woolf sie ihrem eigenen Arbeiten attestierte, war für Silvia Bovenschen nicht zuletzt auch deshalb vorbildlich, weil beide Vorgängerinnen im wissenschaftlich-essayistischen wie auch literarischen Feld glänzten. In ihrem Essay *Bibliomanie oder Wer wird schon schlauer auf die Dauer?* Betonte Silvia Bovenschen im Rekurs auf den großen Stilisten und Büchersammler Michel de Montaigne (1533–1592) dessen »paradoxe Einsicht, daß Einsicht in durch Bücher vermittelte Wahrheit und Wissenschaft – kurz: Einsicht nicht ohne Einsicht zu gewinnen sei.«¹⁰ In diesem Sinne sammelte sie zeitlebens Bücher, in die sie wiederholt Einsicht nahm, wie thematisch Unterschiedliches betreffende Annotationen auf den Vorsatzpapieren demonstrieren. Im Rahmen ihrer vorbereitenden Lektüre für den Essay *Reise ins ungelobte Land* studierte Silvia Bovenschen auch Simone de Beauvoirs *La Vieillesse (Das Alter)*. Um die Frage zu beantworten, ob sie sich über ihr Postulat »Niemand, der über das Alter schreibt, wird es sich leisten können, dieses Buch zu ignorieren«¹¹ im Jahr 2006 in ihrem eigenen essayistischen autobiographischen Werk *Älter werden*, das von einer enormen Freiheit in Form und Zugriff auf den Gegenstand zeugt, hinwegsetze, wie es zunächst den Anschein hat, bedürfte einer tieferen Einsicht.

3 Eine Geschichte vom Glück

Silvia Bovenschen verreiste gerne, solange ihre früh auftretende Erkrankung an Multipler Sklerose es ihr ermöglichte, und Bücher waren ein selbstverständlicher Part ihres Gepäcks.¹² Als Maria Gazzetti,¹³ die damalige Leiterin des Literaturhauses Frankfurt, Silvia Bovenschen im Jahr 2000 für eine Reihe

9 Bovenschen: *Reise ins ungelobte Land* (Anm. 5), S. 938.

10 Silvia Bovenschen: *Bibliomanie oder Wer wird schon schlauer auf die Dauer?*, in: dies.: *Schlimmer machen, schlimmer lachen* (Anm. 5), S. 305–320, hier S. 309.

11 Ebd.

12 Ein quadratischer, als Lesezeichen verwendeter Zettel in einem Exemplar der zweiten Auflage von »Die imaginierte Weiblichkeit« aus dem Jahr 1980 gibt Auskunft über die Preise eines Rückfahrtickets »Ffm – Arez[z]o – Ffm« für 243,20 DM und die sich auf 20 DM »p Strecke« belaufenden Extrakosten für einen Platz im Liegewagen.

13 Maria Gazzetti realisierte dieses Konzept über mehrere Jahre hinweg mit zahlrei-

innerhalb der Zeitschrift *Büchner. Literatur – Kunst – Kultur* darum bat, einen Koffer mit ihr wichtigen Büchern zu bestücken und einen kurzen Text dazu zu verfassen, stellte das Reisen in andere Länder Silvia Bovenschen aus gesundheitlichen Gründen bereits vor große Schwierigkeiten. Humorvoll wertete sie diesen Antrag, sich auf solche Weise zu inszenieren, als »primitive Falle« und verfasste eine Metakritik der Versuchsanordnung. Ihren weniger als eine Seite füllenden Text beschloss Silvia Bovenschen mit einer Feststellung, die ihre grundsätzlichen Bedenken noch einmal zuspitzt: »Natürlich: Man muß ein Idiot sein, sich darauf einzulassen.« Als Richtlinie bei der Auswahl gab sie für sich aus: »Hastig, nicht spontan, hastig. Ein bißchen wie auf der Flucht.« Im Wissen um das Deutungsspektrum der getroffenen Wahl und die Bandbreite der möglichen Rückschlüsse auf die Besitzerin fasste sie den Vorsatz: »Nicht zuviel Eitelkeit, nicht zuviel Bescheidenheit. Hinein in den möglichst nichtssagenden, mittelgroßen Koffer, was an Titeln durch den Kopf schießt, was man einst liebte und was kürzlich gefiel, was einigermaßen greifbar ist, und was noch Platz findet. Deckel zu.«¹⁴

In einem Koffer, auf dessen eisvogelblaues Futter der Markenname Samsonite gedruckt war, schichtete die Befragte gebundene Bücher und Paperbacks unterschiedlicher Verlagshäuser in mehreren Reihen übereinander. Das portable Bücherregal enthielt als eine ihrer frühesten datierbaren Buchwerbungen Theodor W. Adornos (1903–1969) *Minima Moralia*, platziert neben einem Band der im Hanser Verlag erschienenen *Sudelbücher* Georg Christoph Lichtenbergs (1742–1799) und einem Exemplar von Elias Canettis (1905–1994) *Die Blendung*. Canettis katastrophal endender Bibliotheksroman, dessen weißer Titel auf schwarzem Grund auf dem für die Veröffentlichung ausgewählten Photo optisch das Zentrum der oberen Reihe bildet, scheint die Buchthematik aufzugreifen, erschöpft sich freilich nicht darin, denn Elias Canetti sollte für Silvia Bovenschen bis zu ihrem Tod einen zentralen Punkt in ihrem Pantheon der Literatur markieren.

Im Studieren der überschaubaren Reihen des Bücherkoffers, im Lesen der Zeilen und beim Versuch, zwischen den Zeilen zu lesen, erschließt sich, wie viel Sorgfalt und Liebe in die angeblich mit Hast ausgeführte Auswahl einfließen, denn fraglos haben die Autor:innen, denen Silvia Bovenschens Werk vieles verdankt, den Weg hinein in den beschränkten Raum des Koffers gefunden, aber ebenso Bücher der Freund:innen des Literatur- und Wissenschaftsbetrie-

chen namhaften Schriftsteller:innen, darunter Wilhelm Genazino (1943–2018), Eva Demski (*1944) oder Bodo Kirchhoff (*1948).

¹⁴ Silvia Bovenschen: [Kommentar zu ihrem Bücherkoffer], in: *Büchner. Literatur – Kunst – Kultur*, Mai 2000, hg. von Werner Ost und Ulla Bayerl, S. 8.

bes, darunter Alexander García Düttmann – als Übersetzer von Jean-Luc Nancy (1940–2021) *Der Eindringling* – in einer kurz zuvor erschienenen Ausgabe des Merve Verlags. Der somit gewobene Text dieses transportablen Bücherregals steht dem Arrangement zufolge unter dem an oberster Stelle positionierten und damit die Rolle einer Überschrift einnehmenden Erzählung Herman Bangs (1857–1912) *Eine Geschichte vom Glück*, erschienen 1993 als Quartheft der Friedenauer Presse in einer Übersetzung von Silvia Bovenschens engem Freund Walter Boehlich (1921–2006).¹⁵ Davon, dass in ihrem Leben die Erfahrung von körperlichem Schmerz und Krankheit und das Glück des Besitzes von Büchern und unbegrenztem Lesestoff zusammengehören, spricht Silvia Bovenschens Essay »Wenn der lahme Weber träumt, er webe, ...« (2014). Nahezu monatlich habe ihre Mutter, wie sie nach deren Tod bei der Lektüre von diszipliniert geführten Jahreskalendern feststellen musste, festgehalten: »Silvia krank, Arzt gerufen.«

Wenn ich, oh wie oft, mit irgendeiner Kinderkrankheit im Bett liege, werde ich zuverlässig und hinreichend mit Lesestoff versorgt.
Glück im Pech. Teuflich gut.¹⁶

4 Nie soll die Kette der noch zu lesenden Bücher abreißen

Ein von Silvia Bovenschens mit Blick auf Simone de Beauvoirs Arbeitsweise hervorgehobener kühner, fachübergreifender Zugriff prägte ihr eigenes Forschen und Schreiben, ihr Lehren und Lektorieren und damit die überlieferte Arbeitsbibliothek, auf die zugreifen zu können mit voranschreitender Erkrankung unabdinglich war. Als sie am 25. Oktober 2017 in Berlin starb, hinterließ sie eine Bibliothek, die sich auf ihr Arbeits- und Fernsehzimmer mit rund 1.300 Büchern erstreckte, sowie auf raumhohe Regale eines langen

15 Ebd., S. 9. Die mehr als 14.500 Bände umfassende Walter Boehlich-Bibliothek als Sammlung des Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrums ist in Kooperation mit der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam erschlossen und zugänglich gemacht worden. Vgl. Helmut Peitsch und Helen Thein: Walter Boehlich. »Wer nicht las, galt nicht«, in: »Wie würde ich ohne Bücher leben und arbeiten können?« Privatbibliotheken jüdischer Intellektueller im 20. Jahrhundert, hg. von Ines Sonder, Karin Bürger und Ursula Wallmeier, Berlin 2008, S. 82–112. Die im Namen des Hundes Whatty von Walter Boehlich an Silvia Bovenschens geschriebenen und von ihr verwahrten Briefe befinden sich in ihrem Nachlass (DLA Marbach, A: Bovenschens).

16 Silvia Bovenschens: »Wenn der lahme Weber träumt, er webe, ...«, in: Merkur 68/783, 2014, S. 734–740, hier S. 734.

Flurs, an dessen Ende die Bücher der eigenen Sammlung – zahlreicher als im Arbeitszimmer – mit einer im Vergleich kleinen Anzahl an Büchern ihrer Partnerin Sarah Schumann verschmolzen. Umbaumaßnahmen innerhalb der Wohnung hatten noch in den letzten Jahren Bewegung in manche Buchsegmente gebracht, aber die nah am Wirkungszentrum eines Tagesbetts versammelten Bücher repräsentierten die Essenz von Silvia Bovenschens Forschen und Schreiben. Überwiegend zitierfähige, aber auch populäre Gesamtausgaben des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, zahlreiche Lexika, kleine Zusammenstellungen von Primärliteratur einzelner Autor:innen. Im Gang mischte sich jüngst und wiederholt Gelesenes mit Belegexemplaren der eigenen Publikationen, mit Zeitungsausschnittsammlungen (etwa zum Thema Mensch und Tier) und den noch zu lesenden Buchgeschenken, die ihre Besucher:innen als Gastgeschenke mitgebracht hatten. Als »Drogentrost« sollte Silvia Bovenschen das ungelesene Buch, das »neue Buch, zu dem wir [...] greifen« einmal charakterisieren, um einen Wechsel zu beschreiben: »Nie soll die Kette der noch zu lesenden Bücher abreißen. Wir selber wollen die Dirigenten, die Akteure dieses Perlenspiels sein. Deshalb lieben Erwachsene zuweilen gar nicht so sehr das Lesen wie die Anwesenheit vieler Bücher.«¹⁷

Ihre sich in stetigem Wachstum befindende Arbeitsbibliothek besaß bereits zur Entstehungszeit der Dissertation ihr künftiges Profil, das eine intensive Beschäftigung mit den Disziplinen Soziologie, Philosophie, Germanistik, Kunst- und Kulturgeschichte zu erkennen gab. Diese Sammlung füllte zunächst die Regale ihrer ersten rund 50 qm großen Wohnung in der Frankfurter Liebigstraße. Das Gros der Bücher sollte Silvia Bovenschens Umzüge innerhalb Frankfurts nach Oberlindau und schließlich in die Berliner Dernburgstraße begleiten. So sehr die in ihrem letzten Wohn- und Arbeitszimmer mit Sorgfalt und Überlegung aufgereihten Bände den Eindruck einer zu Repräsentationszwecken dienenden Bibliothek vermitteln mochten, besaßen die zahlreichen Annotationen, Anstreichungen, eingelekten Streifen und Exzerpte noch der zuletzt gelesenen Bücher doch eine weit darüber hinausreichende Funktion von veritablen Arbeits- und Nachweisinstrumenten, von Quellen, Korrektiven und Medien der Inspiration. Diesen vor Ort und anhand der Lektürespuren gewonnenen Eindruck belegen Silvia Bovenschens späte Veröffentlichungen und ihre dem Deutschen Literaturarchiv Marbach übergebenen Materialsammlungen.

Obwohl frühe Besitzvermerke und Gebrauchsspuren aus dem Kontext sämtlicher Veröffentlichungen von Silvia Bovenschen in der Nachlassbiblio-

17 Bovenschen: Bibliomanie (Anm. 9), hier S. 314.

thek wie Indizien für eine weitgehend geschlossene Überlieferung erscheinen konnten, war doch gerade das Segment, das für Generationen von Literaturwissenschaftler:innen am stärksten mit ihrem Namen verbunden sein dürfte, von Silvia Bovenschen selbst bereits zu einem früheren Zeitpunkt weitgehend herausgelöst worden. Denn die Bücher aus dem Umfeld ihrer frühen Beschäftigung mit dem Feminismus hatte sie bei ihrem letzten Umzug innerhalb Frankfurts an den Schriftsteller und Freund Thomas Meinecke (*1955) weitergereicht – in der berechtigten Annahme, dass diese Sammlung damit der nachfolgenden, das thematische Gelände weiter ausdehnenden Generation bei deren Blick zurück über die Schulter dienlich sein dürfte.¹⁸

Weil sich nach dem Tod Silvia Bovenschens zunächst keine Stelle zur geschlossenen Archivierung der Autorinnenbibliothek fand, bevor ein großer Teil der Bücher nach anfänglichem Zögern der Verantwortlichen in Tranchen das DLA Marbach¹⁹ erreichte, befinden sich heute neben der noch von Silvia Bovenschen ausgewählten Literatur zu den Themen Gender und Feminismus, die in Thomas Meineckes und Michaela Meliáns Bibliothek verwahrt wird, unterschiedlich umfangreiche Segmente oder Einzelbände in den Regalen der Freund:innen und Kolleg:innen von Silvia Bovenschen und Sarah Schumann.

5 Kraft des Spiegels

Das Gefühl eines strukturbedingten Scheitern-Müssens am selbst gesetzten Thema »Frauen und Literatur« führt Virginia Woolf im zweiten Kapitel ihres Essays *A Room of One's Own* zu einem Erleben elementarer Wut. Diese entlädt sich zunächst an Professor von X, dem fiktiven Verfasser der ebenso fiktiven Publikation *Die geistige, sittliche und körperliche Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts*, um der Erkenntnis zu weichen, dem Patriarchat

18 Mein herzlicher Dank gilt Michaela Melián, die mich im Gespräch über die Arbeiten Sarah Schumanns auf die Übergabe der Bücher von Silvia Bovenschen an Thomas Meinecke aufmerksam machte, sowie Thomas Meinecke, der sein Wissen und seine Erinnerung daran gerne geteilt hat.

19 Es ist dank des großen Engagements von Anne Herold und Ulrike Schiedermaier, Antje Contius und Corinna Fiedler im Sinne Monika Schoellers das Verdienst von Caroline Jessen und Lorenz Wesemann, dass heute ein beachtlicher Teil der Bücher der früheren Bibliothek von Silvia Bovenschen aus der Berliner Dernburgstraße in der Bibliothek des DLA Marbach verwahrt wird und der Erforschung zur Verfügung steht. Im Rahmen einer Vitrinenausstellung der Reihe »Marbacher Passagen« konnte Lorenz Wesemann den inhaltlichen Horizont dieser Bibliothek aufzeigen.

liege die Angst vor einem möglichen Verlust an Macht und Überlegenheit zugrunde. Daher müsse als Erstes die Kraft des Mannes, an sich zu glauben, gebrochen werden. »Frauen haben seit Jahrhunderten als Spiegel gedient, Spiegel mit der magischen und erhebenden Kraft, die Gestalt des Mannes in doppelter Größe wiederzugeben. Ohne diese Kraft wäre die Erde wahrscheinlich immer noch Sumpf und Urwald«, schreibt Virginia Woolf und ergänzt: »Das Spiegelbild ist von größter Wichtigkeit, denn es lädt die Lebenskraft auf; es regt das Nervensystem an. Nimm es fort, und ein Mann kann sterben, wie der Drogensüchtige, dem sein Kokain entzogen wird.«²⁰

Ein neuerlicher Blick auf Barbara Klemms Porträt durch diese Brille Virginia Woolfs zeigt ein Porträt, das die Figur Simone de Beauvoirs verdoppelt und Jean-Paul Sartre (1905–1980) keinen Platz auf der Bühne der intellektuellen Aufmerksamkeit einräumt. Gleichzeitig entzieht es der motivisch verlockenden Möglichkeit einer Selbstbespiegelung der Autorin den Boden. Indem sich die Photographie nicht auf die nachdenkende und schreibende oder sich selbst betrachtende Schriftstellerin beschränkt, weitet sie den Horizont für das Prozesshafte, denn seine Unnachahmlichkeit verdankt Barbara Klemms Porträt der janusartigen Doppelung der Figur, die zugleich als Cardea, als Göttin der Schwellen und Türgriffe, erscheint. Mit der Vergangenheit nimmt Simone de Beauvoir als Autorin Virginia Woolfs »Sendschreiben« in den Blick, um ebenso energisch den Weg für *Die imaginierte Weiblichkeit* zu bereiten: »denn es ist ein Vergnügen und eine Erholung, sich die Augen an Worten zu sättigen, die bereits da sind, statt seine Wendungen aus dem Nichts hervorstampfen zu müssen.«²¹ In diesem (freilich erweiterten und aktualisierten) Sinn verfuhr Thomas Meinecke in seinen vom 10. Januar bis 7. Februar 2012 gehaltenen, aus Zitaten gesampelten Frankfurter Poetikvorlesungen. Wie viel sie Silvia Bovenschen und den weitergegebenen Büchern verdanken, zeigt sich vielleicht am stärksten an seiner Dekonstruktion der binären Geschlechtermatrix.²²

20 Woolf: Ein eigenes Zimmer (Anm. 2), hier S. 39–40.

21 Simone de Beauvoir: Der Lauf der Dinge (Anm. 8), hier S. 167.

22 Thomas Meinecke: Ich als Text. Frankfurter Poetikvorlesungen, Berlin 2012, sowie Thomas Ernst: Pop, Plagiat und Persönlichkeitsrechte. Thomas Meineckes Romanpoetik und das Recht, in: Text + Kritik 231: Thomas Meinecke, hg. von Charlotte Jaekel, S. 46–56, hier S. 50–51.

REGISTER

- Abrams, J. J. 16, 198–199
Adler, H. G. 37–38, 66–67
Adorno, Theodor W. 161, 356
Aichinger, Ilse 178–182, 184–185,
367–368
Albinus, Caecionius Rufus 202
Alexander, Leo 290
Alexis, Willibald 313
Andersch, Daniel Ernst 205
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-
Weimar-Eisenach 255
Aristoteles 66, 192
Arnim, von (Adelsfamilie) 19, 298,
300–301, 372
Arnim, Achim von 19, 295, 297–298,
300–304, 372
Arnim, Agnes von 299–300
Arnim, Bettina von 19, 294–295,
297–299, 301–302, 304
Arnim, Bettina Encke von 299–301
Arnim, Clara von 304
Arnim, Erwin von 300
Arnim, Friedmund Ernst von 298, 300,
304
Arnim, Oskar von 300–301
Arnim, Siegmund von 298
Assmann, Jan 212
Auerbach, Berthold 101
August der Jüngere 111
Ausländer, Rose 64

Bach, Philipp Emanuel 323
Badenhop, Wilhelm 32
Baer, Joseph (Antiquariat) 118
Bang, Herman 357
Beauvoir, Simone de 351–355, 357, 360
Becher, Johannes R. 341–342
Beer-Hofmann, Miriam 62
Beer-Hofmann, Richard 62
Beißner, Friedrich 208

Benda, Oskar 206
Benecke, Georg Friedrich 201–202
Benjamin, Walter 21, 41, 61, 64, 274
Benn, Gottfried 20, 67, 335–343,
345–350
Benn, Ilse 67, 336, 339–340, 342–350
Bernd, Samuel Christian Theodor 269
Beutler, Ernst 300
Bielschowsky, Albert 88–89
Bierbaum, Otto Julius 166
Blake, William 322
Blavatnik, Sir Leonard 244
Bloom, Harold 88
Bockelkamp, Marianne 177
Boehlich, Walter 357
Boerner, C. G. (Kunsthandlung) 329
Bogeng, Gustav Adolf Erich 221
Boisserée, Johann Sulpiz 195
Bondy, Josef Adolf 35
Borchardt, Rudolf 209
Borges, Jorge Luis 192
Bosse, Abraham 216
Bovenschen, Silvia 20, 351–360
Bowie, David 241
Brahm, Otto 166
Brandes, Georg 150, 328
Brandes, Heino 319
Brentano, Clemens 223, 289, 298
Broch, Hermann 152
Brockes, Barthold Heinrich 225
Brod, Marianne 38–39
Brod, Max 38–39, 48–49, 207, 245
Brod, Otto 38–39
Brod, Thea 38–39
Brontë (Familie) 243–244
Brückmann, Kurt 317
Burghart, Wolfgang 38
Bury, Richard de 221

Canetti, Elias 356

- Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach 263
 Caro, Marino Massimo de 195
 Cassiodor 202
 Celan, Paul 63–64
 Cervantes, Miguel de 193
 Chamisso, Adelbert von 310
 Charles III. 243–244
 Charlotte Amalie von Sachsen-Gotha-Altenburg 255
 Charlotte Auguste Mathilde von Württemberg 255
 Cicero 194, 259
 Clairmont, Claire 194
 Conring, Hermann 269
 Cotta, Johann Friedrich 265
 Christ, Karl 309

 Danzel, Theodor Wilhelm 203
 Dee, John 191
 Dehmel, Richard 169
 Demski, Eva 356
 Deneke, Otto 221, 223–227
 Desmarest de Saint-Sorlin, Jean 269
 Dilthey, Wilhelm 204–205, 261, 309
 Dirmstein, Hans 288
 Dorst, Doug 16, 198–199
 Dürrenmatt, Friedrich 59
 Düwal (Antiquariat) 173

 Eberle, Josef 101, 104
 Eco, Umberto 192
 Eich, Günter 178–181, 183, 185–186
 Eiseemann, Heinrich 321, 331–333
 Elias, Norbert 72–74
 Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel 18, 253–255, 257–260
 Elzevier, Lowijs 112
 Encke, Walther 298
 Enke, Ferdinand 212
 Eschen, Fritz 338

 Faur, Curt von Faber du 271
 Fest, Joachim 353
 Feuchtwanger, Lion 135–139, 372
 Feuchtwanger, Sigmund 135–140
 Finckh, Ludwig 95–96
 Fischer, Gottfried Bermann 67
 Flavius Josephus 132, 136
 Folter, Roland 271
 Fontane, Elise 311
 Fontane, Emilie 305
 Fontane, Friedrich 305–311, 313, 320
 Fontane, Theodor 19, 103, 154, 211, 238, 305–308, 310, 313, 317, 319–320
 Forster, Kurt W. 67
 Foucault, Michel 246
 Fraenkel, Siegbert Martin 165–166
 Franckh, Louise 273
 Freud, Sigmund 331
 Fricke, Hermann 306, 313
 Friedlaender, Georg 154
 Friedländer, Amalie 118
 Friedländer, Max J. 216–220, 223, 225
 Friedrich II. 259
 Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Norburg 257
 Friedrich Wilhelm IV. 204
 Fuchs, Rudolf 35, 39

 Galilei, Galileo 195
 Ganske, Willy 174
 Gauby, Wilhelm 271
 Geiger, Ludwig 19, 286–287, 291, 293
 Genazino, Wilhelm 356
 Gentz, Friedrich von 85
 George, Stefan 222
 Gerstenbergk, Heinrich von 195
 Gilhofer & Ranschburg (Antiquariat) 325, 329
 Gleichen-Rußwurm (Adelsfamilie) 272, 278–279
 Gleichen-Rußwurm, Adalbert von 272
 Gleichen-Rußwurm, Alexander von 273, 275, 278
 Gleichen-Rußwurm, Sophie von 278
 Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von 204

REGISTER

- Goethe, Alma von 262
 Goethe, Johann Caspar 265
 Goethe, Johann Wolfgang 18–19,
 88–90, 103, 150, 189–190, 193,
 203, 261–272, 274, 282, 286,
 292, 298–299, 322–325, 327, 370,
 372
 Goethe, Walther Wolfgang von 262–
 263, 267
 Goethe, Wolfgang Maximilian von
 262–263, 267, 270
 Goeze, Johann Melchior 257–258
 Goll, Claire 62
 Göschen, Georg Joachim 69, 118
 Gottfried von Straßburg 271
 Graff, Anton 275, 282
 Graupe, Paul 288
 Gregor IX. 191
 Gregor, Joseph 328
 Greve, Ludwig 343–344
 Gridel, Louise 278
 Grimm, Jacob 202
 Grimm, Wilhelm 202
 Gross, William 56
 Gryphius, Andreas 269
 Gryphius, Christian 269
 Guérard, Albert Léon 84–87
 Günderrode, Hektor von 286
 Günderrode, Karoline von 19, 238,
 285–286, 288–289, 291–293, 372
 Günderrode, Marie von 285
 Güntter, Otto 274
 Gutmann, Albert 169
 Gutmann, Emil 168–173
 Gutzkow, Karl 288
- Haas, Otto 171
 Haas, Willy 39
 Haffner, Traugott 274–275
 Hahnemann, Samuel 297
 Haid, Bruno 317, 319
 Hainhofer, Philipp 112
 Halbwachs, Maurice 212
 Hannsman, Margarete 64
 Harden, Maximilian 169
- Hardenberg, Friedrich von 196
 Hauswedell, Ernst (Antiquariat), nach
 1969 Hauswedell & Nolte 97, 223
 Heck, V. A. (Antiquariat) 329
 Heeren, Arnold 201–202
 Hegner, Jakob 153
 Heine, Beate 174
 Heine, Carl 174
 Heine, Heinrich 103, 118–119, 134,
 177
 Heineman, Dannie N. 299
 Henrici, Karl Ernst (Antiquariat)
 167–168, 172, 299, 323–324
 Hermand, Jost 290
 Hesse, Hermann 16, 196–197
 Heyden, Susanne von 286
 Heyse, Paul 103
 Hinterberger, Heinrich 321, 329–333
 Hirsch, Emil 30
 Hirschfeld, Georg 167
 Hitler, Adolf 245, 327
 Hoboken, Anthony van 328–329
 Hoet, Gerard 123
 Hoffe, Esther 48, 245–246
 Hoffe, Eva 246
 Hoffe, Ruth 246
 Hoffmann, Camill 35
 Hoffmann, Wilhelm 104, 331–333
 Hölderlin, Friedrich 63–64, 208
 Holtzhauer, Helmut 302
 Homer 69, 241
 Horlitz, Manfred 315
 Huber, Therese 286
 Humboldt (Familie) 204
 Humboldt, Alexander von 103, 268
 Hurlebusch, Rose-Maria 159, 177
 Husserl, Edmund 64
- Jakobson, Roman 60
 James, Henry 194
 Jellinek-Mercedes, Raoul Fernand
 105–106
 Jesinger, Alois 231
 John, Johann August Friedrich 266–267
 Jolles, Charlotte 312

REGISTER

- Jordan, Wilhelm 288
 Jünger, Ernst 70–71, 172, 350
- Kafka, Franz 18, 32–33, 36–38, 40, 48, 207, 245–246, 368
 Kahler, Erich von 152
 Kant, Immanuel 205
 Kaufmann, Hans 291
 Karl & Faber (Antiquariat) 225
 Kayssler, Friedrich 167–168
 Kehlmann, Daniel 195
 Keller, Gottfried 103, 150, 289
 Kessel, Martin 350
 Kindermann, Heinz 207
 Kirchhoff, Bodo 356
 Kleiber, Otto 170
 Klemm, Barbara 351, 353, 360
 Kleist, Heinrich von 103
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 274
 Knoch, Georg Ludolph Otto 257
 Knoche, Michael 230
 Koenig, Marie-Pierre 278
 Kra, Simon (Antiquariat) 322
 Kräuter, Friedrich Theodor David 261–262, 265–266, 269
 Krebs, Friedrich 288
 Krez, Konrad 96
 Kröner, Robert 101–102
 Kuhlmann, Quirinus 269
 Kühn, Adelbert 281
 Kunze, Horst 317
 Kutscher, Artur 168
- Lachmann, Karl 202–203
 Lanz, Anna 279
 Lasker-Schüler, Else 340–341, 343
 Law, Alfred 243
 Law, William 243
 Lechter, Melchior 225
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 269
 Lem, Stanislaw 192
 Lengefeld (Adelsfamilie) 279
 Lewald, Fanny 286
 Lhoest-Offermann, Holde 212
 Lichtenberg, Georg Christoph 356
- Liepmannsohn, Leo (Antiquariat) 170–171
 Ligne, Christine de 325
 Liliencron, Detlev von 169
 Lipsius & Tischler (Antiquariat) 270
 List & Francke (Antiquariat) 322
 Lovecraft, Howard Phillips 191–192
 Lugt, Frits 125–127
 Luise Dorothea von Sachsen-Gotha-Altenburg 255
 Lukács, Georg 210
 Luther, Johannes 93
- Maass, Johanna 238
 Maass, Lisbeth 238
 Magdalena Sibylla von Württemberg 255
 Maggs Bros. (Antiquariat) 322
 Mahler, Gustav 169
 Mancini, Giulio 216
 Mandel, Georges 239
 Mann, Golo 84–87, 151
 Mann, Katia 148
 Mann, Michael 145
 Mann, Thomas 84–90, 143–156, 373
 Marat, Jean Paul 268
 Marie Antoinette 322
 Marnix van Sint Adelgonde, Philips van 112
 Marshall, Bruce 153
 Mayer, Hans 210
 Mayer, Karl 226
 Mehring, Sigmar 133–134
 Mehring, Walter 133–134, 142
 Meinecke, Thomas 359–360
 Meridies, Wilhelm 206
 Meßthaler, Emil 168
 Meusebach, Karl Hartwig Gregor von 204
 Meyer, Hellmut & Ernst (Auktionshaus) 311
 Meyer, Richard M. 206
 Meyer-Hepner, Gertrud 301–302
 Meyr, Melchior 262
 Michel, Wilhelm 63

REGISTER

- Milch, Werner 209
 Montaigne, Michel de 355
 Mörike, Eduard 226
 Moritz, Karl Philipp 190
 Mora, Terézia 59
 Morelli, Giovanni 216–218, 223–224
 Motte Fouqué, Friedrich de la 313
 Mozart, Wolfgang Amadeus 322–323
 Müllner, Adolph 118
 Müntzer, Thomas 297
- Nancy, Jean-Luc 357
 Napoleon Bonaparte 85
 Nebauer, Paul 172
 Neuendorff-Fürstenau, Jutta 315
 Nofretete 227
 Niekisch, Ernst 151
 Niendorf, Martin Anton 313
 Nikolovius, Friedrich 205
 Novalis 197, 204, 223
- O'Donell, Douglas 325
 Oehler, Richard 287–288, 293
 Oelze, Friedrich Wilhelm 335, 341
 Opitz, Martin 225–226
- Palmieri, Mattia 133
 Pauline Christine Wilhelmine zur Lippe
 255
 Peirce, Charles Sanders 61, 90
 Perec, Georges 75
 Pfemfert, Franz 345
 Philippine Charlotte zu Braunschweig-
 Lüneburg 255, 259
 Pick, Otto 35, 39–41
 Plievier, Theodor 67
 Pinkus, Theo 37
 Pinthus, Kurt 32, 367, 370
 Podewils, Clemens von 347
 Poethen, Johannes 64
 Pound, Ezra 244
 Presber, Rudolf 292
 Preitz, Max 19, 289–293
 Pringsheim, Klaus Hubert 145
 Puttick & Simpson (Antiquariat) 322
- Raabe, Paul 340–341
 Reichert, Klaus 351–352
 Richter, Hans Werner 151
 Rilke, Rainer Maria 62–63, 247, 367
 Rohr, Mathilde von 311
 Rosen, Gerd 340
 Roth, Joseph 67
 Roth, Johann Franz 226
- Sappho 241–242
 Saint-Sorlin, Jean Desmarets de 269
 Sartre, Jean-Paul 354, 360
 Schairer, Erich 103
 Scheibe, Siegfried 175–176
 Schelling, Friedrich 193
 Scherer, Wilhelm 203
 Schiele, Egon 232, 234
 Schildener, Karl 202
 Schiller, Carl von 272–273, 279, 281
 Schiller, Caroline 272
 Schiller, Charlotte 272, 279, 282–283
 Schiller, Emilie 272, 275
 Schiller, Ernst 272
 Schiller, Ernst Friedrich Ludwig von
 282
 Schiller, Friedrich 18–19, 67–69, 93,
 203–204, 270, 272–273, 275–284, 333
 Schiller, Luise von 279, 282
 Schiller, Mathilde von 279
 Schiller von Herdern (Adelsfamilie) 281
 Schmidt, Erich 206
 Schnabel, Gottfried 190
 Schnitzler, Arthur 62, 367
 Schobefß, Joachim 316, 319
 Schocken, Salman 17, 207, 211,
 222–223, 371
 Schoeller, Ida 17
 Schoeller, Monika 179, 359
 Scholem, Gershom 136, 138–140
 Scholz, Gerhard 210
 Schönberg, Arnold 169
 Schopenhauer (Familie) 270
 Schreinert, Kurt 154, 311
 Schuchardt, Johann Christian 262, 267
 Schumann, Sarah 351, 358–359

REGISTER

- Sebald, W. G. 70, 72, 367
 Shakespeare, William 63
 Shelley, Percy Bysshe 194
 Siedler, Wolf Jobst 353
 Simanowiz, Ludovike 279
 Simrock, Karl 203
 Soerensen, Nele Poul 345-346, 348-349
 Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach
 262-263
 Sotheby's (Auktionshaus) 53, 55, 139,
 242-243
 Sprenger, Aloys 12
 Staley, Thomas F. 245
 Stargardt, J. A. (Antiquariat) 168,
 171-172, 322, 331
 Stein, Charlotte von 264
 Sternheim, Carl 341
 Stifter, Adalbert 150
 Stock, Dora 275
 Stoltze, Adolf 288
 Stoltze, Friedrich 288
 Strich, Fritz 162, 174
 Sudermann, Hermann 102
 Suter, Martin 195

 Taut, Kurt 172
 Tgahrt, Reinhard 344
 Textor, Johann Wolfgang 268
 Theile, Gert 195
 Thienen-Adlerflycht (Adelsfamilie)
 279
 Tieck, Ludwig 190, 195, 295-296
 Tolstoi, Leo 322
 Tutanchamun 243

 Varnhagen, Rahel 298
 Varnhagen von Ense, Karl August 298
 Veit-Schlegel, Dorothea 286
 Vinci, Leonardo da 241, 322
 Vinz, Curt 67
 Vordtriede, Werner 209

 Wahl, Hans 299
 Wallace, Erd 286
 Wallach, Edith 287, 291-293

 Wallach, Karl Eugen 293
 Warburg, Aby 67
 Watteau, Antoine 195
 Wedekind, Frank 160-174
 Wedekind, Tilly 169
 Wedgwood, Josiah 69
 Weigand, Karl 226
 Wilhelmine Friederike Sophie,
 Markgräfin von Bayreuth 255
 Wilk, Werner 298
 Winckelmann, Johann Joachim 18
 Wolfskehl, Karl 17, 29-30, 221-223,
 225-227
 Wolzogen (Adelsfamilie) 279
 Woolf, Leonard 244
 Woolf, Virginia 244, 351-352, 354-355,
 359-360
 Wysling, Hans 152

 Zadek, Walter 37
 Zafón, Carlos Ruiz 192-193
 Zedlitz, Joseph Christian von 105
 Zeller, Bernhard 339-341, 343-344,
 346-347
 Zimmel of Polna, Meshullam 54
 Zöllner, Karl 311
 Zweig, Friderike 327, 334
 Zweig, Lotte 321
 Zweig, Stefan 17, 20, 44, 195, 207, 220,
 238, 321-334, 370

KURZBIOGRAPHIEN

Susanna Brogi ist Literatur- und Buchwissenschaftlerin und leitet seit 2018 das Deutsche Kunstarchiv am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Von 2014 bis 2015 forschte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im MWW-Projekt »Autorenbibliotheken« und publizierte in der Folge unter anderem zu Ilse Aichinger, Siegfried Kracauer, Kurt Pinthus und Marie-Louise von Motesiczky. Zurzeit unterrichtet sie als Privatdozentin Neuere deutsche Literatur an der Universität Erlangen-Nürnberg und Kunstgeschichte an der Universität Bamberg.

Ulrich von Bülow studierte Germanistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig, war 1988 bis 1991 Lektor im Hinstorff Verlag Rostock und ist seit 1992 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Deutschen Literaturarchiv Marbach, seit 2006 leitet er die Abteilung Archiv. Er veröffentlichte Monographien über Hannah Arendt, Franz Fühmann, Peter Handke, Arthur Schnitzler und W.G. Sebald und gab Texte heraus unter anderem von Hans Blumenberg, Martin Heidegger, Erich Kästner, Karl Löwith, Rainer Maria Rilke, Joachim Ritter. Zuletzt erschienen: *Papierarbeiter. Autoren und ihre Archive*, Göttingen 2018; *Der Philosoph inmitten der Geschichte. Versuch über Karl Löwith*, Warmbronn 2021.

Anna Busch ist seit 2022 stellvertretende Leiterin des Theodor-Fontane-Archivs der Universität Potsdam. Zuvor war sie fünf Jahre lang wissenschaftliche Mitarbeiterin am Theodor-Fontane-Archiv und dort verantwortlich für die Forschungsprojekte zur digitalen Erschließung, Präsentation und Analyse der Bestände des Archivs. Von 2016 bis 2017 war sie Digital Humanities-Stipendiatin des Forschungsverbundes MWW am Goethe- und Schiller-Archiv Weimar und von 2015 bis 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Hamburg im Projekt »DARIAH-DE« (Digital Research Infrastructure for the Arts and Humanities). Von 2011 bis 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe »Berliner Intellektuelle 1800–1830« am Institut für Deutsche Literatur der Humboldt-Universität Berlin. Anna Busch hat 2011 zu Übergangsphänomenen von Recht und Literatur um 1800 und Nachlasserschließung promoviert. Sie forscht und publiziert zu digitalen Editionen, beweglichen Archiven, Autor:innenbibliotheken und Kulturerbedaten.

Andreas Dittrich hat im Rahmen eines MWW-Stipendiums das »Digitale Ilse Aichinger Literaturverzeichnis« (dial) zusammengestellt und darauf fußend den Band *Aufruf zum Mißtrauen* mit verstreuten Publikationen von Ilse Aichinger herausgegeben (Frankfurt am Main 2021). Neben seiner Dissertation zur Semantisierbarkeit typographischer Gestaltung im Graduiertenkolleg »Dokument – Text – Edition« (Wuppertal) arbeitet er im Neuberg College, beim Versatorium (Wien) und am Ilse-Aichinger-Haus.

Angelika Dworzak ist seit Oktober 2021 Referentin für Erwerbung an der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Zu ihren Tätigkeitsfeldern gehören die Steuerung der Bestandsentwicklung einschließlich der Weiterentwicklung des Erwerbungsprofils sowie der Erwerbungskriterien. Nach dem Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Romanistik und Evangelischen Theologie an der Universität des Saarlandes hat sie sich an der Staatsbibliothek zu Berlin für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken weiterqualifiziert und war anschließend an der Universitätsbibliothek Bielefeld als Fachreferentin für Linguistik, allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, Romanistik und Klassische Philologie, später als Fachreferentin für Geschichte tätig. Ihre Arbeitsinteressen gelten neben der Erwerbung der Provenienzforschung und der Inklusion.

Ian Ellison ist seit 2024 Postdoktorand im AHRC-Projekt »Kafka's Transformative Communities« an der Faculty of Medieval and Modern Languages, University of Oxford. 2020 und 2021 war er Stipendiat am Deutschen Literaturarchiv Marbach, gefördert durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und die Deutsche Schillergesellschaft. Von 2021 bis 2023 war er DAAD-PRIME Fellow im Centre for Modern European Literature and Culture an der Universität Kent und auch an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seine Arbeit ist unter anderem in *Oxford German Studies*, *Modern Language Review* und *History of European Ideas* veröffentlicht worden. Er schreibt regelmäßig für das *Times Literary Supplement* und die *Los Angeles Review of Books*. Sein erstes Buch *Late Europeans and Melancholy Fiction at the Turn of the Millennium* ist 2022 erschienen.

Petra Feuerstein-Herz studierte Geschichte und Biologie und promovierte zur Wissenschaftsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach einem Referendariat für den höheren Bibliotheksdienst war sie von 1990 bis Ende 2021 an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel für die antiquarische Erwerbung mit Schwerpunkt Drucke des siebzehnten Jahrhunderts zuständig. Ab 2010 war sie Leiterin der Abteilung Alte Drucke und versah

die Geschäftsführung des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte. Zu ihren Forschungsschwerpunkten im Bibliotheks- und Buchbereich zählen: Sammlungs- und Provenienzforschung, Buchgebrauch und seine materiellen Spuren. Ihre aktuellen Arbeitsgebiete sind die Sammlungsforschung und der antiquarische Buchmarkt sowie die Mediengeschichte von Herbarien der Frühen Neuzeit.

Sarah Gaber hat in Dresden, Washington DC und Tübingen Philosophie und Deutsche Literatur studiert. 2024 wurde sie nach Förderung durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, die Stiftung für Bildung und Wissenschaft sowie durch die Studienstiftung des deutschen Volkes an der Universität Tübingen mit der Dissertation *Gottfried Benn und der literarische Nachkrieg* promoviert (erscheint 2025). Weitere Veröffentlichungen liegen unter anderem im *Benn Forum* vor. Im Deutschen Literaturarchiv Marbach war sie von 2022 bis 2024 im MWW-Forschungsprojekt »Transatlantischer Bücherverkehr. Migrationswege und Transferrouen vor und nach 1945« tätig. Ihre Forschungsinteressen umfassen die literarische Moderne, Kulturosoziologie sowie literarische Sammlungsforschung mit dem Schwerpunkt Autor:innenbibliotheken.

Heike Gfrereis, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Stuttgart, Marburg und Tübingen, Promotion 1994. Von 1994 bis 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 2013 Honorarprofessorin an der Universität Stuttgart. Von 1999 bis 2001 Projektleiterin in einem Stuttgarter Architekturbüro. Von 2001 bis 2021 Leiterin der Museumsabteilung, seit 2022 Referentin »Literatur im öffentlichen Raum« am Deutschen Literaturarchiv Marbach. Gründungskonzept für das Marbacher Literaturmuseum der Moderne 2006, Kuratorin zahlreicher Dauer- und Wechselausstellungen. 2019 ausgezeichnet mit dem Schinkel-Förderpreis für das »künstlerische, ordnende Denken als Kuratorin« in der Ausstellung »fontane200/Autor« im Museum Neuruppin, 2011 besondere Anerkennung beim European Museum Award für das Konzept des 2009 neu eingerichteten Schiller-Nationalmuseums »for the poetic and aesthetic quality, and its courageous approach to engage large and broad audiences by consciously choosing to be an object orientated museum«.

Elizabeth Harding ist Frühneuzeithistorikerin und Leiterin der Stipendienprogramme an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sammlungs- und Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit, ein besonderer Fokus liegt auf der materiellen Kultur. Ihr aktuelles Projekt beschäftigt sich mit Auktionen und verbindet Wissens-,

Ökonomie- und Sammlungsgeschichte. Zuletzt erschien: Elizabeth Harding und Joëlle Weis (Hg.): *Gelistete Dinge. Objekte und Listen in der Frühen Neuzeit*, Köln u. a. 2024.

Stefan Höppner leitete von 2015 bis 2023 Forschungsprojekte zu Goethes Bibliothek und zum Thema »Autorenbibliotheken« im MWW-Forschungsverbund und war an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek der Klassik Stiftung Weimar angesiedelt. Ab 2020 war er auch Co-Leiter der MWW-Forschungsgruppe »Provenienz«. Seit Herbst 2023 ist er Geschäftsführer der Literaturkommission für Westfalen im Landschaftsverband Westfalen-Lippe und leitet unter anderem das Museum für westfälische Literatur. Er lehrt ab 2024 an der Universität Münster und ist assoziiertes Mitglied der School of Languages, Linguistics, Literatures and Cultures der University of Calgary, Kanada. Zuletzt erschien unter anderem seine Monografie *Goethes Bibliothek. Eine Sammlung und ihre Geschichte* (Frankfurt am Main 2022).

Stefanie Hundehege war von 2018 bis 2024 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Literaturarchiv Marbach und forschte zuletzt im Projekt »Transatlantischer Bücherverkehr. Migrationswege und Transferrouen vor und nach 1945« des MWW-Forschungsverbunds zu den Autorenbibliotheken von Stefan Zweig und Kurt Pinthus. Sie hat Germanistik und Anglistik in Osnabrück, Duisburg-Essen und Hull studiert und wurde 2017 mit der Dissertation *Writing the Nazi Movement. The Poetry of Baldur von Schirach* an der Universität Kent promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Exilliteratur, Provenienz- und Sammlungsforschung. Sie ist aktuell Sylvia Naish Fellow am Institute of Languages, Cultures and Societies in London.

Anke Jaspers ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Graz. Studium der Deutschen Philologie, Mittleren und Neueren Geschichte, Politikwissenschaft, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Göttingen und Lausanne. Von 2012 bis 2016 war sie Stipendiatin der VW-Stiftung im Suhrkamp-Forschungskolleg und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin, wo sie 2018 promoviert wurde. 2017 bis 2019 leitete sie an der Professur für Literatur- und Kulturwissenschaft der ETH Zürich die wissenschaftliche Erschließung im SNF-Projekt »Produktive Lektüre. Thomas Manns Nachlassbibliothek«. Forschungsschwerpunkte: Autor:innenbibliotheken, Literarische Kollaboration, Intertextualitätstheorie, Theorie des literarischen Werks, Literatur im geteilten Deutschland. Aktuelle Publikationen: *Subr-*

kamp und DDR. Literaturhistorische, praxeologische und werktheoretische Perspektiven auf ein Verlagsarchiv, Berlin und Boston 2022; Volker Braun. TEXT + KRITIK, H. 55 Neufassung, München 2023; *Randkulturen. Lese- und Gebrauchsspuren in Autorenbibliotheken des 19. und 20. Jahrhunderts*, hg. mit Andreas Kilcher, Göttingen 2020; *Themenschwerpunkt: Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Zeitschriftenforschung*, hg. mit Moritz Neuffer und Barbara Picht, in: IASL 45 (2020), H. 1 und 2.

Caroline Jessen ist seit 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Leibniz-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte – Simon Dubnow in Leipzig. Zuvor koordinierte sie für das Deutsche Literaturarchiv Marbach ein Kooperationsprojekt mit der Hebrew University of Jerusalem zur forschungsbezogenen Erschließung deutsch-jüdischer Nachlässe in Israel (2012–2015) und arbeitete im MWW-Forschungsverbund zu Autorenbibliotheken (2015–2021). Zu ihren Arbeitsschwerpunkten zählen Wissenschaftsgeschichte sowie Verbindungen zwischen Philologie und Provenienzforschung. Aktuell forscht sie zur Geschichte der Autographen-Sammlung des jüdischen Unternehmers und Verlegers Salman Schocken.

Olivia Kaiser studierte Geschichte und Cultural Studies in Wien und Madrid mit Schwerpunkten auf dem Feld der Erinnerungskultur. Seit 2009 ist sie Mitarbeiterin an der Universitätsbibliothek Wien in den Bereichen forschungsunterstützende Services, Open Science und Projektmanagement; seit 2013 Mitarbeiterin der NS-Provenienzforschung. Von 2009 bis 2011 arbeitete sie mit bei der namentlichen Erfassung der Ravensbrück-Häftlinge aus Österreich am Institut für Konfliktforschung in Wien und war 2011/12 Projektmitarbeiterin in der Provenienzforschung der Bibliothek des Österreichischen Parlaments. Seit 2018 leitet sie die Kommission für NS-Provenienzforschung in der Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB). Im April 2023 schloss sie das Masterstudium Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin ab. Seit November 2023 ist sie karenziert und wirkt als Mitarbeiterin in der NS-Provenienzforschung an der SLUB Dresden. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die Provenienzforschung zu NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgütern, Bibliotheks- und Erinnerungsgeschichte sowie die Provenienzverzeichnung in bibliothekarischen Nachweisinstrumenten.

Klaus-Peter Möller, Archivar im Theodor-Fontane-Archiv, lebt und arbeitet in Potsdam. Publikationen zur DDR-Soldatensprache (*Der wahre E*, Berlin 2000), Theodor Fontane (*Der Stechlin*, Hg., Berlin 2001) und

Lion Feuchtwanger (*Ein möglichst intensives Leben*, Mitarbeit, Berlin 2018), Transkription von Handschriften (Fallada, Brigitte Reimann, Ferdinand Möhring, Online-Edition der Tagebücher). Zuletzt erschien (gemeinsam mit Lothar Weigert): *Schmalhansküchenmeisterstudien versus Petitionsschriftstellerei. Theodor Fontane und der Berliner Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung*, Würzburg 2023.

Mirko Nottscheid ist seit 2020 Referent für Bilder & Objekte am Deutschen Literaturarchiv Marbach. Zuvor war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Hamburg und Mainz. In Marbach ist er für die Bestandsbetreuung der Kunstsammlungen sowie der Sammlungsbereiche Fotografie und Erinnerungsstücke verantwortlich. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Literatur- und Bildgeschichte des achtzehnten bis zwanzigsten Jahrhunderts, Autor:innenporträts, materielle Kultur im Archiv, Editionsphilologie und Wissenschaftsgeschichte.

Yvonne Pietsch ist Teilprojektleiterin der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen im Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar und Arbeitsstellenleiterin der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig im Kooperationsprojekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«. Sie studierte Germanistik, Anglistik und Theaterwissenschaften in Erlangen und München. 1998 erarbeitete sie für die Adelsbibliothek der Familie von Arnim in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek eine Bestandsdatenbank. Sie promovierte 2006 an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit einer historisch-kritischen Edition von Ludwig Achim von Arnims *Schaubühne* (Berlin und Boston 2010). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Literatur der Romantik und der Goethezeit, Briefkultur und Editionswissenschaft.

Joanna Raisbeck ist Marie Skłodowska-Curie Research Fellow an der Università degli Studi di Verona, wo sie seit 2023 zur Literatur und Philosophie der Sattelzeit forscht mit dem Projekt »Towards an Alternative History of the Age of Goethe« (Horizon 2021). Sie war zwischen 2019 und 2023 Lecturer an der germanistischen Abteilung der University of Oxford. Nach dem Studium der Germanistik an der University of Oxford erfolgte die Promotion 2019, ebenfalls an der University of Oxford, mit Forschungsaufenthalten in Frankfurt am Main und Göttingen, mit einer Arbeit zu »poetischer Metaphysik bei Karoline von Günderrode«. Die Dissertation wurde 2021 mit dem Klaus Heyne-Preis zur Erforschung der deutschen Romantik und 2022 mit dem Novalis-Preis ausgezeichnet und erschien 2022 als Monogra-

phie: *Karoline von Günderode. Philosophical Romantic*, Cambridge 2022. Aktuelle Publikationen u. a. in den *Publications of the English Goethe Society* sowie im Sammelband *Noch Zukunft haben. Zum Werk Karoline von Günderodes*, Berlin und Heidelberg 2024 (zwei Beiträge).

Caren Reimann studierte Kunstgeschichte in Berlin und Würzburg und ist seit 2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Herzog August Bibliothek im Projekt »Weltwissen. Das kosmopolitische Sammlungsinteresse des Frühneuzeitlichen Adels«. 2019 wurde sie mit einer Arbeit über den arabischen Buchdruck um 1600 promoviert und arbeitete im Anschluss in Projekten zum Kulturgutschutz. Weitere Forschungsinteressen sind Missionsliteratur und die ökonomischen Grundlagen der Buchproduktion in der Frühen Neuzeit.

Julia Schneidawind ist seit 2022 wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie studierte Geschichte und Vergleichende Kultur- und Religionswissenschaften. Bis Oktober 2022 arbeitete sie an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Rahmen des Projekts »Judentum in Bayern«. Im selben Jahr wurde sie an der LMU München mit der Arbeit *Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles* promoviert. Die Arbeit wurde mit dem Eduard-Duckesz-Preis 2023 ausgezeichnet und ist im Oktober desselben Jahres im Druck erschienen. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit, Migrationsforschung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Materielle Kultur, Provenienzforschung, Jüdische Geschichte Australiens und Ozeaniens.

Martina Schönbächler ist an den Literaturarchiven der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich zuständig für digitale Projekte und Editionen, zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Robert-Musil-Institut für Literaturforschung/Kärntner Literaturarchiv in Klagenfurt. Sie studierte deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft, Physik und Astronomie in Bern und Berlin; von 2012 bis 2014 war sie wissenschaftliche Assistentin am Germanistischen Institut der Universität Bern; 2020 promovierte sie an der ETH Zürich mit einer intertextuell-poetologischen Arbeit über Thomas Manns Autorenbibliothek und Werk. Forschungsinteressen zu Autor:innenbibliotheken, Schreibprozessen und *New Materialism* sowie Genderkonstruktionen in der Literatur ab 1800. Aktuelle Publikationen: *Marginalien in der digitalen Edition. Bemerkungen zu Text und Autorschaft am Beispiel von Thomas Manns*

Nachlassbibliothek, in: editio 37 (2023), S. 12–27; *Das Korpus der Autor:in. Die ›Autorenbibliothek‹ als Ort des Stoffwechsels*, in: Martin Bartelmus, Yas-har Mohagheghi und Sergej Rickenbacher (Hg.): *Ressource ›Schriftträger‹ . Materielle Praktiken der Literatur zwischen Verschwendung und Nachhaltigkeit*, Bielefeld 2023, S. 211–225; *Text-Welten als Intraaktion. Zersetzung und Transzendenz am Beispiel von Josef Winklers Textkorpus*, in: TRANSPPOSITIONES. Zeitschrift für transdisziplinäre und intermediale Kulturforschung 3 (2023), S. 131–146.

Emile Schrijver ist Generaldirektor des Jüdischen Kulturviertels in Amsterdam. Es umfasst das Jüdische Museum, das Jüdische Museum junior, die Portugiesische Synagoge, die Holocaust-Gedenkstätte Hollandsche Schouwburg und das Nationale Holocaust-Museum, das im März 2024 eröffnet wurde. Außerdem ist er Professor für die Geschichte des jüdischen Buches an der Universität Amsterdam. Schrijver ist Kurator der privaten Braginsky-Sammlung hebräischer Manuskripte und gedruckter Bücher in Zürich und Chefredakteur der *Encyclopedia of Jewish Book Cultures*, die zunächst online erscheint und nach ihrer digitalen Veröffentlichung bei Brill Publishers aus Boston und Leiden gedruckt wird. Er ist Vorstandsvorsitzender der Vereinigung Europäischer Jüdischer Museen und Mitglied in Vorständen und Beratungsausschüssen jüdischer Kulturorganisationen innerhalb und außerhalb der Niederlande. Im Oktober 2021 veröffentlichte er sein erstes Romanwerk, *De Hillel Codex*, einen Literaturthriller; sein zweiter, *De Firkovich-bende*, erschien im November 2023.

Peer Trilcke hat in Kiel Neuere deutsche Literatur, Skandinavistik und Philosophie studiert und wurde in Göttingen mit einer Arbeit über Thomas Kling promoviert. Er ist heute Leiter des Theodor-Fontane-Archivs an der Universität Potsdam und Professor für deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ebendort. Er ist Gründer des Potsdamer Netzwerks für Digitale Geisteswissenschaften, Herausgeber unter anderem von *DraCor* und des *Journal of Computational Literary Studies* sowie Mitglied der Redaktion der Zeitschrift *TEXT+KRITIK*. Zuletzt erschienen unter seiner (Mit-)Herausgeberschaft der Band *Fontanes Medien*, Berlin und Boston 2022 und das zweibändige *Theodor Fontane Handbuch*, Berlin und Boston 2023.

Joëlle Weis ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Trier Center for Digital Humanities, wo sie den Forschungsbereich »Digitale Literatur- und Kulturwissenschaften« leitet. Von 2019 bis 2021 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Weltwissen« des Forschungsverbunds MWW. Sie

wurde 2019 mit einer Arbeit zur Historiographieggeschichte des achtzehnten Jahrhunderts promoviert. Zu ihren aktuellen Arbeitsschwerpunkten gehören die digitale Sammlungsforschung, Buch- und Bibliotheksgeschichte sowie die Wissensgeschichte der Frühen Neuzeit.